

P. Agostino da Montefeltro

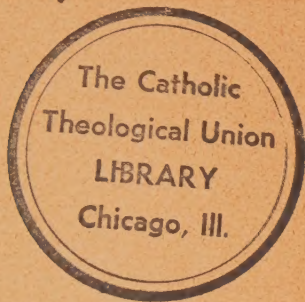
Konferenzreden
und Fastenpredigten
II. Band

53 n



2.25 57
Michael Hlasin

- 1911 -



P. Agostino da Montefeltro
Konferenzreden und Fastenpredigten
II. Band: Jesus Christus

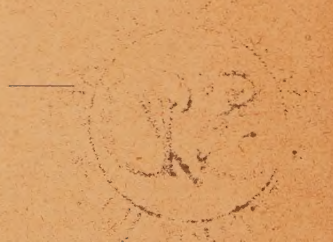
Konferenzreden und Fastenpredigten

von

P. Agostino da Montefeltro
O. S. Fr.

II. Band

Jesus Christus
und die christliche Wahrheit



Mainz 1907
Verlag von Kirchheim & Co.

Jesus Christus

und die christliche Wahrheit

Predigten

von

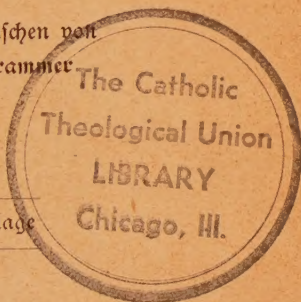
P. Agostino da Montefeltro O. S. Fr.

gehalten in der St. Carlokirche in Rom
während der heiligen Fastenzeit 1889

Aus dem Italienischen von

Dr. Joseph Drammer

Sechste Auflage



Mainz 1907

Verlag von Kirchheim & Co.

WITHDRAWN

554

Imprimatur.

Moguntiae, die 20. Sept. 1907.

Dr. Jos. Selbst,
Consil. Eccl., Decan. Eccl. Cathedr. Mogunt.

Vorwort

Die freundliche Aufnahme, welche „die Wahrheit“ gefunden, veranlaßt mich, einen zweiten Zyklus von Vorträgen des berühmten Franziskaners dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. P. Agostino behandelt darin vorwiegend jene Gegenstände, die mit der christlichen Religion in unmittelbarer Beziehung stehen, weshalb wohl das Werkchen „die christliche Wahrheit“ genannt werden konnte. Das vorliegende Bändchen enthält zwölf Predigten, die sich mit den Vorwürfen gegen unsere Religion, mit ihrer Grundlage, dem göttlichen Erlöser, sowie mit dem Verhältnisse von Wissen und Glauben befassen, sämtlich Themata, die in unseren Tagen gewiß zeitgemäß sind. Wie bei der „Wahrheit,“ so war ich auch bei dem vorliegenden Werkchen bemüht, durch Vergleichung der verschiedenen stenographischen Ausgaben der Reden P. Agostinos ein richtiges Verständnis der großartigen Wirksamkeit des demütigen

Sohnes des hl. Franziskus zu ermöglichen. So Gott will, wird in den nächsten Wochen der letzte Band dieser Predigten erscheinen, welcher einige besondere christliche Wahrheiten zum Inhalte haben wird. Möge mit Gottes gnädiger Hilfe das Werkchen in Deutschland reichen Segen stiften!

Köln, am Feste des hl. Evangelisten Markus 1889.

Der Übersetzer.

I.

Die Vorurteile gegen die Religion

Der Mensch, die Familie, der Schmerz bedürfen der Religion. Es bedarf ihrer der Mensch, weil die Religion das Fundamentalgesetz seines ganzen Wesens, die Grundbedingung seines Glückes ist, weil sie seine ganze Größe bedingt und einen Hauptunterschied zwischen Mensch und Tier begründet. Es bedarf ihrer die Familie, denn die Religion ist die Grundlage der Eintracht, der Erziehung, der Liebe. Es bedarf ihrer der Schmerz, denn ohne Religion gibt es keinen Trost und keine Stärke. Aber hat nicht die Religion auch sehr große Nachteile, die uns dazu berechtigen, sie zurückzuweisen?

Bevor Moses das auserwählte Volk in das gelobte Land hineinführte, schickte er zuerst zwölf aus den verschiedenen Stämmen auserwählte Männer aus, um genaue Nachrichten über das Land und seine Bewohner einzuziehen. Diese nun, weit entfernt, sein Vertrauen zu rechtfertigen, begnügten sich damit, vom Gipfel der Berge aus, welche das Land umgeben, einen flüchtigen Blick auf Palästina zu werfen. Die Angst hinderte noch dazu jedes Nachdenken und vergrößerte in ihrer Einbildung die Gegenstände, so daß

sie voll ungerechter Vorurteile zurückkehrten. Sie gaben zu, daß das Land fruchtbar sei, daß es alles im Überfluß besitze, daß dort Milch und Honig fließe, aber sie setzen hinzu: „Jenes Land ist von Menschen bewohnt, gegen die wir nur Heuschrecken sind; darum muß man den Gedanken fallen lassen, dasselbe in Besitz zu nehmen.“ Und das Volk begann bereits gegen Moses zu murren. Josue und Caleb indes, die als beherzte Männer das Land bereist hatten, sagten, nachdem sie getreu eine Beschreibung seiner Fruchtbarkeit und seines Überflusses gegeben, folgendes: „Wenn Gott uns gnädig ist, werden wir Euch dorthin führen. Ohne Zweifel werden wir Schwierigkeiten finden, Feinde, die wir bekämpfen müssen, aber wenn Gott mit uns ist, wen sollen wir da fürchten? Wir werden sie verschlingen, wie Brot.“ Dieses Land ist ein Bild der Religion. Alle stimmen darin überein, daß die Religion etwas Gutes sei für den Menschen, für die Familie, für den Schmerz; aber viele haben Vorurteile gegen die Religion und halten sich deshalb ferne von ihr. Es ist dies ihrerseits kein auf Vernunftschlüssen beruhender Unglaube, sie sind nur durch ungerechte Voreingenommenheit ferngehalten. Heute Morgen möchte ich gerade diese Vorurteile zerstreuen, damit man die Wahrheit in ihrem schönsten Lichte schaue; ich werde es tun mit jener Liebe, die man vom Verkünder des Evangeliums zu erwarten berechtigt ist; denn der Verkünder des Evangeliums muß alle lieben, und besonders die Verirrten, denn diese haben ein ganz besonderes Recht auf unsere Liebe, weil sie unglücklich sind. Es gibt

freilich manche, die sich darüber wundern, daß unter uns Verirrte sich befinden. Indes, nachdem, was wir gehört, was wir gesehen haben, inmitten der delikaten Verhältnisse, durch die wir hindurchgegangen sind, mußten wir uns wundern, wenn es hier keine Verirrten gäbe oder wenn sie nicht in noch größerer Zahl vorhanden wären. Anstatt zu klagen, wollen wir unsere Hände zum Himmel erheben und Gott den Herrn bitten, daß er Mitleid mit diesen Seelen habe, daß er uns doch eine Armee von Aposteln der Liebe senden möge, die uns die Wahrheit lieben lehren.

I. Das erste Vorurteil, die erste Anklage, die man gegen die Religion erhebt, ist die: „Die Religion ist veraltet.“ „Pater,“ so sagte mir kürzlich ein junger Beamter, „das, was Sie predigen, ist alles gut und schön, aber es gehört in eine längst vergangene Zeit.“ Unser Jahrhundert, das mit dem Altertum beinahe Gözendienst treibt, sollte der Religion ihr Alter vorwerfen wollen? Aber man macht doch dem Greise keinen Vorwurf aus dem Kranze weißer Haare, der ihn nur um so ehrwürdiger macht! Gewiß, die Religion ist alt, sogar sehr alt; durch eine ununterbrochene Reihe von Päpsten, durch eine ununterbrochene Reihe von Oberhirten, durch die Jahrhunderte der Unwissenheit und der Barbarei sowohl, wie durch die Jahrhunderte der Wissenschaft und der Gesittung hindurch, durch die Zeiten des Wohlwollens und der Gunstbezeugungen ebenso, wie durch die Zeiten der Kämpfe und der Siege reicht sie hinauf bis zum Kalvarienberg, bis zu dem Kreuze, an dem

Jesus Christus sein Leben ließ. Und von hier dem wechselnden Geschehe des auserwählten Volkes folgend, springt sie mit einem zweiten Schritte bis zu Moses, bis zu Aaron hinauf. Alsdann durch die Höhlen der Propheten wandernd, springt sie mit einem dritten Schritte durch die Zelte der Patriarchen bis zu der Wiege der Welt, bis zu unseren Stammeltern und hier ihre Taubenflügel ausbreitend, kehrt sie zu dem Vater zurück, von dem sie ihren Ausgang nahm. Ja, die Religion ist alt, sehr alt; wie die Pyramide der Wüste schon seit so vielen Jahrhunderten die Bogen des Nil vorüberauschen sieht, so sieht die Religion die Geschlechter, die Republiken, die Dynastien schwinden. Wie viele Ruinen türmen sich rings um sie auf und sie allein steht in deren Mitte unerschütterlich! Wo sind denn jene, die sie sah geboren werden, von denen sie verfolgt ward, die ihr ehrwürdiges Alter verhöhnten? Sie bereiteten ihr ein Grab, allein Väter und Söhne sanken in die Grube und sie sang ihnen das Requiem, das Deprofundis! Ja wohl, sie ist alt, aber auf ihrer Stirne gewahrt man keine Runzel; ihre Glieder sind mit Narben bedeckt, aber mit ruhmreichen Narben, die ihre Kämpfe, ihre Triumphe bezeugen! Und sehen Sie denn nicht, daß sie so alt sein muß, wie die Welt? Was ist denn die Religion? Die Religion ist die Gesamtheit der Beziehungen, die den Menschen mit Gott verbinden. Darum vom Augenblicke an, wo Gott den Menschen aus dem Nichts ins Dasein rufen wollte, wo er dem Menschen einen Verstand gab, der fähig ist, ihn zu erkennen, ein Herz,

das fähig ist, ihn zu lieben, ist auch die Religion vorhanden. Sie entwickelte sich nur im Laufe der Jahrhunderte je nach dem Bedürfnisse der Menschheit. Die Religion ist alt, aber was würden Sie sagen, wenn sie jung wäre? Sie würden rufen: „Wenn die Religion so notwendig ist, warum hat denn Gott sie uns nicht früher gegeben? Warum müssen wir ein Joch tragen, das unsere Väter nicht kannten?“ Und in der That, was ist denn aus den neueren Religionen, einem Produkte des Stolzes und der Verderbtheit des Menschen geworden? Man sah sie ganz schön und frisch aus der Werkstätte des Künstlers hervorgehen, allein sie alterten gar schnell; die allgemeine Verachtung hat ihnen ihr Recht widerfahren lassen. Unsere Religion geriet über ihr Erscheinen durchaus nicht in Aufregung; sie sagte ihnen: „Ihr kommt zu spät; die Menschen, die religiös sein wollen, wenden sich mir zu und nicht Euch!“ Das Altertum ist eben das, was den Ruhm der Religion ausmacht, es ist ein Beweis für ihre Göttlichkeit.

„Indes,“ so fügt man bei, „unsere Religion hat sich geändert.“ Was wollen Sie damit sagen? Daß die Religion dem Baume gleicht, der seine Blätter wechselt, seinen Stamm entwickelt? „Ihre Religion hat sich geändert; sie ist nicht mehr dieselbe, wie sie zu Anfang war, sie ist nicht mehr die Religion der Patriarchen, die Religion der Propheten, die Religion des Evangeliums, die Religion der Apostel, die Religion der ersten Kirche, sie ist nicht mehr jene, die in der That die Spuren ihres himmlischen

Ursprunges an sich trug; aber dann kamen die Leidenschaften, vor allem kam das Interesse der Priester, die Jahrhunderte der Barbarei, der Unwissenheit, und da hat die Zeit, die alles verzehrt, auch die Religion verschlungen." Aber, was wollen Sie damit sagen? Gott, der Urheber der Religion, habe sie den Launen der Menschen preisgegeben? Sollte Gott sich selbst Lügen gestraft haben? Der Zahn der Zeit zernagt die Werke der Menschen, sollte es sich mit den Werken Gottes ebenso verhalten? Betrachten Sie die Sonne, sie verzehrt sich nicht! Betrachten Sie den Frühling, er bringt uns immer seine Blumen, wie der Herbst immer seine Früchte bringt! Und Gott sollte sein ausgezeichnetes Werk, die Religion, auf der seine äußere Ehre beruht, im Stiche gelassen haben? Gott würde also dann wie ein mit seinem Werke unzufriedener Künstler verfahren, der dasselbe weit von sich schleudert, weil er es nicht mehr sehen will? Aber, das würde ja Gottes unwürdig sein! Und hat etwa Jesus Christus nicht gesagt: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen; die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen?" Hat er nicht gesagt: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt?" Und hat er nicht hinzugefügt: „Ich will Euch den Tröster senden, den Geist der Wahrheit, der Euch alle Wahrheit lehren wird?" Und sehen Sie die Kirche nicht dastehen, wie ein geordnetes Schlachtheer, bereit zum Kampfe? Wenn je ein Frevler es wagte, seine Hand an jenen geheiligten Schatz zu legen, an das Buch der vom Herrn geoffenbarten Wahrheit,

wie sie in der Bibel hinterlegt ist, schleuderte da die Kirche nicht augenblicklich ihre Anatheme gegen ihn? Mag sich auch die Gewalt, die Politik gegen sie erheben, sie beugt sich nicht; sie ändert nicht ein einziges Wort des Glaubensbekenntnisses, nicht eine einzige Silbe des Dekaloges! Sehen Sie, ehe sie ein Wort des Glaubensbekenntnisses änderte, ließ sie lieber ihre herrlichsten Eroberungen im Oriente fahren! Ehe sie gegen die Heiligkeit des Dekalogs anging, hat sie lieber den Verlust Englands über sich ergehen lassen! Vor einem Cäsar, mag dies ein einziger Mann oder wie heute ein ganzes Volk sein, erblicken Sie den Dichter im Staube kriechen, den Philosophen zum Sophisten werden, den Redner sich um schnödes Geld verkaufen, aber die Kirche beherrscht Könige und Völker, sie bleibt immer dieselbe, zur Zeit des Wohlwollens sowohl wie zur Zeit der blutigen Verfolgung. Sie bleibt immer dieselbe, sowohl in den Armen dessen, der sie an seine Brust drückt, um sie zu liebkoosen, wie in den Armen dessen, der sie liebkost, um sie zu beißen. Sie verachtet jede Schmeichelei und jede Drohung, die sich alle zu ihren Füßen brechen wie die Meeresfluten zu den Füßen des Felsen. Wissen Sie, wem Sie den Vorwurf der Veränderlichkeit machen müssen? Unseren armen getrennten Brüdern, welche die Bibel der Auslegung eines jeden einzelnen überließen, so einem jeden einzelnen es anheimstellend, sich seinen Glauben nach seinem Geschmacke zu bilden. Aber erheben Sie ihn nicht gegen unseren Glauben, er ist der Glaube der katholischen Welt, der Glaube der Apostel! Steigen Sie nur in

ein Schiff ein, machen Sie die Reise um die Welt, und wo immer Sie einen Katholiken finden, finden Sie dasselbe Glaubensbekenntnis, denselben Dekalog, dieselben Sakramente. Rufen Sie nur immerhin die Vergangenheit zur Hilfe, wir fürchten sie nicht! Zeigen Sie uns nur einen einzigen Artikel, der nicht zu diesem allgemeinen Glaubensbekenntnisse gehört, wir würden ihn alsbald als sakrilegisch zurückweisen. Der Katholik unterwirft seinen Glauben nur Gott dem Herrn, und die Kirche selbst, obschon sie unfehlbar ist, macht nicht die Wahrheit, sondern verkündet sie. Der Katholik hängt nur vom Himmel ab, und er ist mit Eifer bestrebt, seine reine, seine heilige Freiheit sich zu wahren!

Aber ich merke, wie jemand erwidert: „Ihre Religion ist dennoch vielfach geändert worden.“ Inwiefern? Vielleicht insofern, als die Ceremonien und die Gebräuche nicht mehr dieselben sind, wie früher? Wollen Sie sagen, daß die Gesetze der Kirche, obschon Sie heilig sind, sich im Laufe der Zeit den Bedürfnissen der Menschen angepaßt haben? Dies gebe ich gerne zu. Ich füge bei, daß diese Gebräuche, diese Gesetze von der Kirche auch jetzt noch geändert werden können; das liegt im Rechte der Kirche. Aber diese äußere Disziplin ist nicht die Religion, sie ist nur ihr Kleid. Wenn Sie ein neues Kleid anziehen, kann man dann wohl sagen, daß Sie sich geändert haben? Ohne Zweifel, zur Zeit der Katakomben besaß die Religion nicht den Glanz, den sie entfaltete, als die Könige, die ihre Söhne geworden, sie auf den Thron erhoben; aber ihr Herz blieb doch immer

dasſelbe. Betrachten Sie jenen König des Waldes, in deſſen Schatten die Wanderer ſeit Jahrhunderten ſchon Ruhe ſuchen! Jedes Jahr wechſelt er ſeine Blätter, ſeine Blüten; immer weiter ſtreckt er ſeine Äſte aus, und wenn einmal ein Äſt von dem Sturme abgebrochen wird, entfaltet er alsbald einen neuen, aber er ſelbſt ändert ſich nie, er bleibt immer derſelbe. So verhält es ſich auch mit der Religion. Und wenn auch die Art, der Blißſtrahl, die Zeit ſelbſt jene alte Eiche zu Boden werfen kann, ſo fürchtet dennoch der Baum des Kalvarienberges weder die Stürme, noch den Bliß, noch die Wut der Jahrhunderte und der Menſchen, er hat die Zuſicherung der Unſterblichkeit und wird ſeine Früchte tragen bis zum Ende der Zeiten!

Welch ein Troſt für uns, unfere Religion immer, zu allen Zeiten und an allen Orten dieſelbe zu erblicken! Die Wolke des Irrtums, der Vorurteile kann wohl zeitweilig Dein Angeſicht verhüllen, aber Deinen Glanz können ſie nicht vermindern! Was würde auch geſchehen, wenn das Sonnenlicht erlöſchen würde! Welch trauriges Bild würde ſich dann unſeren Blicken darbieten? Und doch, ſollte die Religion aus der Welt verſchwinden, welch ein anderes viel ſchrecklicheres Bild, welch finſtere Nacht, welch ein Chaos hätten wir alsdann! Darum, o himmliſches Licht, leuchte auch fernerhin auf unſerer Stirne, damit die Menſchen in deiner Klarheit wandeln; Himmelsfackel, erglänze vor allem über unſerem Vaterlande, damit, wenn es auch ſchlechte Menſchen geben ſollte, die deine Klarheit verläſtern, dennoch niemand ſein Auge deinem Lichte

verschließen könnte! Glänze über ihnen mit einem lebhafteren, milderen Lichte, um dich dadurch an ihrer Undankbarkeit zu rächen!

Doch nun zu einer anderen Anklage. „Die Religion,“ so sagt man, „hat freilich viel Licht auf die Erde gebracht; die Religion hat der menschlichen Gesellschaft manchen Dienst geleistet, und die Gesellschaft muß ihr dafür Dank wissen. Aber heutzutage ist die Civilisation eine gar große geworden; die Idee des Rechtes, die Idee der Ordnung ist überall verbreitet. Wir haben nun unser eigenes Licht; unser Unterricht ist ein allgemeiner geworden und alles dies kann gar wohl die Unterstützung ersetzen, welche die Religion der Gesellschaft gewährte.“ Man spricht hier von der Religion, wie von einem Diener, dessen Treue man lobt, den man aber nichtsdestoweniger verabschiedet. Indes sehen wir zu. Es ist schon viel, daß die Wohltaten der Religion zugegeben werden. Aber wie sollte man sie auch nicht zugeben? Es sind ihrer gar zu viele, sie sind gar zu gewaltig. Als die heidnische Welt unter der Bucht ihrer Laster zu erliegen drohte, da hauchte der Gottmensch von der Höhe des Kreuzes herab auf jenen Leichnam und die Liebe stieg vom Kalvarienberge herab. Als die Barbaren wie ein verwüstender Gießbach sich auf die alte griechisch-römische Welt stürzten und überall Ruinen aufhäuften, da machten sie nur vor dem Kreuzesbaume Halt. Als Mohamed die ganze Welt seiner Religion unterwerfen wollte, als er auf die Eroberung des ganzen Erdkreises ausging, da war es wieder die christliche Religion, die bei Poitiers, bei Navarin, bei Granada

seinen Siegeslauf hemmte. Als unser Vaterland von inneren Kämpfen zerrissen war, da warf sich die Religion zwischen die Reihen der Kämpfenden, um die Herzen zu versöhnen, den Haß zu besänftigen. Und wenn sie ein oder das andere Mal sich in die Staatsangelegenheiten mischte, so geschah dies nur, um die Tyrannen zittern zu machen, um die unterdrückten Völker zu verteidigen. Aber wozu alle diese Wohltaten aufzählen? Ein jeder kennt sie ja. Warum also diese Wohltäterin der Menschheit vertreiben wollen?

„Heutzutage haben wir unsere eigene Zivilisation!“ Aber sind wir denn mit dieser unserer Zivilisation vielleicht weniger verderbt? Kann sich vielleicht unser Jahrhundert „das Jahrhundert des Rechtes“ nennen? Kann man es das Jahrhundert der Ehrfurcht, der großen Charaktere, der männlichen Tugenden, der guten Sitten heißen? Wenn Sie unser Jahrhundert aufmerksam aus der Nähe betrachten, werden Sie zugeben müssen, daß Gesittung und Recht sich nicht miteinander verbunden haben.

„Aber wir haben unsere Ideen der Ordnung weit- hin verbreitet!“ Allein ich frage, sind darum die Verbrechen weniger zahlreich geworden? Die Verbrechen haben sich vervielfacht und erfüllen selbst die Richter mit Grausen.

„Unsere Geistesfackeln entsenden überall hin das Licht!“ Indes sehen Sie nicht, daß es ein Petroleumlicht ist?

„Unser Unterricht.“ Welcher denn? Ein Unterricht, der die Gesellschaft unmöglich macht, da er den

Menschen überreden möchte, daß er nur ein Tier sei, da er den Menschen jeglicher Verantwortung entheben will! O Herr, wende Dein Angesicht nicht von uns ab, um uns uns selbst zu überlassen; übergib uns nicht der eigenen Schwäche! Ja, Herr, lasse uns Deine Religion, lasse sie uns, damit sie uns predige, daß wir alle Brüder seien, alle Söhne desselben Vaters! Lasse uns Deine Religion, damit sie so viele Tränen trockne, so viele Schmerzen tröste! Lasse sie uns, damit sie unsere Seele aus dem Staube erhebe und von der Erde loslöse!

Eine andere noch stärkere Anklage hält besonders die Jugend von der Religion zurück. Man sagt, die Religion sei dem Fortschritte feindlich, sie sei eine Feindin der Wissenschaft und vor allem fürchte sie die Fortschritte der modernen Wissenschaften.

Meine Brüder! Es gab eine Zeit, wo man von der Freiheit sagte: „Wie viele Verbrechen wurden nicht im Namen der Freiheit begangen!“ Und heute könnte man sagen: „Wie viele Lügen wurden der Jugend und dem Volke unter der Aufschrift: „Fortschritt“ eingegeben!“ Aber sprechen wir im Ernste. Es gibt drei Arten von Fortschritt: der materielle Fortschritt, der intellektuelle Fortschritt und der moralische Fortschritt. Sollte etwa die Religion dem materiellen Fortschritte feind sein? Aber inwiefern verstoßen Telegraph, Eisenbahn, Gas gegen das Dogma? Und erscheinen nicht immer die Bischöfe bereitwilligst, wenn man sie darum bittet, um eine neue Einrichtung dieser Art mit dem kirchlichen Segen zu weihen? Sollte die Religion der Industrie

entgegen sein? Aber war nicht ihr Gründer ein Arbeiter? Lehrt nicht die Religion den Arbeiter die Arbeit lieben? Die Engländer, die sich so gut auf den materiellen Fortschritt verstehen, hatten bei Gelegenheit ihrer großen Weltausstellung im Jahre 1851 über die höchste Kuppel ihres Krystallpalastes die Worte geschrieben: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Sollte etwa die Religion dem geistigen Fortschritte abhold sein? Aber wie könnte man so etwas behaupten? Die Religion ist ja nichts anderes als das Licht des Unendlichen. Wer wollte leugnen, daß das Evangelium die erste Sonne der Menschheit gewesen? Keiner aus Ihnen hat die Worte jenes großen Geistesmannes vergessen: Ein wenig Wissenschaft entfernt von Gott, viel Wissenschaft führt zu Gott hin. Newton, der gewiß ein wahrer Weiser war, entblößte sein andächtiges Haupt, so oft er den Namen Gottes aussprechen hörte.

Man sagt, die Religion sei dem Fortschritte der Kunst feindlich gesinnt! Allein unser Vaterland würde sich erheben und auf die Gemälde eines Fra Angelico, Perugino und tausend anderer hinweisen; es würde die Meisterwerke eines Michelangelo, eines Canova zeigen; es würde eine Strophe von Rossini ans Ohr tönen lassen und sagen: Sieh, wie die Religion eine Gegnerin der Kunst ist! Gehen Sie nach Rom und Sie werden dort das schönste Museum der Welt gerade im Vatikan finden.

Wäre die Religion vielleicht eine Feindin des sittlichen Fortschrittes? Aber hat nicht Jesus Christus den Grund zu diesem Fortschritte gelegt, als er sagte:

„Seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater vollkommen ist?“ Welch herrliche Worte! Was bedurfte es mehr, um den Himmel auf die Erde herabsteigen zu lassen, wenn die Menschen dieser Einladung des Evangeliums nachkommen wollten? Sie, die Sie den Fortschritt lieben, treten Sie nur zu unseren Heiligen hin, dort werden Sie die Männer des Fortschrittes sehen, einen heiligen Vinzenz von Paul, jenen Priester, der keinen Pfennig besitzt und doch Millionen den Armen schenkt!

Ist die Religion eine Gegnerin der Wissenschaft? Aber bedenken Sie doch, wie viele große Männer gerade die Religion allen Zweigen der Wissenschaft geschenkt hat! Wie kann man die Religion eine Feindin der Wissenschaft nennen, wenn man in der Geschichte Namen, wie Kopernikus, Galilei, Volta, Cuvier, Descartes und tausend andere gelesen hat?

„Sie werden indes nicht leugnen können,“ so wirft man ein, „daß die Religion die Fortschritte der modernen Wissenschaft fürchtet.“ Aber warum denn? Vielleicht deshalb, weil eine Wahrheit einer anderen Wahrheit widerstreiten könnte? Fahren Sie nur fort in Ihren Entdeckungen zum Ruhme Ihres Vaterlandes; deswegen hat Gott Ihnen ja gerade den Verstand gegeben! Wie? Der, welcher das Licht geschaffen, sollte Furcht haben vor dem Lichte?

„Allein die Religion legt uns undurchdringliche Geheimnisse auf; und erlaubt der Wissenschaft nicht, sie zu ergründen?“ Aber, so könnte ich fragen, gibt es denn eine Wissenschaft, die keine Geheimnisse hätte? Wie sollte man eine Religion ohne Geheimnisse an-

nehmen können? Eine traurige Religion jene, die von dem Auge des Menschen erforscht wird! Das Geheimnis wohnt in uns, das Geheimnis umgibt uns, und es sollte sich nicht in der Religion finden? Das allein würde ja genügen, sie abzuweisen, zu sagen, sie sei Menschenwerk. Betrachten Sie nur die Geheimnisse unserer Religion: Ein Gott, der ein schwaches Kind geworden, der am Kreuze stirbt, um uns zu erlösen; welch ein Wunder der Liebe! Wer fühlte nicht die Größe, die Süßigkeit der Geheimnisse unserer Religion? O ihr Seelen, die ihr dürstet nach der Liebe zur Wahrheit, tretet zu dieser wunderbaren Quelle hin, ihr werdet fühlen, wie sie Euch berauscht!

Viele würden sich der Religion nähern, wenn sie nicht zurückgehalten würden, und wissen Sie, von wem? Von politischen Vorurteilen. Doch davon werden wir sogleich sprechen.

II. In der That, viele würden sich anders zur Religion stellen, wenn sie nicht durch politische Vorurteile zurückgehalten würden; sie sagen, die Religion ist mit der politischen Freiheit unvereinbar, sie begünstigt die Tyrannei.

An erster Stelle sage ich Ihnen, daß Religion und Politik immer getrennt sein müssen und niemals miteinander vermischt werden dürfen. Dies vorausgesetzt, wie darf man sagen, daß die Religion den Despotismus begünstige? Es ist wahr, Jesus Christus hat die Worte gesprochen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist!“ Aber wer ist der Kaiser des Evangeliums? Es ist die

Obrigkeit, welchen Namen sie auch immer trägt; und darum empfiehlt die Religion immer die Unterwürfigkeit unter die Autorität. Die Religion sollte unverträglich mit der Freiheit sein? Aber wie kann das sein, da Freiheit und Religion Schwestern sind? Religion und Freiheit wurden beide von Jesus Christus am Kreuzestamme geboren. Aber wo war die Freiheit vor Jesus? War sie zu Rom? Jene Patrizier waren doch sehr oft nichts weiter, als Tyrannen, und später wurden die Tribunen noch unerträglichere Tyrannen, als jene gewesen. Fand sie sich vielleicht in Athen? Da stützte sie sich auf den Ostrazismus. Fand sie sich in Sparta? Aber dessen Bürger waren gewiß Tyrannen, sie hatten ja ihre Heloten. Und dann waren Spartaner, Athener, Römer allesamt Sklaven des Staatsgottes. Jesus Christus aber erschien in der Welt und lehrte, daß alle Menschen einen gemeinsamen Vater im Himmel haben, vor welchem sie alle gleichberechtigt sind. Damals wurde das Reich der Gleichheit und Freiheit gegründet, und wenn Sie genau zusehen, werden Sie vergebens eine Sklavenseele in einem wahren Christen finden. Hatte vielleicht ein heiliger Petrus eine Sklavenseele? Jener arme Fischer, der sich angesichts seiner Richter erhob und ihnen zurief: „Ihr habet den Urheber des Lebens getötet!“ Hatte ein heiliger Paulus eine Sklavenseele, er, der seine Freiheit nicht aus den Händen des Stadtschreibers annehmen wollte, indem er verlangte, daß die Richter selbst kommen und ihm die Freiheit geben müßten, und sie kamen in der That zitternd und zagend! Finden Sie

eine Sklavenseele in jenen Heiligen, die immer sich der Sache des armen Volkes angenommen haben, und die den Fürsten und Königen so manche Lehre gaben? Nein, eine Sklavenseele werden Sie nie in einem wahren Christen finden; er wird immer seine Freiheit bewahren wollen. Die Politik ändert sich, aber der Glaube hat das Versprechen der Unsterblichkeit!

„Indes, Vater, können Sie nicht leugnen, daß Ihre Religion der politischen Freiheit entgegensteht.“ Welch eine Anklage! Sehen Sie, das sagt ein unwissendes Volk, eine Presse, die nicht so unwissend, aber um so schuldvoller ist! Es gibt keine Freiheit, die nicht geboren ward und gewachsen ist unter der Ägide der christlichen Religion, der Kirche, und dies vor der Revolution und vor der Reformation. Schauen Sie nur hin auf jene große Freiheiten des Volkes, jene freien Städte, wie sie im Mittelalter blühten! Wenn Sie auch nur die unbedeutendste städtische Gemeinde des 12. und 13. Jahrhunderts betrachten wollten, so würden Sie alles das vorfinden, was man heute anstrebt, eine vollständige und wahre Demokratie, ein Volk, das sich selbst verwaltet, das seine Abgaben feststellt, seine Richter sich auswählt, ein eigenes Heer unterhält. Und glauben Sie, daß dies alles gegen den Willen der Religion stattgehabt hätte? Nein, die Religion war die erste, welche diese Obrigkeit, die von jenem freien Volke ausging, segnete. Die Kirche hatte jene Einrichtungen begünstigt, die festgestellt worden, um jedes Übermaß von seiten der Behörde unmöglich zu machen.

Wenn man nur ein einziges Dekret von seiten des

Oberhauptes der hl. Religion vorbringen könnte, wodurch diese Regierungsform verurteilt wurde, aber man wird keines finden; wenn man nur ein einziges Dekret aufweisen könnte, welches ein gesetzmäßiges Recht beschränken wollte, indes man wird keines finden. Man suche einen einzigen Akt der kirchlichen Oberhirten, welcher die Freiheit verurteilt, die mit der Freiheit der Seele vereinbar ist, man wird keinen finden, denn die Religion ist eine Säule der Wahrheit, und die Wahrheit ist das Fundament der Freiheit!

Darum sagte Franklin: „Hütet Euch wohl, die Völker der Religion zu entfremden; denn wenn Ihr die Völker von der Religion entfernt, werden sie sich selbst Ketten schmieden.“ Und einer der ihrigen bemerkte: „Schließet nicht die Tore des Tempels! In dem Maße, wie Ihr die Tore des Tempels schließet, werdet Ihr die Pforten der Gefängnisse und der Galeere öffnen müssen.“ Was bleibt also von jenen Anklagen übrig? Die Religion sagt Ihnen: „Ich verführe Euch Verzeihung und Liebe; ich bin Eure Mutter, ich möchte Euch gerne einträchtig beisammen sehen. Wenn aber die Leidenschaften dies hindern sollten, so empfehle ich Mäßigung, und nach beendigtem Kampfe möchte ich gerne die Tränen trocknen, den Sieg heiligen, die Besiegten trösten können, denn ich habe ein Banner, das sich niemals ändert; mein Banner trägt als Devise drei Worte, die immer dauern werden, und ich würde ein Verräther sein, wenn ich auch nur ein einziges wegnehmen wollte; mein Banner trägt als Devise diese drei Worte: „Wahrheit, Liebe und darum auch Freiheit!“

II.

Die Intoleranz der Religion

Der Mensch, die Familie, der Schmerz benötigen der Religion und man darf die Religion nicht abweisen wegen der Anklagen, die gegen dieselben erhoben werden; denn, wenn man selbige genau prüft, findet man ihre Grundlosigkeit alsbald. Es sind nur Vorurtheile, von den Feinden der Religion gehegt und gepflegt, um uns von ihrem Mutterherzen loszureißen. Aber sollte auch diese Behauptung ein Vorurteil, eine grundlose Anklage sein, daß unsere Religion intolerant ist?

Können Sie und wollen Sie mir gefälligst sagen, welches dann eigentlich die Lage des Katholizismus in unseren Tagen ist? Vielleicht zögern Sie mit Ihrer Antwort aus Furcht irgendwo die Wahrheit zu verletzen, denn, wenn Sie auf der einen Seite die katholische Kirche befehdet sehen, so erblicken Sie dieselbe doch auf der anderen Seite triumphierend von Eroberung zu Eroberung schreiten. Nun gut, so will ich es Ihnen sagen. Die Lage des Katholizismus in unseren Tagen ist jene seines göttlichen Stifters vor Pilatus. Eines Tages wurde Jesus Christus vor den römischen Landpfleger Pontius Pilatus

geschleppt, welcher an ihn die Frage stellte: „Bist Du ein König?“ Und Jesus antwortete ihm: „Ja, ich bin ein König, wie Du gesagt hast; ich bin ein König, welcher die Vernunft beherrscht, um sie zu erleuchten, ein König, der über den Willen herrscht, um ihn zum Guten zu lenken. Die Menschen kannten die Wahrheit nicht, und ich bin gekommen, um sie dieselbe zu lehren.“ Der Prokonsul sagte darauf: „Quid est veritas! Was ist Wahrheit!“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, überließ er ihn den Händen der Menge.

Das ist die Lage des Katholizismus in unseren Tagen. Unsere Religion, diese ehrwürdige Matrone, stellt sich den Menschen vor und spricht zu ihnen: „Ich bin eine Königin und soll über Euren Willen herrschen, über Euren Verstand, über Euer Herz. Ihr vergesset allzu oft die Wahrheit, und ich bin in die Welt gekommen, um sie Euch zu lehren.“ Die Menschen aber antworten: „Quid est veritas!“ und gehen mit verächtlichem Achselzucken ihrer Wege. Aber die Religion folgt ihnen; sie sieht, daß sie nahe daran sind, dem Irrtum sich in die Arme zu werfen, und sie will sie an ihr Herz ziehen. Indes die Menschen erwidern ihr auf alle ihre Liebesbeweise: „Wir bedürfen Deiner nicht; alle Religionen sind gleich gut!“

Dies ist das berühmte Wort, das bereits in die untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft gedrungen ist, und sehen Sie, darum ist eben der Unglaube so populär geworden. Aber dieses Wort lästert die Wahrheit, denn es vermischt die Wahrheit mit

dem Irrthume; es lästert Gott, da er nicht Weisheit genug besessen, um eine bestimmte Art der Anbetung vorzuschreiben, und da er den Menschen vollständig freigestellt hätte, ihn anzubeten nach ihrem Gutdünken.

Aber die Zivilisation der Völker und die Ehre Gottes vereinigen sich in dem Rufe: „Einen Gott, eine Religion!“ Und um alle Religionen für gleich gut zu erklären, müßte man sie nicht nur alle verachten, sondern auch einen Grundsatz unheilvoller Verwirrung aufstellen und dem abscheulichen Atheismus einen Altar errichten.

Das Argument ist von Wichtigkeit, aber auch schwierig; ich werde es darum mit Klugheit zu behandeln suchen.

I. „Alle Religionen sind gleich gut.“ Wenn der Gleichgültige dieses volltönende Wort einmal ausgesprochen hat, dann fragen Sie ihn nur nichts mehr, er denkt nicht mehr. Ich könnte ihm aber gleich zur Antwort geben: Wenn alle Religionen gleich gut sind, warum suchet Ihr dann in unserer Mitte so viele Anhänger zu gewinnen? Warum bemühet Ihr Euch selbst die armen Söhne des Volkes zu Euch hinüberzuziehen, indem Ihr sie sogar dafür bezahlet? Wenn alle Religionen gleich gut sind, so ist die unserige doch auch gut, darum laßt uns in Frieden, und beunruhigt Euch nicht wegen unseres Loses. Auch der Katholizismus ist eine Religion; darum, wenn alle Religionen gut sind, ist auch der Katholizismus gut. Deshalb verfolgt ihn nicht, suchet nicht ihn der Verachtung preiszugeben; seid konsequent und achtet ihn!

In Betreff dieses Punktes habe ich indes sagen hören: „Alle Religionen sind gut, den Katholizismus ausgenommen.“ Ach, Ihr Unglücklichen! Sehet Ihr denn nicht, daß Ihr damit beweiset, daß der Katholizismus eine ganz besondere Religion bildet, daß er eine Ausnahme macht! Wenn Ihr ihn ausschließt, so geschieht dies nur, weil Ihr ihn fürchtet; und wenn Ihr ihn fürchtet, so geschieht dies nur deshalb, weil er wahr ist. Und das, meine Brüder, wäre, wie mir scheint, eine peremptorische Antwort. Aber wir werden noch etwas Besseres hören.

Alle Religionen sind gleich gut. Stellen Sie sich eine ungeheure Gallerie vor, die nicht sowohl eine möglichst vollständige Sammlung der Meisterwerke jeglicher Kunst umfaßt, als vielmehr eine vollständige Sammlung aller Religionen, aller Kulte enthält. Da ist Brahma neben Mahomet, Mars und Jupiter an der Seite von Luther und Calvin, und dann eine unzählige Menge von Steinfiguren und Tieren, ein wahrer Olymp. Nun gut, alle diese Formen, die das religiöse Gefühl nach und nach sich gebildet hat, sind gut; sie alle haben entstehen, vergehen, sich erneuern, sich umgestalten müssen, um dem Bedürfnisse der Zeiten, der Orte, der Menschen zu entsprechen, aber alle sind heilig, alle verdienen unsere Ehrfurcht. Was dünkt Ihnen von dieser Theorie? Das wäre die teuflischste Theorie, die jemals gesehen wurde; sie ist unverträglich mit irgendwelcher Religion, sie zerstört alle und über ihren Ruinen errichtet sie dem abscheulichen Atheismus einen Altar. Oder ist dies nicht in der That eine Theorie, welche der Vernunft widerstreitet,

die menschliche Moral verletzt, die der Gesittung der Völker und der Ehre Gottes widerstrebt?

Sie widerstreitet der Vernunft. Wirklich muß jede Religion, wie alles, was mein Gedanke ergreift, wahr oder falsch sein. Wenn unter meinen Zuhörern jemand wäre, der sich zu jener Behauptung verstünde, alle Religionen seien gleich gut, so würde ich ihn fragen: „Mein Bruder, jene Religionen, die Du alle gut nennst, sind sie alle wahr oder falsch? Oder gibt es darunter einige wahre und einige falsche? Oder ist nur eine wahr und die anderen alle falsch? Antworte mir!“ Wenn er sagt, sie sind alle falsch oder einige sind wahr und einige falsch, und besonders wenn er erwidern würde, eine einzige ist falsch und die anderen sind alle wahr, dann würde ich ihm zur Antwort geben: Aber du beleidigst ja die Gottheit, du hängst dir den Mantel der Heuchelei um. Wenn er mir sagt, sie sind alle wahr, dann würde ich ihm erwidern: Welchen Namen soll ich deiner Torheit geben? Denn bemerken Sie wohl, jene Religionen, die sich in die Erde teilen, stimmen durchaus nicht miteinander überein; was die eine anbetet, verlästert die andere, wem die eine Weihrauch streut, das stößt die andere zu Boden. Behaupten, sie alle seien wahr, das hieße behaupten, daß Ja Nein, daß Weiß Schwarz sei. Nach ihrer Meinung ist es wahr, mit dem Katholiken an die Kirche zu glauben und mit den getrennten Brüdern dieselbe zu leugnen. Nach Jenen wäre es wahr, mit den Christen zu glauben, daß Jesus Gott sei, und mit den Hebräern, daß er ein Betrüger gewesen. Im besten Falle wäre eine

solche Behauptung eine große Dummheit, denn es wäre dasselbe, wie behaupten wollen, jeder Akt dieser verschiedenen Religionsgesellschaften müsse von Gott huldreich entgegengenommen werden. Wenn alle gut wären, so müßte man schließen, daß Ehre und Verunehrung Gottes, ihn erkennen und ihn nicht erkennen, Gott anbeten und den Teufel anbeten, eins und dasselbe sind. Nein, wenn man einander so widersprechenden Religionen gegenüber behaupten will, sie seien alle gleich gut, so heißt das nichts anderes, als Gott leugnen, als die Wahrheit leugnen!

Man wird also bei der Erklärung der Gleichheit aller Religionen mit Vorsicht verfahren müssen, und wenn die Annahme, daß alle Religionen gut seien, ein Schlag ins Gesicht für die Logik ist, so wird man Rousseau recht geben müssen, der sagte: „Von so vielen Religionen, die sich gegenseitig ausschließen, ist nur eine einzige gut.“ Die Wahrheit einer einzigen Religion ist eine Forderung der Vernunft und ich füge hinzu, auch eine Forderung der menschlichen Sittlichkeit und der Gesittung der Völker.

Es würde ein grober Irrtum sein, wenn man glauben wollte, daß die Religion nur dazu da sei, um als Zeitvertreib, zur Zerstreuung oder zur Beschäftigung der Einbildungskraft zu dienen. Die Religion ist gleichsam ein Feuerofen, in welchem die Tugenden eines Menschen sowohl als eines ganzen Volkes einer Prüfung unterworfen werden, in welchem sie ihre charakteristische Form empfangen. Die Tugend eines Menschen und eines Volkes ist nichts

anderes, als die in Übung gesetzte Religion. Darum schließt jede falsche Dogmatik den Keim einer verkehrten Moral, eines verdorbenen Geschlechtes in sich.

Nichts ist lehrreicher und überzeugender, als einen Blick auf die Analogie zu werfen, die zwischen der Religion und der Geschichte eines Volkes besteht. Im Norden stellen die Germanen, die Scandinavier ihre Gottheit in nicht so fast wollüstigen als vielmehr grausamen Formen dar; und so finden wir auch bei diesen Völkern strenge Tugenden, die wie ihr Göttersitz ein eigentümliches Bild von Keuschheit und Barbarei darbieten. Rom versammelt in seinem Pantheon alle Laster des Erdkreises, und so können auch die Schändlichkeiten seines Verfalles weder in der Poesie des Suetonius, noch in dem Stile des Tacitus erzählt werden. Im fernen Orient ist es der Buddhismus mit seiner unreinen Mythologie, mit seinem unleidlichen Pantheismus, der die indischen Völker in eine Todesstarre versenkte und eine mystische Unfruchtbarkeit über sie verhängte. Der Islam endlich, der die Söhne des Propheten in einen ewigen Garten versetzt, sieht Gefittung und Scham überall verschwinden, wohin er nur immer seinen unheiligen Fuß setzt. Ja, wie die Religion, so die Völker! Wer hätte den Mut zu der Behauptung, daß alle Zivilisationen gleich gut seien? Wer würde sagen wollen, daß die Zivilisation der Indianer und die heutige der Chinesen ebenso glänzend sei, wie die der alten Römer und Griechen? Wer sich zu einer solchen Behauptung verstünde, der verdiente, zu den Hottentotten gesandt

zu werden, wo es gar keine Zivilisation gibt. Wenn nun aber die Zivilisation ein Produkt der Religion ist und wenn sie nicht immer gleichen Wert hat, so muß man notwendiger Weise schließen, daß auch die Religionen nicht alle gleich gut sind. So vereint sich die Gesittung des Menschen mit der Gesittung der Völker in der Forderung nach einer einzigen Religion.

Was soll ich von der Ehre Gottes sagen? Werfen wir doch nur einen einfachen Blick auf Hindostan und sehen wir dort, wie die Anbeter eines Gözen sich unter die Räder seines Wagens werfen, um sich aus lauter Ehrfurcht zermalmen zu lassen! Sehen wir, wie in Karthago die Mutter ihr eigenes Kind zum Verbrennen auf den Altar der Götter legt; wie in Mekka der Fanatismus ganze Hekatomben menschlicher Wesen fordert und uns alsdann die Seuchen nach dem südlichen Europa sendet; wie in Frankreich die Göttin der Vernunft als Bacchantin anstatt als Priesterin auftritt! Und sollte Gott denn auf gleiche Weise geehrt werden durch die blutigen Opfer und durch die Ausschreitungen der Wollust, wie durch christliche Keuschheit, durch die Opfer, die ihm die Unschuld darbringt, wie durch jene Schändlichkeiten des Lasters? Die Tugenden eines heiligen Vinzenz von Paul sollten ebenso der Heiligkeit Gottes entsprechen, wie die Ungebundenheit eines Sultans? Aber dann wäre ja Gott weder gerecht noch heilig, er wäre gleichgültig gegen Gut und Böse! Wenn es sich so verhielte, dann würde ich mich in die Wüste

zurückziehen, ich würde auf den Gipfel eines Berges klimmen und ausrufen: „Gott, entferne Dich von mir, denn ich will keinen Gott ohne Weisheit, ohne Heiligkeit, ohne Gerechtigkeit; einen Gott, der mit dem gleichen Auge Laster und Tugend ansieht!“ Aber wozu in die Wüste oder auf die Berges Spitze eilen? Wenn alle Religionen gleich gut sind, wo würde denn Gott überhaupt existieren? Ein Gott, der gegen Gut und Böses gleichgiltig ist, wäre gleichgiltig gegen sich selbst; er würde nur in unserer Phantasie Existenz besitzen. Und wenn Voltaire sagte: „Gott ist weder Jansenist, noch Papist, noch Anabaptist,“ so hat er nur einen Beweis von der Leichtfertigkeit seines Geistes abgelegt. Denn Gott ist eine substantielle Wahrheit und darum kann er auch nicht in gleicher Weise Wahrheit und Irrthum gelten lassen; er liebt notwendig die Wahrheit, weil er notwendig sich selbst liebt und die Wahrheit leugnen, heißt Gott leugnen.

Die Gleichgiltigen wissen ganz gut, daß an dem Tage, an welchem ihre Lehre Aufnahme fände, für die Religion die letzte Stunde schlagen würde. Indes haben sie nicht die Stunde ihres Leichenbegängnisses abgewartet, um sich von der Religion zu befreien. Jene Männer, die nach ihren Prinzipien derjenigen Religion gemäß leben müßten, die in ihrem Lande herrscht, sind weder Katholiken noch Protestanten, noch Juden, noch Mohamedaner; sie gehorchen weder den Gesetzen der Kirche noch denen irgend einer anderen Religionsgesellschaft. Sie haben sich eine Religion nach ihrem Willen gemacht, und sie verfügen darüber wie über ein Kleid, das man nach Belieben

weiter oder enger macht; eine Religion ohne Leben, ohne Kraft: das ist der Abgrund, in welchen sie alle Religionen stürzen möchten. Wenn alle Religionen gut sind, so sagen Sie mir doch, wer ist denn der Gott, den Sie anbeten? Es ist ein Gott, unendlich in seiner Vollkommenheit; aber vom Augenblicke an, wo Sie seiner Vollkommenheit eine Grenze ziehen, haben Sie Gott geleugnet. Ein Gott, der alle Religionen gut heißt, wäre ein törichter Gott, denn was würde er tun? Er würde mit seiner Billigung alles Das versehen, was auf der ganzen Welt das törichtste ist. Der Heide würde sein Auge zum Himmel erheben und sagen: „Du, der Du Dich Gott nennst, bist ein Unkeuscher, ein Dieb, ein Väterich, wie Mars, Merkur und Venus.“ „Mein Gott,“ würde der Katholik mit Inbrunst ausrufen, „ich glaube fest, daß du in der Eucharistie gegenwärtig bist, die der Gegenstand meiner Seufzer, die meine Freude, mein einziger Trost ist.“ „Gott,“ so würde der Calvinist sagen, „ich glaube, daß Du nicht in der Eucharistie zugegen bist; sie ist für mich Gegenstand des Scherzes und der Lächerlichkeit.“ Und Gott würde erwidern: „Ihr habet beide recht; Euer Kult ist voll Liebe und bewundernswerter Zärtlichkeit; beide werdet Ihr zu meinen Auserwählten zählen!“ „Gott,“ sagt der Wilde, „Du bist nur ein Tier, ein Steinbock; ich will Dir Menschenopfer darbringen. Großer Vater der Menschheit, verschmähe diese Gebetsform nicht!“ Und Gott würde antworten: „Sie ist etwas hart, diese Form, aber was liegt daran, es ist ja nur eine Form! Der Grund ist vortrefflich.“ Sehen Sie, das ist der Gott

des Gleichgültigen. Kann man mit gutem Glauben eine solche Theorie annehmen? Dieser Gott ist kein Gott des Himmels, sondern ein Tyrann der Menschheit; denn alsdann würden alle Leidenschaften zügellos walten, die Menschen würden keine Liebe mehr kennen, der Haß beherrschte alles — es wäre die Erde ein Vorbild der Hölle!

Und da wagen noch jene Menschen aufzutreten und mit lächelnder Miene zu sagen: „Es genügt, ein rechtschaffener Mensch zu sein; das übrige ist doch nichts!“ Es genügt, ein rechtschaffener Mensch zu sein? Wie, ist der ein rechtschaffener Mensch, der die Wahrheit insultiert, die Moral untergräbt, und den Altar der Religion in Stücke schlägt?

Allein wissen Sie, was jene nun behaupten? Sie sagen: „Es ist durchaus nicht unsere Ansicht, daß alle Religionen gut seien; im Gegenteil, alle Religionen sind falsch, sie sind Menschenwerk und darum müssen sie alle von der Erde verschwinden!“ Als ich eines Tages in einer Stadt über diesen Gegenstand predigte, kam jemand zu mir und sagte: „Sie bemühen sich, uns zu überzeugen, aber wir stimmen ja vollständig miteinander überein, da ja alle Religionen von Menschen erfunden und darum falsch sind.“ Um diesen zu antworten, genügt es, in die Erinnerung zurückzurufen, daß die Existenz einer wahren Religion eine notwendige Folge der Existenz Gottes und der Existenz des Menschen ist; denn, wie ich Ihnen in einer früheren Predigt gezeigt habe, liegt es in dem innersten Wesen des Menschen, Gott den Kult der Anbetung, des Dankes und der Liebe zu

geben. Als Antwort auf jene Behauptung genügt daher die Feststellung der Tatsache, daß der Atheismus nicht nur ein Verbrechen, sondern eine Absurdität ist. Allein bekämpfen wir ihre Theorie; ich will mit einem Argumente dagegen angehen, das klar und allen verständlich ist. Das Falsche existiert niemals für sich allein; in der Wissenschaft, in der Kunst, überall befindet sich das Wahre an der Seite des Falschen; denn das Falsche setzt eben das Wahre voraus, da es nur eine Verfehrung des Wahren ist. Wenn wir also so viele Religionen in der Welt sehen, so zwingt uns die Logik anstatt zu schließen, alle sind falsch, zu sagen, eine muß wahr sein und alle anderen sind eine Verfehrung der wahren. „Wenn es nicht eine wahre Religion gäbe,“ sagt Pascal, „so wäre es den Menschen unmöglich gewesen, falsche Religionen zu erfinden.“ Wie könnte man auch fälschen, was gar nicht existiert? Man fälscht das, was als gut anerkannt ist; man fälscht besonders das, dessen wir uns bedienen haben würden, wenn es gut gewesen wäre. Man würde sich keiner gefälschten Heilmittel bedienen, wenn es nicht gute gegeben hätte; man würde kein falsches Geld auszugeben suchen, wenn nicht gute Münze in Umlauf wäre. Darum, wenn man falsche Religionen zur Annahme gebracht hat, so konnte das nur deshalb geschehen, weil die Menschen von der Existenz einer wahren Religion überzeugt waren.

Und dann, wie wollen Sie den Ursprung all der Kulte erklären, die auf der Erde in Übung sind; Sie,

die Sie sich zu der Behauptung verstehen, daß alle Religionen Menschenwerk seien, daß es keine einzige wahre gebe? Man gibt mir zur Antwort, daß es die Gesetzgeber gewesen, welche die Religion erfanden, um der sozialen Ordnung eine feste Grundlage zu geben. Es ist indes nicht schwer zu zeigen, daß dies eine irrige Annahme ist. Zunächst straft die Geschichte diese Behauptung Lügen. Befragen Sie nur die Geschichte nach dem Urheber der Wissenschaften, der Künste, des Gewerbefleißes; sie wird Ihnen Rede und Antwort stehen. Fragen Sie aber nach dem Urheber der Religion, so kann sie nur mit einem Hinweise auf Gott den Herrn antworten. In der That, stellen Sie nur kühn die Frage: „Wer hat angeordnet, daß es von diesem Jahre, von diesem Monate, von diesem Tage an eine Gottheit geben solle, und daß dieser Gottheit Tempel und Altäre errichtet werden sollen?“ Die Geschichte wird Ihnen nichts zu antworten wissen. Und warum? Weil die Religion im Anfang dem Menschen von Gott gegeben wurde, weil die Religion älter als alle Gesetzgeber, als alle Gebräuche ist, weil die Religion durch die Überlieferung weitergepflanzt wurde. Und wenn die Religion nur eine menschliche, politische Schöpfung gewesen, die von dem Willen, von der Laune des Menschen abgehangen, wie würden die Gesetzgeber sämtlich darin übereingestimmt haben, der sozialen Ordnung einen Irrtum als Grundlage zu geben? Daß die Menschen früher, ehe die betreffende Entdeckung gemacht war, in dem Glauben lebten, die Sonne drehe sich um die Erde,

verstehe ich wohl; denn es war dies eine mit den Sinnen wahrnehmbare Erscheinung, welche die Sinne täuschte und ohne mathematische Berechnung nicht anders erklärt werden konnte. Aber wie sollte der Irrtum haben entstehen können, den Völkern als Grundlage der sozialen Ordnung eine falsche Religion aufzuzwingen, die doch auch der Leidenschaft einen Zügel, dem Laster eine Strafe geben soll? Diese sonderbare Tatsache würde man unmöglich erklären können. Die Völker machten sich falsche Götter, ja, aber alle glaubten an das Dasein einer göttlichen Natur; das aber, was die gemeinsame menschliche Überzeugung festhält, muß als Naturgesetz gelten. Und wie hätte die Religion erfunden werden können, um der sozialen Ordnung zur Basis zu dienen? Bisher haben die Menschen immer geglaubt, daß der Irrtum an und für sich verderblich und nur die Wahrheit allein heilsam sei. Aber alle Menschen haben sich geirrt, wie es scheint! Es ist der Irrtum, der das Gewissen der Menschen gebildet, der sie gelehrt hat, das Recht vom Unrecht zu unterscheiden. Aber andererseits sehen wir auch, daß, wenn der Opfer Sinn, die Liebe, die Bürgertugend aus einem Volke schwindet, dieses dem Untergange entgegengeht; wie soll man diese Tatsache erklären?

Aber hören wir weiter: „Es ist gewiß, daß die Gesetzgeber die Religion erfunden haben, um der gesellschaftlichen Ordnung eine sichere Grundlage zu geben; vergessen wir nicht, daß die Religion in Bezug auf diese Ordnung nicht allen, sondern nur dem Volke notwendig ist.“ Und warum dies? „Weil

das Volk unwissend ist und darum mit gutem Glauben einen Irrtum annehmen kann. Wir aber, die wir unterrichtet sind, wir wissen, daß die Religion eine menschliche Erfindung ist, und niemand kann uns darum zwingen, sie anzunehmen.“ Es gibt also für diese Gelehrten keine moralische Verpflichtung mehr und das Gewissen ist für sie nur ein leeres Wort. Diese Leute tun alles, was ihnen beliebt und was nicht von dem Polizeistoße gehindert wird. Als im alten Rom die Gelehrten nicht mehr an die Gottheit glaubten, war auch das Volk derselben überdrüssig, es wurde skeptisch und das war der Ruin dieser großen Nation.

„Aber, Vater,“ so höre ich sagen, „wenn es, wie Sie zu beweisen suchen, eine wahre Religion gibt, deren Urheber Gott ist, wie ist es dann möglich, daß Gott die Existenz der anderen Religionen zugebe, die des öfteren die seine überwinden und unterdrücken?“ Mein Bruder, wer bist Du eigentlich, der Du mir diese Einwendung machst? Sage mir, gehörst Du vielleicht zu jenen, die Gott dem Herrn die Macht geben, die Welt zu erschaffen, und nachdem Gott die Welt erschuf, ihm die Macht nehmen, an die Welt zu rühren? Aber, wenn Du Gott die Gewalt, Wunder zu wirken, absprichst, wie kannst Du dann Gott vorwerfen, daß er kein Wunder wirkt? Oder gehörst Du zu denen, die an die unumschränkte Macht der Vorsehung glauben? Aber dann ist das Verlangen der vollständigen Unterdrückung des Irrthums durch die Dazwischenkunft der göttlichen Allmacht nur ein Verlangen nach göttlichem Despotismus und mensch-

licher Sklaverei. Gott sieht uns mit ganz anderen Blicken an; er achtet unsere Freiheit und läßt sich lieber von uns beleidigen, als daß er diese verletze. Dadurch entstanden eben die falschen Religionen. Sie schreien gegen die Kirche, wenn sie der Ausbreitung des Irrtums eine Grenze zieht; aber liegt etwa mehr Intoleranz in dem Bestreben, die Verbreitung des Falschen zu hindern, als in der Ertötung desselben in seinem Ursprunge, wie Sie es wollen? Sonderbarer Liberalismus, der auf der einen Seite für die falsche Religion in die Schranken tritt, und auf der anderen Seite es Gott nicht verzeihen kann, daß er die Existenz derselben zugelassen! Ohne Zweifel, wenn Gott als unerbittlicher Despot über den menschlichen Gedanken hätte herrschen wollen, wenn er mit Blitz und Donnereschlägen die Stirne der Dissidenten hätte niederbeugen wollen, so wäre seine Herrschaft niemals und nirgends in Frage gestellt worden, aber in diesem Falle wären wir eben nichts weiter als willenlose Sklaven gewesen. Wir wollen darum Gott nicht schmähen! Unser Bedenken kommt nur daher, daß wir die Achtung nicht kennen, die man der menschlichen Freiheit schuldet, und daß wir vor allem das große, tiefe Geheimnis der göttlichen Liebe nicht zu ergründen vermögen.

II. „Aber, Pater, so lassen Sie doch dieses Argument von der falschen Religion bei Seite.“ Und warum? „Wenn es nur eine wahre Religion gäbe, so würden notwendiger Weise alle Menschen, die außerhalb derselben stehen, verloren gehen. Und das wäre doch gar zu traurig.“ Aber wissen Sie denn

nicht, daß diese Folgerung auf dem Worte Jesu Christi und auf der Lehre der Apostel beruht? „Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste,“ hat der göttliche Heiland gesagt, „kann in das Reich Gottes nicht eingehen.“ „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;“ wer also diesem Wege nicht folgt, kann nicht selig werden. Der hl. Petrus antwortete den Juden, die ihn fragten: „Was sollen wir tun?“ „Thut Buße und laßet Euch taufen;“ also wiederum, ohne Taufe keine Seligkeit.

„Allein diese Lehre ist doch zu grausam!“ Ich antworte: Haben Sie dieselbe verstanden? Eines Tages traf eine Heidin jemanden, der ihr sagte: Außerhalb der wahren Religion gibt es kein Heil. „Wo mag denn mein armer Vater sein, der unlängst starb?“ „In der Hölle,“ erwiderte jener. „Aber er war doch zu gut, so mildtätig, so voll Erbarmen.“ „In der Hölle!“ „Nun gut,“ sagte die Wilde, „dann will auch ich zu ihm in die Hölle.“ Hatte jener Mann zu der Unglücklichen die Wahrheit geredet? Nein, gewiß nicht! Die wahre Religion, die gut ist, wie Gott selbst gut ist, zieht auch den guten Glauben in Betracht. Das Kind des Häretikers oder Schismatikers, das die heilige Taufe in der richtigen Weise empfangen hat, gehört zur Kirche, und wenn es bald darauf sterben sollte, so wird seine unschuldige Seele von den Engeln zum Himmel getragen. Falls es im guten Glauben aufwuchs und nie an der Wahrheit seiner Religion zweifelte, und auch stets bereit war, Gott zu geben, was Gott von dem

Menschen verlangt, indem es seine Taufanschuld bewahrte oder, wenn es sie verloren, dieselbe durch eine vollkommene Reue wieder erlangte, so gehört es gleichfalls zur Kirche und wird sein Seelenheil erringen. Ein Ungläubiger, der von Jesus Christus reden hörte, während niemand da war, der ihm den Weg des Heiles öffnete, gehört auch zur Kirche, wenn er in seinem Herzen ein lebhaftes Verlangen nach dem wahren Glauben erweckt. Andere, die niemals von Jesus reden gehört, die aber das Naturgesetz, welches in jeder Menschenbrust eingegraben ist, treu beobachten und dabei eine vollständige Unterwürfigkeit unter Gottes heiligen Willen an den Tag legen, haben ebenfalls wenigstens einschließlicly das Verlangen nach der Wiedergeburt, welche die Taufe verleiht, und werden von Gott nicht verurteilt werden. Oher würde der barmherzige Vater ihnen einen Engel vom Himmel senden, der ihnen den Weg des Heiles eröffnete.

„Aber, Vater, wer bleibt denn von der Kirche ausgeschlossen?“ Derjenige, der sie nicht kennt, aber durch sein Leben sich unwürdig macht, sie kennen zu lernen; wer sie kennt, aber sich ihr nicht anschließt; wer sich ihr anschloß, aber ihre Gebote nicht hält. Ausgeschlossen sind also alle jene, die durch ihre eigene Schuld außerhalb ihres schützenden Daches verweilen.

„Wenn aber der Mensch die wahre Religion gefunden zu haben glaubt, wird er ein Verfolger der anderen Kulte, und das ist fanatische Intoleranz.“ Es existiert wohl kein Wort, mit dem ein größerer Mißbrauch getrieben worden ist, als mit dem Worte

„Intoleranz.“ Es gibt drei Arten von Toleranz: die bürgerliche Toleranz, die persönliche Toleranz und die theologische Toleranz. Ich will von der bürgerlichen Toleranz nicht reden; die Kirche hat sich über dieselbe ausgesprochen. Die persönliche Toleranz besteht in der Liebe gegen die Personen, und diese Liebe ist eine der Lehren unserer Religion. Gewiß, die Religion muß, wie jede Gesellschaft, das Recht haben, gegen ihre Übeltäter einzuschreiten; aber sie opfert immer das Recht ihrer Liebe. Wenn jemals ein Mißverständniß vorkam, so hat sie es in ihrem Schmerze bitter beweint. Es sind auch nur die kleinen Geister, welche die christliche Lehre der fanatischen Intoleranz beschuldigen. Wie viele Verbrechen sind nicht im Namen der Freiheit begangen worden; wollten Sie deshalb die Freiheit anklagen? Wie viele Verbrechen geschahen im Namen des Fortschrittes; würden Sie darum gegen den Fortschritt auftreten? Man muß jenen Anklagen, die sich in den Zeitungen vorfinden, keinen Wert beilegen, es sind Anklagen, ohne guten Glauben. Die katholische Religion, die Kirche hat vor dem Blute Abscheu. Die Kirche ist die Braut Jesu Christi, der für uns am Kreuze starb und kein anderes Blut vergossen hat, als sein eigenes.

Die theologische Toleranz besteht darin, Konfuzius, Mahomed, Jesum Christum auf denselben Altar zu stellen. Diese Toleranz wäre doch nichts anderes, als eine heuchlerische Ehrenbezeugung, eine Ehrenbezeugung, die unter der Form einer Ausdehnung die Verneinung einschließt. Gewöhnlich haben wir wenig Zuneigung zu denen, welche sich zu keiner Partei bekennen,

wir haben wenig Zuneigung auch in irdischen Dingen zu den Untätigen, zu den Neutralen. In der That ist die Neutralität die Wissenschaft der Egoisten und das Vorrecht der Unfähigen. Zu Athen wurden jene bestraft, die zur Zeit der Revolution keiner Partei beitraten, weil man niemanden die Wohltat der interessierten Enthaltung zukommen lassen wollte. Nun, wenn es uns nicht gestattet ist, indifferent zu bleiben in Dingen, die das gesellschaftliche Leben betreffen, wollten wir alsdann eine dogmatische Gleichgiltigkeit als ein Privilegium unserer Wissenschaft, unserer Erleuchtung vorschützen? Wenn wir uns in der Politik, in der Philosophie für verpflichtet halten, uns für schwarz oder weiß zu erklären, können wir da unschlüssig bleiben, wenn es sich um Gott, um die Religion handelt? Wir mögen sagen, was wir wollen, unsere Enthaltung ist eine Beleidigung für Gott, für die Wahrheit. Sorgen Sie darum dafür, daß sich in Ihnen nie jene Niedertracht des Geistes finde; haben Sie vielmehr immer den Mut der Überzeugung, der die Eigenschaft einer großen Seele ist. Seien Sie immer bereit, wohl die persönliche Toleranz zu verfechten, aber nie die theologische.

Die Toleranz, die Sie an Stelle der theologischen Toleranz besitzen müssen, treibt Sie an, immer die Wahrheit zu lieben, aber nicht jene halbe Wahrheit, von der der Prophet spricht, sondern die vollständige ganze Wahrheit, die sich nicht beugt, die die Parallele mit dem Irrthume nicht verträgt, die Wahrheit, die mit Nachdruck ihr Recht beteuert. Die persönliche Toleranz zwingt Sie, die Liebe hoch zu schätzen, nicht

die abgeblaßte Liebe, welche die Wissenschaft predigt, sondern die christliche Liebe, welche die Seele liebt, jene Liebe, die dem armen Gefallenen die Hand entgegenstreckt, jene Liebe, die in dem Verirrten nicht den Menschen sieht, wie er ist, sondern den Engel, welcher er werden kann. Und was mich angeht, so glaube ich mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit der ganzen Kraft meines Herzens, daß nie, nie die religiöse Intoleranz in unseren Gegenden Wurzel schlagen wird. Ich glaube mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit der ganzen Kraft meines Herzens, daß es nur einen König gibt, der unserem Gewissen gebieten kann, und das ist der König der Könige, der Herr der Herren! Ich glaube, daß sich vor uns kein anderes Gefängnis öffnen wird, als das Gefängnis eines eingeschlafenen Gewissens! Ich glaube, daß es nie einen anderen Grund gibt, um voll und ganz zum heiligen Glauben zu stehen, als der erhabene Grund der Furcht und der Liebe Gottes!

III.

Die Ursachen des Unglaubens

Der Mensch, die Familie, der Schmerz bedürfen der Religion und es ist nicht angebracht, sich der Religion zu entfremden wegen der Anklagen, die gegen sie erhoben werden, denn diese sind haltlos; es sind Vorurteile, welche die Feinde der Religion verbreiten, um uns aus ihren mütterlichen Armen loszureißen. Und auch jene Anklage ist ohne Grund, die sich gegen ihre vorgebliche Intoleranz richtet; denn es kann keine Toleranz geben für den Irrtum, sondern nur für die Person, und diese Toleranz befiehlt die Religion, diese wünscht sie. Aber, woher mögen wohl jene Anklagen, jene Vorurteile kommen? Vor neunzehn Jahrhunderten befanden sich zwei Männer gegenüber, der eine aller äußeren Macht entkleidet, aber göttliche Kraft in sich tragend, der andere Vertreter der irdischen Machtfülle, aber ohne Überzeugung, ohne Energie, Jesus Christus und Pilatus; ein lebendiger Kontrast der Wahrheit und des Irrtumes, des Mutes und der Zaghaftigkeit. Jesus Christus, der Urheber und Vollender des Glaubens, kam Zeugnis abzulegen für die Wahrheit; Pilatus aber fragte ihn in einem Tone, der Zweifel und Ironie verriet: „Was ist

Wahrheit?" Jesus und Pilatus sind der Ausdruck des großen Gegensatzes zwischen Irrtum und Wahrheit in ihrem Jahrhundert sowohl als in allen Jahrhunderten.

Der Unglaube! Da haben Sie dasjenige, was sich als Gegenhort dem Glauben gegenüberstellt. Der Unglaube verbreitet allüberallhin seinen giftigen Hauch; laut und durchdringend erhebt er seine furchtbare Stimme. Wie der hl. Paulus es für das Ende der christlichen Welt vorausgesagt, scheint die Zeit gekommen, wo der Unglaube dem Christentume den stärksten Abbruch tun wird. Er hat sich in Europa festgesetzt, er breitet sich aus und bildet eine unzählbare Menge von Menschen, die außerhalb des Schattens der Religion ihr Leben verbringen; ohne Zweifel eine ohnmächtige Menge, denn sie wird schwerlich das Werk von Gottes Hand zerstören können, aber doch ist sie gefährlich durch die Stürme, die sie verursacht. In dieser ungläubigen Menge gibt es sogar einige, welche die Wahrheit, die klarer ist als die Sonne, leugnen wollen; sie sagen, es gäbe keinen Gott. Einstmals waren solche Männer selten; man betrachtete sie gleich einem Ungeheuer in der Menschheit; aber heutzutage vermehren sie sich in erschreckender Weise. Andere hinwiederum geben zwar die Existenz Gottes zu, aber sie rauben ihm seine schönsten Vollkommenheiten, die Gerechtigkeit, die Güte, die Vorsehung. Noch andere endlich wollen die christliche Wahrheit nicht anerkennen, noch schlimmer als die Heiden stehen sie jedem Kulte fern. Aber allen gemeinsam ist die Idee, keine Religion anzunehmen. Sie betrachten die Religion als

ein Vorurteil, das man bei der Unwissenheit unserer Voreltern noch gelten lassen konnte, das aber heute keinen Sinn mehr habe. In ihren Augen ist ein Mensch, der seiner Religion treu ist, ein rückschrittlicher Geist, der die Triumphe, den Fortschritt aller Dinge nicht versteht. Das ist das große Übel, welches die Familie, das Vaterland, die Gesellschaft bedroht. Das Heilmittel, das ich Ihnen biete, besteht darin, einen Blick auf die Ursachen dieses Unglaubens zu werfen.

1. Welches sind die Ursachen des Unglaubens? Die erste Ursache ist der Stolz; der Stolz, welcher den Menschen von Gott entfernt, der ihn zum Anbeter seiner selbst macht und ihn sagen läßt: „Es gibt keinen Gott außer mir. Mein Herz ist mein; ich kann es beflecken, so viel ich will. Mein Fleisch ist mein; ich kann es mit Lastern bedecken. Meine Lippen sind mein; ich kann nach Belieben lästern. Die Religion bin ich; weg mit dem Glaubensbekenntnis, mit dem Dekalog und den Geboten der Kirche!“ Der Stolz ist die Seele jener verwerflichen Doktrin, die zum Pantheismus, zum Rationalismus hinführt. Man darf sich nicht darüber wundern, daß der Stolz so geeignet ist, die Wahrheit zu verhüllen, da er uns ja vor uns selbst verbirgt. Ich will indes keineswegs dies Argument mißbrauchen; es kann Ungläubige geben, die nicht hochmütig sind; aber das kann ich immerhin behaupten, daß es weniger Ungläubige geben würde, wenn es weniger hochmütige Menschen gäbe. Der Unglaube ist eben nichts anderes als die Auflehnung der Handlungen des Menschen gegen die religiöse

Autorität, und der Mensch würde nie der christlichen Wahrheit den Glauben versagen, wenn er nicht von zu viel Glauben an sich selbst erfüllt wäre. So ist es leicht die Abstammung der Gotteslästerung von dem Stolze herzuleiten; die Gotteslästerung ist ein einzelner Akt, der logisch den andern voraussetzt.

Welches war denn die Ursache der Auflehnung unserer Stammeltern? Sie wollten so viel wissen wie Gott. Andererseits sagt das Evangelium, daß die Wahrheiten, die den Unmündigen und Säuglingen klar und offenbar scheinen, den Stolzen verborgen seien. Die Aufgeblasenheit des Geistes erzeugt immer eine Verdunkelung des Verstandes. In der That, selbst wenn man nicht an die Gerichte Gottes, an seine Züchtigungen glaubt, so ist es doch unmöglich in dem menschlichen Leben zu verkennen, daß der Stolz die fruchtbare Quelle vieler irriger Handlungen ist. Es mag wenige Ungläubige geben, die sich offen zu ihrem Glaubensmangel bekennen; aber gerade diese Disposition ist der innere Kern jeder Auflehnung gegen den Glauben.

Eine Folge des Stolzes ist an erster Stelle der Ehrgeiz, alles verstehen zu wollen. Wohl ist es wahr, daß es ein Opfer für den menschlichen Geist ist, zu glauben, was er nicht versteht; aber alles verstehen wollen, ist eine Anmaßung des Hochmütigen und die Folge eines beschränkten Wissens, da, wie Jules Simon sagt, „die kleinen Geister es sind, die alles zu erklären und alles zu verstehen vermeinen.“

Der Ehrgeiz der Unabhängigkeit ist ein Streben,

nur von sich selbst abzuhängen; es ist dies eine Torheit der Ungläubigen, denn nach ihrer Meinung sind die offenbarsten Wahrheiten unnütz. Aber dies entspricht doch wahrhaftig nicht der Würde des Menschen, sondern nur seinem Hochmuth; wir sind Menschen mit den Menschen, aber Kinder, wenn es sich um Gott handelt.

Die letzte Folge des Stolzes ist der Ehrgeiz, sich auszeichnen zu wollen. Es gibt Menschen von einem grauenhaften Stolge, für die das, was andere tun oder sagen, geradezu unerträglich ist; sie allein wollen sich hervortun. Sie glauben sich allem überlegen, was sie umgibt, und darum vermeinen sie sich zu erniedrigen, sich etwas zu vergeben, wenn sie glauben und beten wie die anderen. Um sich hervorzutun, tadeln sie das, was andere bewundern, und verachten das, was andere verehren. Sie sehen sie aufrecht stehen, wenn die anderen sich niederknien, den Vergnügen nachgehen, wenn andere beten. Ihr ganzes Wissen besteht darin, sich von dem gemeinen Haufen zu trennen, damit jeder sehe, daß sie sich über den gewöhnlichen Haufen erhaben dünken, daß sie weiter blicken als der Haufen, daß sie anderer Motive bedürfen, um christlich zu sein und zu leben, als die Welt bisheran gehabt hat. Dieses Fieber ist ein so starkes, daß sie, falls es ihnen gelänge, sich eine Religion nach ihrem Gutdünken zu machen, alsbald diese Religion verlassen würden, wenn sie sähen, daß dieselbe von dem gewöhnlichen Haufen angenommen sei. „Geister, ebenso leicht als hochmütig.“

sagt der heilige Paulus, „sie lästern das, was sie nicht verstehen.“

Und hier kommen wir zu einer zweiten Ursache des Unglaubens, der Unwissenheit. Ich will hier nicht von den Männern ohne Erziehung, ohne Bildung reden, ich spreche nicht vom armen Arbeiter, der wohl gut seine Arbeit versteht, aber darum, weil er einige Zeilen in der Zeitung lesen kann — und das oft noch, ohne sie zu verstehen — sich schon berechtigt glaubt, über die Religion abzuurteilen. Ich meine auch nicht jene Jünglinge, die etwas Arithmetik, etwas Geschichte, etwas Physik, etwas Chemie gelernt haben, und nunmehr auch die schwierigsten religiösen Fragen vornehmen und dies mit derselben Sicherheit, ja mit noch größerer Sicherheit, als die großen Geister. Ich spreche auch nicht von der Salondame, die, weil sie einige Romane, einige Modejournale gelesen hat, nunmehr zur Theologin wird. Solche Dinge vermögen uns nur ein mitleidiges Lächeln abzunötigen, denn, um mit Pascal zu reden, um ungläubig zu sein, muß man auch den Geist dazu haben. Ich spreche von den Lehrmeistern des Wissens, von den Professoren. Was verstehen die von der Religion, welche sie mit solcher Sicherheit beurteilen, und mit solcher Verachtung zurückweisen? Die Religion zählt jetzt neunzehn Jahrhunderte des Widerstandes, der Kämpfe, der Triumphe; sie hat allüberall hin ihre Dogmen ausgebreitet; sie ist geglaubt und verteidigt worden von den größten Geistern, die ein Ruhm, ich sage nicht für das Vaterland, sondern für die Menschheit gewesen sind. Die Religion blieb inmitten des Sturzes der Reiche, der

Republiken, der Völker unberührt und unbeseigt. Nun, haben etwa jene Herren auf die Weise, welche die Religion für die Gottheit gibt, befriedigend geantwortet? Erklären Sie es, wie der göttliche Stifter der Religion ein Betrüger, ein Fanatiker hätte sein können? Handeln denn Betrug und Fanatismus in der Weise, wie er gehandelt hat? Erklären sie, wie seine Wunder, die sie nicht anerkennen wollen, von den Juden, die ihn dem Tode überantworteten, und von den Heiden, die ihn verfolgten, bestätigt werden konnten? Und wie vermochten zwölf arme Fischer in dem erleuchtetsten Jahrhundert des römischen Reiches, wie der hl. Paulus bemerkt, einen am Kreuze gestorbenen Menschen als Gott anbeten zu lassen? Wie haben sie es angestellt, die versunkensten Völker das strengste Sittengesetz annehmen zu lassen? Erklären Sie, wie so viele Millionen Märtyrer ihr Blut für eine Chimäre vergießen konnten? Wie eine Religion sich habe festsetzen können trotz so vieler Hindernisse, trotz so vieler Stürme? Warum haben denn nicht so viele philosophische Systeme das Werk eines armen Zimmermannes und zwölf armer Fischer über den Haufen geworfen? Warum hat nicht die Zeit, die doch alles zerstört, ihren zerstörenden Einfluß auf diese Religion geltend gemacht, die im Gegentheil in unserem Jahrhundert noch ganz voll Leben ist?

Glauben Sie nicht, daß jene auf diese Frage antworten! Sie kennen eben die Weise für die Gottheit, für die Religion nicht; sie reden gar nicht davon, oder wenn sie davon reden, so geschieht es nur,

um sie zu entstellen. Sie haben früher einmal etwas von der Religion im Katechismus gelernt, den sie aber längst vergessen haben, und von jenem Augenblicke an haben sie dieselbe nur in jenen Büchern studiert, welche sie verleumdten, nicht in denjenigen, die sie erläutern.

Ohne Zweifel, es gibt in den menschlichen Wissenschaften bewanderte Männer, welche die Fortschritte der Wissenschaft mit Eifer verfolgten, aber während ihre geistigen Fähigkeiten sich in den Dingen entwickelten, die ihnen den Weg der Ehre und des Reichthums eröffnen sollten, ist ihr religiöser Sinn geschwunden; sie sind schließlich so weit gekommen, daß sie von der religiösen Frage nichts mehr wissen. Aber auf den Glauben verzichtend vermeinen sie doch das Recht behalten zu haben, sich als Richter aufzuwerfen und zwar als rechtmäßig befugte Richter des Glaubens; denn die Unwissenheit erzeugt Vorurtheile, die um so größer sind, je weniger sie bedacht werden. Je größer darum ihre Unwissenheit ist, desto mehr maßen sie sich auch jenes Recht an. Einer, der nichts von Chemie versteht, spricht eben nicht darüber; die Furcht, über etwas zu reden, wovon man nichts weiß, wird im Menschen durch seine guten Instinkte unwillkürlich rege gemacht; es ist dies ein allgemeines Gesetz. Wenn es sich aber um religiöse Dinge handelt, liegt die Sache ganz anders. Je tiefer die Unwissenheit ist, desto sicherer ist die Rede, und wenn der Kritiker erst ein wissenschaftlich gebildeter Mensch ist, dann spricht er sogar mit Nachdruck. Sprechen Sie ihnen nur von der Kirche, von der Tradition,

von den großen Heiligen oder den großen Kirchenlehrern; was antworten sie Ihnen? Alles dies sei nur Aberglaube, alles schwinde vor dem großen Lichte ihrer Intelligenz! Denen könnte man aber doch mit jenem berühmten Motto antworten: „Ich habe geprüft und geglaubt; prüfet gründlich und auch Ihr werdet glauben!“

An die Seite dieser Unwissenheit kann man das mittelmäßige Wissen setzen. Die größte Unwissenheit ist nicht die, welche nichts weiß, sondern vielmehr die, welche fälschlich glaubt, etwas zu wissen. Solcherge-
stalt sind gewisse Schriftsteller unserer Tage, die einigen Firniß von Wissenschaft besitzen, die ihr Gehirn voll enzyklopädischen Sachen haben und alsdann die Weisen spielen, über alles entscheiden wollen und schlimmer als alle anderen mit ihrem wegwerfenden Urtheile verfahren. Die Religion kennen sie nur aus einem Buche, aus irgend einer Zeitschrift, die tausendmal widerlegte Sophismen auf den Markt bringen. Und daher nimmt dann auch die irreligiöse Presse ihren Ursprung, deren unheilvoller Geist bis an das Ende der Erde sich ausbreitet und selbst in das Heiligtum der Familie eindringt, in welcher es leider immer Neugierige gibt, um sie zu lesen, und auch Mitschuldige, um sie zu verteidigen. Unter allen Gefahren, die das religiöse Leben bedrohen, ist diese — glauben Sie es mir, — die größte; denn niemals wurde so viel gegen den Glauben und gegen die guten Sitten geschrieben und gedruckt als in unseren Tagen, und niemals wurden die Erzeugnisse dieser Presse mit solcher Leichtigkeit bis in das entlegenste

Dorf getragen. Das ist der Fluch, der auf der Erde sich ausbreitet; und für uns ist er noch verhängnisvoller als für die anderen Nationen, weil die Italiener Geist besitzen oder wenigstens zu besitzen glauben, und wenn sie selbst keinen haben, so schreiben sie ihn doch dem Schriftsteller zu, den sie lesen, und gewöhnen sich daran, so zu denken wie er.

Freilich mangelt es nicht an Schriftstellern, die den Glauben verteidigen. Aber nicht zu diesen geht man, wenn man die Religion kennen lernen will; die Gelehrtesten begnügen sich mit irgend einer Zeitschrift; und das arme Volk? Das arme Volk begnügt sich mit einer vom abscheulichsten Geiste geleiteten Zeitung; es lebt Tag für Tag von dem, was dieses Tageblatt ihm vorsetzt, und es glaubt seiner Zeitung wie dem Evangelium und vielleicht manchmal noch mehr als diesem! Es ist eben immer die Geschichte des hl. Paulus vor dem Athenischen Areopag, die sich stets wiederholt. Die Priester predigen Jesum Christum, seine Gesetze, seine Werke, seine Verheißungen, seine Leiden; nur der Gleichgiltige gibt zur Antwort, was man dem hl. Paulus sagte: „Wir wollen dich ein andermal hören!“ Diese sogenannten Dichter kennen von der Wissenschaft nichts; sie begnügen sich damit, über alles hinwegzugleiten, ohne irgend etwas eingehender zu behandeln und das wenige, was sie wissen, verursacht ihnen Schwindel und entfernt sie von Gott.

Wir haben da ein Element berührt, welches in Wahrheit die Ursache des Unglaubens genannt werden kann. Aber es gibt noch ein schlimmeres. Manchmal

könnte man wohl die Unwissenheit von ihren Verirrungen abbringen; aber die Schwäche des Verstandes hat bisweilen die Schwäche des Willens und die Verderbtheit des Herzens zum Mitschuldigen; hierin liegt die Schwierigkeit.

Betrachten wir zunächst die Schwäche des Willens. Heute hört man allenthalben die Stimme des Unglaubens; der Gottlose gießt ohne Scheu seine Verachtung aus über die Religion und diejenigen, die sie verkünden. Stets führt er die Toleranz und die Freiheit im Munde und richtet dabei seine Stöße gegen das Herz des Christentums. Der Glaube wird nicht mehr vor den Richterstuhl des Tyrannen geschleppt, er braucht nicht mehr in der Arena des Zirkus zu kämpfen, sondern er wird verhöhnt, er muß ein noch schmerzlicheres Martyrium erdulden. Die Gottlosen verbergen ihre sakrilegischen Hoffnungen durchaus nicht; sie wollen die Grundlagen der Religion umstürzen.

Es ist gewiß kein schwacher Charakter, der den Spottreden der Gottlosen zu trogen weiß. Aber wie bedauere ich den armen Jüngling, der seinen Glauben inmitten der Verführungen der Jugend zu bewahren hat; wie großen Gefahren sieht er sich nicht ausgesetzt bei dem Eintritte in das Leben! Er sieht die Frömmigkeit ins Lächerliche gezogen, diejenigen der Heuchelei beschuldigt, die ihre religiösen Übungen treu befolgen, gleich als wenn man ein Interesse dabei haben könnte, in der gegenwärtigen Zeit sich als Christ zu zeigen! Er sieht die Gottlosigkeit im Triumphe herumgeführt, dieselbe zu einem Ehrentitel, zu einem Befähigungs-

nachweis geworden, um gewisse Ämter zu erhalten! Wird der arme junge Mann den Mut haben, sich als Christ zu beweisen? Wird er die Spöttereien der Gottlosen in den Wind schlagen? Anfangs wird er noch aus Gewissensrückichten etwas zaghaft sein; allmählich wird er kühner, er ist kein Ungläubiger aus Überzeugung, sondern aus Menschenfurcht. Ich habe Männer gesehen, die sich vor dem gewöhnlichsten Vertreter der Obrigkeit dadurch aus ihrer Niedrigkeit emporzuheben suchten, daß sie frech gegen Gott den Herrn waren.

Einige zeigen sich nicht als Christen, weil das Christentum nicht mehr Mode ist; sie opfern ihre Überzeugung aus Furcht vor einem tadelnden Worte, das von unten und zwar von tief unten kommt. Alles, was sie verdächtig machen könnte, jagt ihnen Furcht ein; sie ersticken jedes persönliche Gefühl, um sich vor jenem Tyrannen, wie Macchiavelli sagt, der öffentlichen Meinung zu beugen. Im Grunde sind sie Christen, sie hören die Stimme Gottes, die Mahnung der Religion, den Schrei des Gewissens; aber alles schwindet hin vor ihrem Kleinmuth und während ihr Herz christlich ist, werden ihre Lippen ungläubig. „Höret,“ so sagte ein Philosoph des vorigen Jahrhunderts auf seinem Todesbette, „höret, meine Kinder, die Lehre, die ich Euch gebe: In diesem Augenblicke bekenne ich es Euch, ich schwöre es vor jenem Gotte, den ich empfangen will, vor jenem Gotte, der mich richten wird; wenn ich mich in meinen Worten, in meinen Schriften als schlechten Christen gezeigt habe, so geschah es nicht aus Überzeugung, sondern aus Menschen-

furcht.“ Wie viele, welche die Maske des Unglaubens tragen, müßten, wenn sie ehrlich sein wollten, eine gleiche Sprache führen!

Da haben Sie die Feigheit, nicht einmal die Kraft zu besitzen, sich eine Überzeugung zu bilden, nicht einmal den Mut zu haben, sie öffentlich zu zeigen! Wie schmerzlich ist es, einen Menschen zu sehen, der seine Ewigkeit der Menschenfurcht opfert!

Ihr Jünglinge, die Ihr mich höret, die Ihr in so gerechter Weise gegen die Unterdrückung, gegen die Tyrannen sprecht, wolltet Ihr Euch unterjochen lassen? Ihr wolltet Euch unterjochen lassen von Menschen, die Euch achten würden, wenn Ihr nur den Mut hättet, ihren Spottreden zu trotzen, da der Mut imponiert? Ihr, die Ihr ein für die Wahrheit so empfängliches Herz habet, verachtet die Ketten; habet den Mut, es öffentlich zu zeigen!

Doch da höre ich eine klagende Stimme; es ist die Stimme der Religion! Warum weinst Du, o Religion? Ich beweine die Söhne, die mir gestern die Menschenfurcht geraubt hat. Söhne christlicher Eltern, könnten sie ihr Stolz und ihre Ehre sein; aber sie vergessen, daß ich an ihrer Wiege gewacht, daß ich sie mit dem Brote der Engel genährt habe; sie haben selbst ihre erste hl. Kommunion aus ihrer Erinnerung gestrichen! Sie sollten mein Ruhm sein und statt dessen haben sie sich auf die Seite meiner Feinde geschlagen!

Aber mag auch die Tyrannei der Menschenfurcht eine noch so große sein, sie würde nicht so viele zu Sklaven machen, nicht so viele Opfer fordern,

wenn sie nicht die anderen Leidenschaften zu Mitschuldigen hätte. Es gibt keine Tugend, die das Christentum nicht predigte, kein Laster, das es nicht verurteilte. Das Christentum spricht immer von Abtötung, es stellt vor uns die Kreuze und die Opfer hin, die wir tragen müssen; nur unter dieser Bedingung verspricht es uns wahre Freuden in diesem und die himmlische Krone im anderen Leben. Allein man sagt zur Religion: „Du bist allzustrenge; laß ein wenig nach in Deiner Strenge! Wenn Du Deine Freuden, Deinen Himmel auch den Stolzen, den Ungebundenen, den Unterdrückern versprechen wolltest, oder wenn Du wenigstens ihre Unordnungen mit Stillschweigen ertragen wolltest, würden wir weniger ungläubig sein.“ Ein Exminister eines heiligen Königs sagte einmal: „Nehmet ein Gebot aus dem Dekalog weg und wir wollen Euer Glaubensbekenntnis beten.“ Aber die Religion gibt zur Antwort: „Es ist einfach unmöglich, dieses Gebot wegzunehmen; die Wahrheit ist unbeugsam, wie Gott, sie schwankt nie. Man muß entweder Christ sein nach der Vorschrift des Evangeliums oder man ist kein Christ.“

Gewiß, jener sinnliche, zügellose Mensch wäre ein Christ, wenn das Christentum nicht die Abtötung, die Mäßigkeit vorschriebe; nun aber ist er ungläubig und murren gegen die Religion, die in seinen Augen nur das eine Unrecht hat, daß sie ihm seine schändlichen Gewohnheiten vorhält. — Sehen Sie diese Dame; sie denkt nur an den Fuß, sie kann kein Glück, keine Zufriedenheit mehr in ihrem Hause, an ihrem

Herde, in der Erfüllung ihrer Pflichten finden. Sie stürzt sich in geräuschvolle Vergnügen, sie eilt von Freude zu Freude, und da sie es längst überdrüssig ist, immer die warnende Stimme der Religion zu hören, gibt sie sich dem Unglauben hin. Törichte, die sie ist! Was wird sie dadurch gewinnen? Werden ihre Kinder deshalb sie mehr ehren? Wird ihr Mann ein größeres Vertrauen in ihre Treue setzen? Wird ihr Ruf vielleicht ein reinerer sein? Aber wer möchte an die Schamhaftigkeit einer ungläubigen Dame glauben? Die philosophische Moral bietet eben keine Sicherheit. — Jener stolze Mensch möchte gerne eine hohe Stelle erhalten, allein die Ungunst der gegenwärtigen Zeiten hat Frömmigkeit und Glauben verdächtig gemacht, darum verzichtet er auf Glauben und Frömmigkeit und bedeckt seinen Ehrgeiz mit dem Mantel des Unglaubens. Und dieser Mensch wagt es, von Heuchelei zu sprechen; aber wer ist ein größerer Heuchler als er? Entweder war er früher ein Heuchler, als er sich Christ nannte, oder er ist es jetzt, da er sich ungläubig zeigt. — Die Religion verwirft den Geiz. Wenn nun jene, die leiden, zu dem Geizigen hinkommen und ihn bitten: „Nur ein kleines Almosen um Jesu willen!“ so antwortet der Geizige: „Aberglaube, Einbildung; ich bin ein Ungläubiger und der Unglaube ist an und für sich nicht freigiebig; der Unglaube empfiehlt nicht die Nächstenliebe.“ — Jener Mensch hat sein Kapital auf verwerfliche Art zu vermehren gewußt. Der arme Arbeiter, die arme Witwe, die sein Wucher ausgesogen hat, klopfen an seine Türe. Du klopfst umsonst,

arme Frau, er ist ein Ungläubiger und der Ungläubige hat kein Mitleid mit dir; nur die Religion befehlt die Wiedererstattung!

Allein ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle die Leidenschaften aufzählen wollte, die den Mantel des Unglaubens sich umhängen; aber nach dem Gesagten werden Sie begreifen, wie der Unglaube nicht eine Frucht der Wissenschaft ist, sondern eine Strafe für die Verderbtheit des Jahrhunderts. „Das Herz ist es, welches den Kopf krank macht,“ sagte einmal eine berühmte Dame. Und dieser interessierte Unglaube schläfert sich in eine scheinbare Sicherheit ein, um nicht von den Gewissensbissen beunruhigt zu werden; aber einmal wird ein Erwachen in heller Verzweiflung kommen, wenn nicht Gott ein Wunder der Befehrung wirkt. Sie sagen wohl, sie würden ihre üblen Gewohnheiten lassen, wenn sie von der Wahrheit des Glaubens überzeugt wären; wenn aber die Religion die Wahrheit des Glaubens dargelegt hat, dann sagen sie, es sei nicht möglich, jenes Leben zu lassen. Wenn das Herz verdorben ist, dann hat es immer geheime Gründe, um das Wahre für falsch zu halten; von einem verdorbenen Herzen steigen Wolken auf, die den Verstand verdunkeln, und wenn das Herz sich einmal ganz dem Vergnügen in die Arme geworfen hat, wird der Geist sich zu dem Irrtum hinwenden, der jenes rechtfertigen kann. Ja, die Gründe der Ungläubigen sind keine anderen, als ihre Leidenschaften; und eben darum schrieb Rousseau: „Gebet mir einen Menschen, der kein Interesse daran

hat, daß das Evangelium falsch sei, so wird er an das Evangelium glauben.“

II. Die hauptsächlichlichen Ursachen des Unglaubens sind also der Stolz, die Unwissenheit, die Menschenfurcht, die Leidenschaften. Wir haben sie einzeln betrachtet, indes schließen sie sich nicht aus, sie können sich alle mitjammen in einem einzigen Menschen finden und machen alsdann seinen Unglauben, seinen Zustand nur noch verzweifelter. Ich will mich nicht damit abgeben, sie zu widerlegen, denn es genügt der gesunde Menschenverstand, sie zu überführen; er hat durch den Mund eines großen Denkers die Worte gesprochen: „Wie man, wo es sich um Poesie handelt, fürchten muß, sich zu täuschen, sobald man nicht denkt wie die anderen Dichter, so muß man auch, wo es sich um den Glauben handelt, sich zu täuschen fürchten, wenn man nicht denkt wie die Heiligen.“

Eine unfehlbare Stütze gibt der Wahrheit das Todesbett. Auf dem Todesbette muß man über die Aufrichtigkeit und den Wert einer Lehre urteilen, an dem Todesbette die Aufrichtigkeit und den Wert des Katholizismus und des Unglaubens abmessen. Ich frage Sie: Haben Sie jemals einen Katholiken in der Todesstunde seinen Glauben verleugnen sehen? Das haben Sie niemals gesehen und nie etwas dergleichen gehört. Aber andererseits wie viele Ungläubige (und ich danke Gott dafür) haben ihre sterbenden Lippen auf jene heiligen Wunden gedrückt, wie viele haben reuigen Herzens Den ange-

rufen, der immer verzeiht, auch in diesem letzten Augenblicke noch.

Haben wir darum Vertrauen auf Jesum Christum, Vertrauen auf seine Religion, Vertrauen auf sein Reich! Ja, meine Brüder, trotz des ungeheuren Aufschwunges, den der Unglaube genommen hat, bewahren Sie nur immer Ihre Hoffnung, bewahren Sie immer Ihr Vertrauen! Einmal wird der Tag kommen, und ich hoffe, daß es bald der Fall sein wird, in welchem die Lasterung, die Verleugnung, der Unglaube der Wahrheit weichen werden. Damit aber diese Hoffnung keine eitle sei, müssen wir die Augen nach oben erheben! Um den Strom des Unglaubens aufzuhalten, dazu genügt die Menschenkraft nicht, es bedarf der Hilfe Gottes, seiner mächtigen Gnade. Um diese zu erlangen, muß man seine Zuflucht zum Gebete nehmen, das ja die Kräfte Gottes, die Allmacht selbst zur Verfügung des Menschen stellt. Darum müssen wir hoffen und beten, beten und hoffen, meine Brüder!

Allein das genügt noch nicht; wir müssen auch arbeiten. Wir müssen nicht bloß die Verteidiger, sondern auch die Apostel unseres Glaubens sein. Die Religion in unseren Tagen wie zu aller Zeit, verlangt auch jene persönliche Hilfe, die man das Beispiel nennt. Ja, Christen und Katholiken aus Grundsatz müssen wir Christen und Katholiken sein in der That, in der Praxis und zwar bis zum Ende der Praxis. Ein echt christliches Leben von seiten der Christen, das ist die beste Antwort für den Unglauben. Wie oft hört man nicht die Worte:

„Warum wollt Ihr denn, daß wir Eure Religion, Euren Glauben annehmen, wenn Ihr bei Eurem Glauben und Eurer Religion sehr oft noch schlechter seid, als wir?“ Ah, meine Brüder, diese Bemerkung ist leider nur zu wahr. Wenn wir jene befehren wollen, müssen wir es so machen, wie eine Frau, die einmal zu einem Predigerbruder kam und mit Tränen in den Augen sagte: „Mein Vater, mein Mann ist ein Ungläubiger; was wird aus ihm werden? was aus den Söhnen, die an seiner Seite aufwachsen? Was wird aus seiner Seele, wenn ihn plötzlich der Tod überrascht? Vater belehren Sie mich doch, wie ich es anzufangen habe, um meinen Mann zu befehren?“ Der Vater erwiderte: „Meine Tochter, willst du deinen Mann befehren, so bete zunächst zu Gott, der in seinen Händen die Herzen aller trägt. Wenn du kannst, so gib ein Almosen den Armen, um diese Gnade vom Herrn zu erhalten; und dann zeige dich deinem Manne gegenüber so gut, so lieb, so sanft, wie die Religion selbst ist. Dein Mann wird alsdann keinen Grund haben, dir zu zürnen; hin und wider flüstere ihm ein gutes Wort ins Ohr, das aber mehr aus dem Herzen als von den Lippen kommen muß; diese Worte müssen mit großer Klugheit gesprochen werden, denn du darfst nicht vergessen, daß die Liebe niemals etwas erreicht, wenn sie zu ungestüm ist. Handelst du so, so wirst du deinen Mann zu Gott dem Herrn zurückbringen.“ Einige Jahre später, kam diese arme Frau wieder; sie hatte wiederum Tränen in den Augen, diesmal aber waren es Freudentränen. „Vater, Vater,“ rief

sie aus, „wie danke ich Ihnen! Mein Mann hat sich zur Wahrheit zurückgewandt.“

Meine Brüder, wenn Sie die armen verirrtten jungen Männer befehren wollen, so ahmen Sie das Beispiel dieser Dame nach. Flehen Sie zunächst zu Gott mit anhaltendem, innigem Gebete; geben Sie dann ein Almosen den Armen und seien Sie stets so gut und liebenswürdig wie die Religion, und wenn Sie darunter leiden sollten, haben Sie Geduld und leiden Sie! Sagen Sie denselben in kluger Weise einige aus dem Herzen kommende Worte, aber halten Sie nur keine Predigten, diese wollen sie nicht hören. Auf solche Weise werden Sie ihre Befehrung erwirken und den süßen Trost besitzen, eine verlorene Seele zu Gott zurückgeführt zu haben.

O mein Gott, mein Gott, mache doch, daß die Christen diese erhabene Mission verstehen und dadurch die Bemühungen der Ungläubigen vereiteln! Mache, daß die Wahrheit immer auf unserer Stirne, sowie am Himmel unseres Vaterlandes glänze; daß nie die Wolke des Stolzes, die Wolke der Leidenschaften, die Wolke der Menschenfurcht sie verdunkle! Bewirke, o Herr, daß Furcht und Bangigkeit unter uns keinen Platz haben, sondern daß Freimut und Edelsinn unter unseren Brüdern herrsche! O Jesu, der Du in diese Welt gekommen bist, um uns zu erleuchten, entferne Dich nicht von uns, nein, bleibe bei uns; Du siehst, wie die Finsternis des Unglaubens sich von den Bergen herabsenkt, wie das Licht des Glaubens, das Du in die Welt gebracht, zu schwinden beginnt.

Du, der Du die Sonne der Wahrheit und der Liebe bist, zeige Dich allen, damit alle Dich kennen, alle Dich anbeten, damit keiner, keiner sich der Zärtlichkeit Deiner Liebe entziehe und sich verberge vor dem Glanz Deiner Strahlen.

IV.

Jesus Christus

Ein Zeichen gibt es, das die Welt beherrscht, das alles sich dienstbar macht, das beide Hemisphären erleuchtet und mit seinen Strahlen überflutet. Wer möchte bezweifeln, daß dieses Zeichen auch zugleich ein Zeichen der Eintracht und des Friedens sei? Und dennoch, nein, es ist ein Zeichen des Widerspruches; rings um dasselbe toben wilde Kämpfe, befehdn sich die Menschen in endlosem Streite. Einige betrachten es mit Liebe und Verehrung, andere hingegen verwerfen es und verfolgen es mit ihrem Hasse. Dieses lichtspendende Zeichen des Widerspruches ist Jesus Christus.

Wollen Sie indes wohl bemerken, daß ich hier nicht von einem jeden Menschen im einzelnen sprechen will; denn für jeden ist und bleibt wohl Jesus Christus ein Zeichen des Widerspruches, da nach der Lehre des hl. Paulus in uns zwei Menschen sind, der eine ein fleischlicher, der Jesum Christum verabscheut und die Wege des Verderbens wandeln möchte, der andere ein geistiger, der Jesum liebt und in seiner Lehre das Prinzip der Auferstehung des Lebens findet. Ich spreche also hier nicht von jeder einzelnen Seele,

sondern von der ganzen Gesellschaft, von den Völkern und da sehen wir gewiß, daß in Jesu Christo ein großes Zeichen des Widerspruches aufgepflanzt worden ist.

Eines erfüllt uns mit Staunen: Alle Tage sagt man uns, daß die Völker sich die Hand reichen, daß in einem Augenblicke durch den Telegraphen, der unseren Gedanken über den Ozean trägt (man möchte fast sagen, daß das Wort des Propheten sich erfüllt: „Die steilsten Berge werden Ebenen“), in allen Tonarten die allgemeine Brüderlichkeit besungen wird; aber es erhebt sich ein Hindernis für diese Verbrüderung der Völker und dieses große Hindernis ist das Zeichen des Widerspruches, Jesus Christus.

Heute, wie in den Tagen seines irdischen Lebens trennt Jesus Christus die Braut von dem Bräutigam, das Weib von dem Manne, die Völker von den Völkern. Ja, es gibt nicht nur eine soziale Welt, es gibt deren zwei, die Welt, die vor Jesus sich niederbeugt, und die Welt, die ihn verleugnet. Eine jede hat ein Leben für sich; die Welt, die Christum verleugnet, hat ihre Wissenschaft, die alle Tage fortschreitet, jene Wissenschaft, der man sich bedienen möchte, um die Grundlagen des Glaubens umzustürzen. Aber die Welt, die Christum liebt, besitzt die Wissenschaft, die alle anderen beherrscht und umfaßt, denn die Wahrheiten des Glaubens und der Vernunft kommen von Gott und können nur eine einzige Wahrheit bilden. Die Welt, die Jesum verleugnet, hat ihre eigene Moral, sie hängt nicht von den Gesetzesvorschriften ab, sondern von den plumpen Trieben der gefallenen

Natur; aber die Welt, die Jesum liebt, hat ebenfalls ihre Moral und das ist die von Christus selbst gepredigte. Die Welt, die Christum verleugnet, hat ihre Politik, und diese ist kurz, klar und genau: Jesum aus dem Geseze, aus den Gebräuchen, aus den Sitten, aus der Schule, überall, wo es nur eben möglich ist, zu verjagen, ihn von dem Boden des Vaterlandes zu vertreiben, oder zum wenigsten ihn in die Gotteshäuser einzuschließen. Aber auch die Welt, die Jesum liebt, hat ihre klare Politik, und diese liegt in der Behauptung ausgedrückt, daß die christliche Gesellschaft nicht wird existieren können, wenn sie nicht von dem Hauche Christi belebt wird. Endlich hat die Welt, die Christum verleugnet, ihre Macht, die furchtbare Macht des Schwertes, die Macht der Geseze, die nur allzu oft Christo und der Religion widersprechen, sie hat die Macht des numerischen Ubergewichtes, der Menge, die vor dem Kalvarienberge schrie: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ Aber zur Welt, die Christum liebt, hat dieser gesagt: „Fürchte Dich nicht, kleine Herde, ich habe die Welt überwunden!“

So gibt es also zwei, von einander getrennte Welten und in der Mitte dieser beiden Welten erhebt sich das Zeichen des Widerspruches: Jesus Christus! Und warum dies? Weil man Jesum Christum nicht kennt; denn wenn man ihn kennen würde, würde man sich ihm anschließen; man müßte ihn lieben, man würde verschmachten aus Liebe zu ihm.

Suchen wir also Jesum kennen zu lernen; das ist die Lebensfrage, das ist das Ziel, zu welchem uns

alle vorausgegangenen Konferenzen geführt haben. Denn nachdem wir gesehen haben, daß Gott existiert, daß es im Menschen eine Seele gibt, die geistig und unsterblich ist, daß die Religion notwendig ist wegen der Beziehungen zwischen Gott und Mensch, nachdem wir gesehen haben, daß es nur eine Religion geben kann, weil es nur einen Gott gibt, müssen wir nun auch sehen, welches diese eine, wahre Religion ist; und wenn wir beweisen können, daß Jesus Christus Gott ist, dann ist gewiß seine Religion auch die wahre und göttliche.

I. „Im Anfange“, sagt Tertullian, „war Gott nur durch seine Weisheit und seine Liebe bekannt. Die Furcht fand sich nirgends; von allen Seiten der Schöpfung erhob sich ein Hymnus, der Hymnus des Dankes. Die Engel, die Menschen schufen aber durch ihre Auflehnung gegen den Schöpfer einen Abgrund des Schmerzes. Die Himmel und die Erde zitterten; es war ein Augenblick, in welchem der Zorn den Platz der Liebe eingenommen zu haben schien; ein großes Schweigen herrschte im Himmel, und Luzifer mit seinen Genossen wurde in den Abgrund gestürzt.“ Adam und Eva, da sie weniger schuldvoll in ihrem Ungehorsam waren, erfuhren nicht die göttliche Gerechtigkeit in ihrer ganzen Strenge; sie hatten den Trost, Gott den Herrn zur Schlange die Worte sprechen zu hören: „Verflucht seist du vor allen anderen Tieren; du sollst auf deinem Bauche kriechen; ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und sie wird dir den Kopf zertreten.“ Gott weiß selbst das Böse zum Guten zu lenken; durch das

Weib war die Sünde in die Welt gekommen, durch das Weib sollte auch der Erlöser, der Besieger Satans, uns gegeben werden.

Der Glaube an diesen Erlöser findet sich in allen Glaubenslehren, in allen Religionen der Menschen, in allen ihren Traditionen wieder. Diese Traditionen konnten wohl von oft lächerlichen Irrthümern verderbt werden, aber niemals sehen wir sie ganz aus dem Geiste der Völker verschwinden. Alle Völker hatten diese durch die Prophezeiung erleuchteten Überlieferungen. Der Orient besaß die Prophezeiung Balaams, Rom seinen Virgil, der die Wunder einer neuen Zeit verkündete; bis in die Wälder Germaniens und bis auf die letzten Inseln hatten sich die Strahlen dieser göttlichen Gnaden Sonne ausgebreitet. Und warum sollten diese Strahlen nicht auch bis in den Staub des Heidentums hineindringen? Gott bewahrte ja inmitten der Heiden sein Volk, das er von Nation zu Nation geleitete, um der staunenden Erde die Wunder der Vergangenheit und die Geheimnisse der Zukunft zu eröffnen. Auf Jesum Christum vorbereiten, das war die Aufgabe dieses großen Volkes, das sein Zweck in der Geschichte.

Seiner Anlage gemäß, es ist die Anlage der orientalischen Völker, stellt dasselbe Christum als Vorbild dar. Das Vorbild, Sie wissen es wohl, ist ein höheres, göttliches Zeichen; der Teufel konnte die Prophezeiungen, die Wunder nachäffen, aber niemals das Vorbild. Es gibt Menschen, die der Welt vorher verkündet wurden, wie Alexander, Cyrus, der Täufer; aber keiner wurde vorbildlich dargestellt.

„Was Jesum anbetrifft,“ sagt ein ausgezeichneter Gelehrter, „so ist die ganze Geschichte des jüdischen Volkes nur eine Reihe von Ereignissen und Persönlichkeiten, die ihn darstellen und vor Augen führen.“ Er schließt mit dem hl. Augustinus: „Der Fels, der vom Berge sich löslöst, der Vorhang des Tempels, das Osterlamm, welches der Wanderer stehenden Fußes ist, waren sie nicht alle Vorbilder der Menschwerdung, der Erlösung?“ Wer denn unter den berühmten Männern der Israeliten stellte nicht in irgend einer Weise Jesum dar? Abel von Kains Hand getötet; Isaak, der mit dem Holze zu seinem Opfertode beladen, den Berg hinaufsteigt; Joseph, von seinen Brüdern verkauft, und diese dann durch ihn gerettet; Moses, der das Volk aus der Sklaverei Aegyptens befreit; endlich Salomon, weist er nicht auf die Weisheit des Erlösers hin? Führt uns nicht der Mann aus dem Lande Hus bereits auf den Kalvarienberg, während Jonas seine Auferstehung ahnen läßt.

Zu dem Vorbilde treten die Weissagungen hinzu. Die Weissagung ist eine bestimmte Vorhersagung eines künftigen Ereignisses. Von wem kann aber die Prophezeiung anders ausgehen als von Gott, dem alles gegenwärtig ist? Eine einzige Prophezeiung würde genügt haben; ein einziger Seher, von Gott erweckt, mochte er sich David oder Isaias nennen, würde, wie Pascal sagt, falls er die großartige Gestalt des kommenden Christus vorgezeichnet hätte, von unendlicher Beweiskraft gewesen sein. Allein Gott wollte, daß das Bild seines eingeborenen Sohnes von

mehr als einer Person, von einer Reihe Propheten gezeichnet werde; und damit alle es erkennen, daß Gott sie inspiriert, daß er ihre Hand geführt habe, da er ja auch nur allein das Geheimnis der großartigen Gestalt des Erlösers besaß, so läßt er sie aus jedem Alter, aus jeder Lebenslage hervorgehen. Ja, wie schön ist es nicht, jene herrliche Gestalt des kommenden Christus zu betrachten! Es ist das Wunderbarste, was uns die Menschheit vor Augen führen kann.

Betrachten Sie nur: der erste Zug dieses großen Bildes, der sich alsdann erhellen, der sich personifizieren wird in einer Weise, die keinen Zweifel mehr aufkommen läßt, liegt in den Worten der oben erwähnten Genesis: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen ihrem Samen und deinem Samen; sie wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ In diesem Zuge sehen Sie die ganze Anatomie der Erlösung.

Der zweite Zug liegt in den Worten, die der Herr zu Abraham spricht: „Geh heraus aus deiner Verwandtschaft, aus deinem Lande und zieh ein in das Land, das ich dir bezeichnen werde; ich werde dich zum Vater eines großen Volkes machen, und alle Völker werden in dir gesegnet sein.“ Und in der That verliert der Erlöser seinen erhabenen Charakter nicht; er soll nicht der Erlöser eines einzelnen Menschen, sondern aller Menschen, nicht der Erlöser eines einzelnen Volkes, sondern aller Völker sein.

Diese Verheißung soll auf Isaak übergehen. Isaak ist durch den Hunger gezwungen, sich in das Land der Philister zurückzuziehen. Gott, aber, um dieses

Haupt der Gläubigen vor der Verführung zu bewahren, erinnert ihn an die großen Verheißungen seiner Familie: „Betrachte dich als Fremdling, und ich werde mit dir sein; ich werde dich segnen, denn ich will die Abraham, deinem Vater, gemachte Verheißung aufrecht halten, und die Nationen sollen in dir gesegnet sein und in Dem, der aus dir hervorgehen wird.“

Isaak hat zwei Söhne, und dieselbe Verheißung soll auf einen derselben, Jakob, übergehen. Als Jakob die geheimnisvolle Leiter sah, hörte er die Stimme des Herrn, der zu ihm sprach: „Du sollst dich vermehren wie der Sand der Erde; du sollst dich ausbreiten nach allen Seiten, und deine Nachkommen sollen gesegnet sein und in dir das ganze Volk der Erde.“

Jakob zeugte zwölf Söhne; wem von diesen wird es vorbehalten sein, dem göttlichen Erlöser eine Mutter zu geben? Jakob, auf das Todesbett ausgestreckt, sieht seine Söhne um sein Lager versammelt. Da kommt der Geist des Herrn über ihn und der heilige Greis ruft im Augenblicke, wo er die Schwelle der Ewigkeit betritt, mit sterbenden Lippen Juda; er begrüßt in Juda denjenigen, aus dessen Stamme der Erlöser hervorsprossen wird: „Deine Brüder werden Dich verehren, die Söhne Deines Vaters Dich anbeten; das Szepter soll von Juda nicht weichen, bis Derjenige erschienen sein wird, der da kommen soll, die Erwartung der Völker.“

Doch lassen wir den Stammbaum, die Nachkommenschaft, den Volksstamm bei Seite; beobachten Sie jene Züge, die Ihnen die Familie angeben, aus der

der Vater und die Mutter herkommen sollten. Großer, erhabener Isaias, sprich, großer Prophet, der Du nun bald ein Märtyrer sein wirst; sprich und die Völker werden sich in Ehrfurcht beugen: „Der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen, er wird zum Zeichen sein inmitten der Nationen, die Völker werden zu ihm beten. Aus dem Hause Davids wird eine Jungfrau hervorgehen, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Name wird sein Emanuel, Gott mit uns.“ Sie sehen die Träne, welche das Herz des Messias bilden wird, Sie sehen sie herabträufeln von der schuldvollen Jungfrau bis zur unbefleckten Jungfrau; von Abraham zu Isaak, von Isaak zu Jakob, von Jakob zu Juda und von Juda zu Jesus, bis zu Maria; und dies haben Propheten so viele Jahrhunderte im voraus verkündet.

Aber wo wird der Messias, diese Erwartung der Völker geboren werden? Vielleicht zu Rom, der Hauptstadt der Welt? Zu Jerusalem, der Hauptstadt des auserwählten Volkes? Hören wir Michäas, der ungefähr 700 Jahre vorher sagte: er wird zu Bethlehem, einer kleinen Stadt von Juda, geboren werden.

Wann wird der so sehnsüchtig Erwartete erscheinen? „Leidet noch eine kleine Weile,“ spricht der Herr durch den Mund des Propheten Aggäus, „und ich werde den Erdkreis erschüttern und der Herrscher wird kommen.“ Jakob spricht: „Wenn das Szepter vom Stamme Juda gewichen sein wird;“ und Aggäus fügt bei: „Wenn das Priestertum vom Hause Aaron genommen sein wird.“ Daniel zählt 70 Wochen und

Malachias sagt: „Er wird vor der Zerstörung des zweiten Tempels durch eine fremde Nation auf der Erde erscheinen.“ Aber ich frage Sie, zwingt alles dies nicht den Geist, ich sage nicht zum Erstaunen, sondern zur Anbetung?

Indes bisheran haben wir nur Linien geschaut, nun kommt der Farbenton. Die Geburt, das Leben, den Tod, die Auferstehung, seine Gefangennahme und auch sein Opfer, alles haben die Propheten gesehen, alles erzählt. Könige aus dem Oriente werden ihn anbeten, sie werden ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen bringen. Von Kindheit an arm und dürftig, wird er sich von seiner Hände Arbeit ernähren; aber sein Reich wird sich erstrecken bis an die Grenzen der Erde. Hören Sie seine apostolische Laufbahn: Er wird das geknickte Rohr nicht vollends brechen, er wird die Schwachen stärken, große Wunder wirken zum Besten der Blinden, Tauben und Stummen; und doch, trotz dieses himmlischen Lichtes, das ihn umstrahlt, wird er ein Gegenstand des Argernisses für viele Juden sein. Welche Voraussagung!

Hören Sie sein Leiden: Er hat in Wahrheit unsere Schmerzen, unsere Armseligkeit auf sich genommen; wir betrachteten ihn als einen Aussätzigen, den Gott geschlagen und verdemütigt hat; die Züchtigung, die über uns kommen sollte, liegt auf ihm. Wegen der Missetaten seines Volkes wurde er geschlagen; er hatte keinen Glanz, keine Schönheit mehr, wir erkannten ihn nicht, er glich mehr einem Wurme, als einem Menschen. Was sind diese Wunden, die Du an Deinen Händen hast? Diese Wunden

wurden mir zugefügt im Hause Derer, die mich geliebt haben; sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle meine Gebeine gezählt, sie haben gebrüllt wie Löwen und gleich Hunden haben sie sich auf mich gestürzt. Sind das nicht die Umstände des bitteren Leidens, die sich später genau so erfüllten? Die Evangelisten haben es erzählt, aber die Propheten haben es viele Jahrhunderte vorausverkündet.

Sehen wir sein Reich: „Ich werde den Geist senden; ich werde einen neuen Geist geben, ein neues Herz; ein neuer Bund wird sich unter den Völkern bilden und der Löwe und das Böcklein werden nebeneinander wohnen.“ Und der letzte Zug, der diesem herrlichen Gebäude die Krone aufsetzt; jener, der das heilige Meßopfer betrifft: „Mein Name wird groß sein unter den Völkern,“ spricht der Herr durch den Mund des Propheten Malachias „und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Speiseopfer dargebracht werden.“

Kann man da nicht mit Recht ausrufen: Welche Folge, welche Harmonie, welch lebendiges Bild! Wie ist es möglich, hier nicht den Finger Gottes, das Werk des Herrn zu sehen? Ja, ich glaube der Bibel und die Bibel genügt mir, um zu behaupten, daß Jesus Christus Gott sei.

Was will man gegen diese Übereinstimmung einwenden, mit der so viele Jahrhunderte im voraus Jesus Christus verkündet und seine Ankunft vorhergesagt wurde? Kann man behaupten, daß diese Propheten sich miteinander ins Einvernehmen setzten? Allein der Abstand der Zeit und die Epochen machen

diese Idee unmöglich. Besteht vielleicht Zweifel in Bezug auf die Echtheit der Prophezeiungen? Durchaus nicht, denn sie waren schon vor der Ankunft des Messias aufgezeichnet, und um auch den geringsten Zweifel unmöglich zu machen, hat die Vorsehung Sorge getroffen, daß das Alte Testament schon 300 Jahre vor der Ankunft Jesu Christi in die griechische Sprache übersetzt war. Kann man sagen, sie seien eine Frucht des Zufalles? Aber die Mannigfaltigkeit der Büge, sowie ihre Harmonie sind derart, daß man sie nie und nimmer menschlicher Berechnung zuschreiben kann, sondern nur dem Ausflusse der göttlichen Weisheit.

Sind jene Weissagungen dann auch in Jesu Christo eingetroffen? Es genügt das Evangelium zur Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen. Welche Übereinstimmung, welche Harmonie zwischen dem Alten und dem Neuen Testamente! Wenn wir nicht gewiß wüßten, daß diese Weissagungen so viele Jahrhunderte vorher gemacht worden, man wäre versucht zu glauben, daß dieselben mit ihren so deutlichen, so genauen und ganz bestimmten Einzelheiten nach den Ereignissen von Geschichtsschreibern aufgezeichnet und nicht von Propheten verkündet seien. „Die Propheten,“ sagt der hl. Paulus, „sind Zeugen, die zu Gunsten Jesu aussagen.“ Auch der hl. Petrus beruft sich auf die Weissagungen.

Die Propheten haben vorausgesagt, daß Christus König sei, daß er auf einem Throne sitzen und seine Herrschaft ausdehnen werde über die ganze Erde, daß er seine Feinde besiegen und sein Reich ewig dauern

werde. Und hatten die Propheten nicht auch seine Verspottung am Kreuze voraus verkündet? Dieses lichtvolle Gemälde schloß also durchaus keine Übertreibung ein. Aber, so sagt man, die Juden haben ihn nicht anerkannt. Das eben ist unser Sieg, weil auch diese Verstockung vorausgesagt wurde. Dieses über den ganzen Erdkreis zerstreute Volk ist ein deutlicher Beweis der Gottheit Jesu Christi.

Man wird einwenden, daß Jesus Christus die Prophezeiungen studiert und sein Leben darnach eingerichtet habe. Wie hätte er sein Leben nach einer solchen Fülle von Prophezeiungen bilden können? Wie hätte er sich eine solche Mutter wählen, wie den Ort und die Zeit seiner Geburt feststellen können? Wie vermöchte er einen Judas zu finden, der ihn erst für 30 Denare verkauft und dann hingeht und sich an einem Stricke erhängt? Wie konnte er auferstehen nach seinem Tode und sich als Gott anerkennen und anbeten lassen?

O mein Gott, Du der Du die Propheten erleuchtest, mache, daß beim Anblicke unseres Heilandes, Deines eingeborenen Sohnes, der so viele Jahrhunderte vor seiner Ankunft schon vorgebildet war, unserem Herzen sich ein Ruf der Liebe entringe und wir, indem wir ihn als unseren Erlöser anerkennen, ihn umarmen in der Überfülle unserer Freude und unserer Seligkeit!

Sa, ihn umarmen, ihn annehmen, ihm dienen, das bleibt uns nach dem Gesagten nur noch zu tun übrig. Aber wie wird diese Pflicht in unseren Tagen erfüllt? Denken wir einmal an Das zurück, was sich bei dem

Leiden, bei dem Tode unseres göttlichen Heilandes zutrug. Als Jesus von dem Kreuze herab das Wort gesprochen: Consummatum est, vollzog sich in der Welt ein Ereignis, das sich in der Geschichte der Menschheit immer wiederholte. Einige sahen zu ihm empor und schmähten ihn, sie verlästerten ihn bis zu seinem letzten Atemzuge; andere hingegen hörten jene Worte und wurden hingerissen von der Liebe des sterbenden Erlösers. Dieses Schauspiel haben wir auch jetzt noch vor Augen. Viele gibt es, die Jesum in Wahrheit lieben, aber es gibt auch solche, und sie sind sehr zahlreich, die von Jesu nichts wissen wollen, die ihn zurückstoßen. „Wir weisen ihn ab im Namen der Freiheit,“ rufen sie, „uns genügt die Natur, wir brauchen keine Menschwerdung, keine Erlösung; man kann doch niemanden eine Wohlthat gegen seinen Willen aufzwingen, wir wollen diese Wohlthat nicht!“ Bedenken Sie wohl, ein Gott wäre zu unserer Erlösung auf die Erde herabgestiegen, er wäre in dieses Tränental gekommen aus Liebe zu uns; er hätte unsere Knechtsgestalt angenommen, unsere Sprache geredet, unsere Wunden geheilt, die Toten auferweckt; was sage ich, ein Gott hätte sich um unsertwillen den Schmähungen, dem Spotte ausgesetzt, er hätte sich mit Dornen krönen, zwischen zwei Räubern kreuzigen lassen, er wäre für uns gestorben — und wir sollten ihn abweisen können? O, man wird nicht umsonst von einem Gotte geliebt! Diesem Gotte, der uns zu unserem Heile das Himmels-
tor öffnet, kann man nicht sagen: „Gehe weiter, ich kenne Dich nicht.“ Der hl. Paulus, der eine solche

ungeheuerliche Blindheit nicht begreifen konnte, fragte: „Aber unter welchem Zauber stehet Ihr, um Eure Augen von der Wahrheit abwenden zu können, während Ihr doch Jesum Christum für uns am Kreuze sterben sahet?“

Wird der Mensch wohl ruhig sich in seine Natur zurückziehen und sich dort gleichsam einschläfern können? Damit jeder, auch das Volk, diese Frage gut verstehe, stellen wir sie in ihrer natürlichen Ordnung her. Da ist ein junger Mann von reicher Familie, welcher ausruft: „Alle meine Erwartungen wurden getäuscht; ich fühle mich verletzt in meinen Rechten; man hat mir einen berühmten Namen hinterlassen, der mir Pflichten auferlegt, die mir nicht gefallen; man hat mir Reichthümer geschenkt, die mir Vergnügen verschaffen können, die mir aber Ekel einflößen. Die Gesellschaft hat die Grenzen ihrer Autorität überschritten; ich bin verletzt worden in allen meinen Neigungen; warum mir das Gewicht eines berühmten Namens, die Pflicht große Güter zu verwalten, auferlegen? Das Leben ist mir zur Last geworden!“ In welchem Herzen würden wohl diese Worte ein Echo finden? Es gibt wohl niemanden, der nicht ausrufen müßte: „Unglücklicher, Armseliger, Du verlästerst die menschliche Gesellschaft!“ Nun gut, das, was eine Schmähung in Bezug auf die menschliche Gesellschaft ist, sollte das keine Schmähung in Bezug auf Gott sein? Die Liebe, die Christus in die Welt gebracht, ist nicht dem Belieben des einzelnen vorgelegt, sie wird auferlegt; und wenn jemand sie abweist, bleibt er ihr nichtsdestoweniger verbunden.

Christus ist auf Erden erschienen, um alle zu retten; alle sind zu ihm berufen, und wer nicht in den Himmel eingeht durch die Kraft seines Blutes, wird in den Abgrund der Hölle gestürzt durch den Arm seiner Gerechtigkeit. Ja, es ist unmöglich, daß Christus der Herr bei uns erschienen sei wie ein heilbringendes Gestirn ohne Trabanten, wie eine Sonne ohne Sternbilder; Jesus Christus ist in der That und Wahrheit der Mittelpunkt jenes Systemes, um welches die Menschheit sich bewegen muß.

II. Die Menschheit muß zu Jesus gehen, nach Jesus streben, um Jesus sich bewegen, denn alle Worte, die seiner Ankunft vorhergingen, sind in dem Ausspruche des hl. Paulus zusammengefaßt: „Es ist notwendig, Oportet, daß Jesus herrsche.“ Das ist die große Notwendigkeit, die Notwendigkeit des Himmels und der Erde. Oportet, alle Geschöpfe haben Gott notwendig, jeder Verstand muß ihn bekennen. Und doch bestreben sich schon seit neunzehn Jahrhunderten Satan und die Welt, die Worte des hl. Paulus Lügen zu strafen. Aber mit welchem Resultate? Werfen Sie nur einen Blick auf die Erde, befragen Sie die Geschichte, was sehen Sie da? Was zeigt Ihnen die Geschichte? Die Geschichte zeigt Ihnen, daß die furchtbarsten Reiche zusammenstürzten, die besteingerichteten Verfassungen der Staaten von der Zeit wie ein Spinnweb von den Schwingen des Adlers fortgesetzt wurden. Wie viele Könige dieser Welt und des Gedankens, vom allgemeinen Stimmrecht beklatscht, sind nach einem kurzen Geräusche der Worte und der Waffen verschwunden;

kaum, daß eine Erinnerung an sie geblieben ist! Aber das Reich Christi bleibt. Heute will man der Geschichte, der Erfahrung nicht mehr glauben; man macht neue Anstrengungen gegen Christi heiliges Zeichen, aber was wird der Erfolg von all dem sein? Menschen, die ihr eben erst einen Blick in das Leben geworfen, warum verhärtet ihr Euch denn in Euren Schmähungen, warum verhärtet ihr Euch in Euren Kämpfen gegen Christus? Wenn Christus, wie Ihr behauptet, nur ein Mensch ist, wenn das Werk Jesu Christi nur das Werk eines Menschen ist, dann laßet nur dieses Werk Jesu Christi, das, wie Ihr sehet, ja schon alt ist, und zwar viel älter als wir, laßet es untergehen! Aber wenn Jesus Christus Gott ist, wenn sein Reich Gottes Werk ist, dann bedenket wohl, daß all Eure Donnerworte, alle Eure Blicke es nicht zerstören werden; bedenket wohl, daß Euer Jahrhundert nur ein weiterer Beweis für die Worte des Propheten sein wird. Ja, wenn Jesus Christus Gott ist, wenn Jesu Werk Gottes Werk ist, dann, ich wiederhole es, bedenket es wohl, werdet Ihr wie Nero vorübergehen, aber das Reich Jesu Christi wird bleiben!

Es sind bereits 2500 Jahre, seitdem Isaias den Fall jener Nationen voraussagte, die Christo nicht dienen wollen. Die ganze Welt kennt sein Reich, jeder Verstand soll seine Oberherrschaft anbeten. So lange muß Christus mit Geduld im Kampfgetümmel herrschen, als noch Feinde da sind, die bekämpft werden müssen. Und das Neue Testament ist nur eine Bestätigung des Alten, weil die Jahrhunderte

die Prophezeiungen über das Reich Christi in die Geschichte übertragen.

Ja, hören Sie nur die Sprache der Jahrhunderte! Schauen Sie auf die drei ersten Jahrhunderte hin; dort sehen Sie die Apostel mit ihren Verfolgern, mit ihren Heiligen, mit ihren Gläubigen. Sie ziehen vor Christus vorbei, verbeugen sich und singen: „Christus triumphiert, Christus herrscht, Christus befiehlt!“

Es erscheint das fünfte und sechste Jahrhundert mit Justinian und den unvergleichlichen Gelehrten jener Epoche; auch sie ziehen vor Christus vorüber und singen: „Christus triumphiert, Christus herrscht, Christus befiehlt!“

Dann kommen die eisernen Jahrhunderte; die barbarischen Horden, von denen die eine die andere vorwärts drängt, schlagen das römische Reich zu Boden; die Mönche aber retten die Freiheit und die Wissenschaft; das Mittelalter mit seinen großen Kriegern, mit seinen großen Charakteren, sie ziehen vorüber, verbeugen sich und singen: „Christus triumphiert, Christus herrscht, Christus befiehlt!“

Das sechszehnte Jahrhundert mit seinen Revolutionen, seinen Parteiungen, seinen Kriegen, seinen Ruinen und seinen großen Heiligen erscheint. Das siebenzehnte Jahrhundert mit seinen berühmten Männern, seinen großen Geistern, und das achtzehnte, das im Blute endigt, Henker und Opfer, sie alle ziehen vor Christus vorüber, verbeugen sich und sagen: „Christus triumphiert, Christus herrscht, Christus befiehlt!“

Endlich unser Jahrhundert mit seiner Gesittung,

seinen großen Heeren, seinen Schlachtfeldern, seinen Erfindungen, seinen Entdeckungen, seinen Kirchenfürsten, alle ziehen vor Christo vorüber, und indem sie sich verbeugen, rufen sie aus: „Christus triumphiert, Christus herrscht, Christus befiehlt!“

Werden noch andere Jahrhunderte kommen? Ich weiß es nicht. Was ich aber weiß, ist dieses: Gott bleibt ewig, denn Gott hat es geschworen, und seine Schwüre reuen ihn nie!

Ja, das Reich Jesu Christi wird ohne Ende sein; das irdische Jerusalem wird uns ins himmlische Jerusalem hinüberführen, und so lange dieser Lauf der Jahrhunderte dauert, so lange die Sonne erglänzt, werden die Jünger Jesu Christi diese Worte auf den Marmor eingegraben sehen: „Christus triumphiert, Christus herrscht, Christus befiehlt und Christus möge uns alle vor dem Unheile bewahren!“

V.

Die Gottheit und Menschheit Jesu Christi

Im Anfange der Welt hat Gott dem Menschen seinen Erlöser gezeigt und den Glauben an diesen Erlöser Jahrhunderte hindurch vermittels des Vorbildes, der Prophezeiung aufrecht erhalten. Noe, der Vater eines neuen Volkes, Abraham, der seinen Sohn Isaak opfert, Jakob mit den zwölf Patriarchen, Joseph von seinen Brüdern verkauft und später ihr Erlöser, Moses, der das auserwählte Volk aus der Sklaverei Ägyptens befreit, David, Salomon und so viele andere Personen des Alten Bundes waren Vorbilder, lebende Symbole des Messias, des von den Völkern Ersehnten. Das prophetische Wort erleuchtete dieses Vorbild, dieses Symbol; es behütete den Glauben an den Erlöser und gab Zeugnis von ihm. David besingt in den Psalmen seine eigene Geburt, seine Schmerzen, seine Triumphe. Isaias, Jeremias und Ezechiel, Daniel und die anderen Propheten verkünden seine Geburt, den Ort, die Zeit, wo er erscheinen wird, das, was er sein, was er wollen wird; sein Leben, sein Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung, seine Gefangennahme, sein Opfer, die Stiftung seiner Kirche, sein Reich ohne Ende. So hat

Gott der Welt schon im Voraus Kenntniß gegeben von Dem, in welchem und durch welchen er die Menschheit retten wollte.

Indes noch mehr bereitete er das Volk auf seine Ankunft durch jene Geseze vor, welche es vor dem Gözendienste bewahrten und seiner Begierlichkeit einen Zügel anlegten. In diesem auserwählten Volke hatte er sich eine besonders bevorzugte Familie ausgesucht, und je näher der Zeitpunkt für jene geheimnißvolle Vereinigung zwischen der Gottheit und der Menschheit heranrückte, desto inniger zog er die menschliche Natur an sich heran. Endlich erschien Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen. Die Himmel öffnen sich, der himmlische Tau träufelt auf ihren Schoß nieder, sie empfängt den Erlöser. Welches mag nun die erste Pflicht des Menschen gegen diesen Erlöser, gegen dieses Fleisch gewordene Wort des ewigen Vaters sein? Die Pflicht, zu ihm zu gehen, ihn zu umfassen, ihn zu umarmen, ihm zu folgen, und dies tun auch viele in unseren Tagen; sie gehen zu ihm hin und erneuern den Ruf, der zuerst an dem Fuße des Kreuzes erhoben wurde, als Jesus eben das Wort „Consummatum est“ gesprochen hatte: „Die Liebe Jesu drängt uns; wer kann uns trennen von der Liebe Christi!“ Es gibt andere, die Jesum nicht wollen, die Jesum im Namen der Freiheit zurückstoßen. Und wenn wir diese fragen: „Aber warum wollet Ihr denn Jesum abweisen?“ antworten sie: „Weil er nur ein Mensch ist; er ist nur ein großer Geist; Jesus ist nichts mehr als die übrigen Menschen, er ist nicht Gott.“ Haben jene recht, die in dieser Weise reden?

Sprechen sie die Wahrheit? Gestern haben wir die Bibel befragt und haben ihre Antwort vernommen. Wenden wir uns heute an das Evangelium und sammeln wir die Antwort der Evangelisten.

I. Wer ist Jesus Christus? so habe ich die Evangelisten gefragt und sie antworten mir: Jesus Christus ist Gottmensch; wahrer Gott und wahrer Mensch, vollkommen Gott und vollkommen Mensch. Er ist zunächst wahrer Gott. Hören Sie nur: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Durch dasselbe ist alles gemacht worden, was gemacht worden ist, und ohne dasselbe ist nichts gemacht worden. Und das Wort ist in diese Welt gekommen, es ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater.“ So beginnt der Apostel Johannes. Es ist unmöglich, deutlicher und bestimmter die göttliche Natur in Jesu zu behaupten. „Du wirst einen Sohn gebären und seinen Namen Jesus nennen; er wird groß sein, der Sohn des Allerhöchsten, er wird der Sohn Gottes genannt werden.“ Auf diese Weise verkündete der Erzengel Mariä, daß sie die Mutter des allerhöchsten Gottes werden solle. Hier handelt es sich nicht um eine uneigentliche oder eine Adoptiv-Mutterschaft; Jesus wird aus Maria geboren werden, er wird der Sohn des Allerhöchsten sein. Jesus wird also von der Natur Marias, er wird ein Mensch sein; er wird aber auch von der Natur des Allerhöchsten sein; der Allerhöchste ist Gott, darum ist auch Jesus Christus Gott.

Der hl. Paulus sagt: „Gott hat zu seinem Sohne gesprochen: Du bist mein geliebter Sohn, heute habe ich Dich gezeugt.“ Deshalb ist in ihm die Natur Gottes, weil er von Gott ausgegangen. Von Gott kann nur Gott ausgehen, weil seine Einheit keine Theilung zuläßt; deshalb ist Jesus Christus Gott.

Die anderen Ausdrücke des hl. Paulus sind ebenso beweiskräftig: „Jesus Christus ist der glänzende Strahl der Herrlichkeit des Vaters.“ Darunt ist Jesus Christus Gott. In der That ist das Licht, welches Gott ausstrahlt, ein niemals erschaffenes, durch sich selbst bestehendes Licht; es hat nie einen Anfang und wird nie ein Ende haben; darum ist sein Strahl, das ist sein Sohn, gleichfalls ewig. Die Strahlen bleiben mit der Sonne verbunden, der Lichtglanz trennt sich nicht von ihr; und so trennt sich auch der Sohn nicht von dem Vater; und was heißt dies anders als: er ist Gott?

Aber Christus ist nicht nur Gott, er ist auch Mensch. Der hl. Matthäus sowie der hl. Lukas zeigen uns seine Vorfahren dem Fleische nach und führen uns mit bewunderungswerter Sicherheit durch die Generation der letzten Fürsten von Juda hindurch bis zu David, bis zu Jakob, bis zu Isaak, bis zu Abraham; durch eine ununterbrochene Reihe von Patriarchen hindurch reicht er bis zum ersten Menschen hinauf. Ist dieses Blut nicht das Blut des Menschensohnes? „Gott,“ so sagt der hl. Paulus, „hat ihn aus dem Blute Davids gezeugt und in Erfüllung der Verheißung wurde er aus einem Weibe gebildet: *factum ex muliere*.“ Wie viele Finsternisse sind durch dieses Wort nicht zerstreut worden?

Mögen Häretiker aufstehen und sagen, daß die Mutter Jesu nicht die Mutter Gottes sei: *factum ex muliere*! Mögen andere ohne Scham die Behauptung aufstellen, Jesus sei als Mensch wie alle anderen Menschen geboren! Jesus wurde durch Wirkung des hl. Geistes in dem jungfräulichen Schoße empfangen; *factum ex muliere*.

Beachten wir, wie diese göttliche und menschliche Natur sich fortwährend in der einen Person unseres Herrn Jesu Christi offenbaren. Betrachten wir seine Geburt. Er wollte in gänzlicher Verlassenheit geboren werden; als Zufluchtsort wählte er einen ärmlichen Stall, als Wiege eine armselige Krippe. Werden Sie wohl leugnen wollen, daß dies die Geburt eines Menschen ist? Aber andererseits erscheinen himmlische Chöre und schweben vom Himmel herab; ein wunderbarer Stern steigt am Himmel auf; die Hirten, die Magier, die Juden, die Heiden werfen sich vor seiner Krippe nieder und beten ihn an. Ein Herodes, der in Bestürzung gerät und diese seine Bestürzung unter heuchlerischer Ehrfurcht verbirgt; die Engel, die über jener Krippe himmlische Lieder singen, beweist das nicht alles die Herabkunft Gottes?

Vierzig Tage nach seiner Geburt wird er im Tempel dargestellt; man kauft ihn mit zwei Turteltauben los. Ist das nicht die Aufopferung des Söhnchens eines armen Juden? Jener Greis aber, der in seiner Erwartung lebte und in ihm den Erlöser, den Israel ersehnt, den Messias, erkennt, ist er nicht ein Beweis dafür, daß jener der Sohn Gottes ist?

Von Herodes bedroht, wird er eilends nach

Ägypten geflüchtet; das ist gewiß die Flucht eines Menschen. Aber der Engel, der den hl. Joseph im Schlafe warnt, die Magier, die auf wunderbarer Weise von den Ränken des Herodes in Kenntniss gesetzt, einen anderen Weg zur Rückkehr wählen, die Erde, die vor ihm erzittert, sind das nicht untrügliche Zeichen seiner Gottheit? Er nimmt zu wie an Alter so auch an Weisheit; man möchte sagen, daß seine Sprache sich löst, wie sein Gedanke — die Erscheinungen menschlichen Wachstumes. Aber mit zwölf Jahren sitzt er in der Mitte der Lehrer und alle sind voll staunender Bewunderung über seine Worte; das ist die Weisheit Gottes. Maria und Joseph nähern sich ihm. Joseph bewundert ihn mit stiller Ehrfurcht; Maria aber kann sich nicht halten, ihr Mutterherz spricht: „Mein Sohn, warum hast Du uns das getan? Dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht.“ Sehen Sie, es ist der Mensch, der getadelt und beschuldigt wird. Aber Jesus Christus erwidert: „Warum habt Ihr mich gesucht? Wußtet Ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Eine herrliche Antwort, die in ihrer Einfachheit uns enthüllt, daß Jesus Christus keinen anderen Vater anerkennt als Gott; die Angelegenheiten dieses Gottes sind auch die seinigen. Das Haus, in dem man ihn suchen muß, liegt außerhalb des häuslichen Herdes; es ist das Haus Gottes. Eines Tages wird er alle aus dem Tempel weisen, die denselben durch ihr weltliches Treiben entheiligen; heute erfüllt er dort seine Werke, er offenbart seine Gottheit, denn Gott ist es, der sich rechtfertigt.

Er geht zum Jordan, er verdemütigt sich, um die Taufe zu empfangen; hier ist es wieder der Mensch, der durchaus einem Sünder ähnelt. Der Himmel öffnet sich, über seinem Haupte steigt der heilige Geist herab und die Stimme Gottes ruft: „Das ist mein geliebter Sohn.“ Gott hat sich geoffenbart.

Er geht in die Wüste, um dort versucht zu werden, wie die anderen Menschen. Indes bald hat er den Satan überwunden mit göttlicher Kraft und Weisheit. Er leidet Hunger, da er ein Mensch ist; aber die Engel kommen und reichen ihm Speise, da er Gott ist.

Mitten im Sturme schläft er im Schifflein ein; der Mensch bedarf der Ruhe. Kaum ist er erwacht, so beschwichtigt er mit einem Zeichen Wind und Welle, so daß alle ausrufen: „Wer ist jener, daß ihm auch die Meereswogen gehorchen?“ Ich bin Gott.

Er unterwirft sich den menschlichen Schwächen, da er eben ein Mensch ist; aber er heilt sie alle, weil er Gott ist. Mit einigen Fischen und wenigen Broten speist er die Menge in der Wüste, ein Überfluß, der nur Gott zu Gebote steht. Er flieht vor seinen Feinden, aber die Teufel fliehen vor ihm — das ist die Macht Gottes.

Am Grabe des Lazarus weint und betrübt er sich; dadurch bekundet er seine menschliche Natur. Aber auf sein Wort erhebt sich der Tote; dadurch zeigt er seine Gottheit.

Er nennt sich selbst Gott, indem er spricht: „Ich und der Vater sind Eines.“ Er wird als Betrüger

angeklagt und empfängt das Zeugnis des Moses und Elias, die ihm in einer glänzenden Wolke erscheinen.

Als Gottes Sohn heilt er die Krankheiten; auf ein Zeichen von ihm schwindet der Aussatz, der Knecht des Hauptmanns erhält seine Gesundheit wieder, eine blutflüssige Frau geneset beim Berühren seines Kleides, eine vertrocknete Hand belebt sich wieder, die Blinden sehen, die Stummen sprechen, die Tauben hören, die Lahmen gehen, die Toten stehen aus den Gräbern auf. Als Menschensohn steht er machtlos vor seinen Richtern, vor seinen Feinden.

Ich sehe ihn im Abendmahlsssaale vor seinen Aposteln knien und ihnen die Füße waschen und begrüße in diesem Akte der Demut den Menschensohn; ich sehe ihn Brot und Wein in sein heiliges Fleisch und Blut verwandeln und begrüße in diesem Akte die Allmacht des Gottessohnes.

In Gethsemani betrachte ich ihn allein, von den Seinen verlassen, die er nicht aus dem Schlafe aufwecken kann in dem Augenblicke, wo er sich anschickt, für sie zu sterben; ich sehe ihn mit blutigem Angstschweiße bedeckt und rufe: Das ist die Schwäche des Menschen, der zu unterliegen droht. Ich sehe wie er sich majestätisch aufrichtet, wie er seinen Jüngern mit Ruhe ankündet, die Stunde der Finsternis sei gekommen, wie er seinen Feinden entgegengeht, die auf ein einziges Wort aus seinem Munde zu Boden fallen; es ist die Gottheit, die sich offenbaret.

Folgen wir ihm vor den Gerichtshof; gehen wir mit ihm zu Pilatus. Auf seinem Haupte trägt er eine Dornenkrone, auf seinen Schultern einen zer-

rissenen Purpurmantel, in seinen Händen ein Spottrohr; die jüdischen Priester umgeben ihn und überhäufen ihn mit Anklagen; das Volk verlangt stürmisch seinen Tod und zwar den Tod am Kreuze. Da schauen wir die Menschheit in ihrer schmachvollen Erniedrigung! Aber ich höre, wie sein Mund zu Pilatus von der Wahrheit redet, wie er ruhig verkündet, daß er ein König sei; ich sehe, wie der Verleugner auf einen Blick aus dem Auge des Meisters in sich geht und seine Sünde beweint, und ich sage: Das ist die Gottheit, in der Ausübung ihrer Rechte, die alles beherrscht mit ihrer Allmacht, die schreckliche Gewissensbisse den Verrätern einsflößt, welche die Richter in Schrecken setzt und die Herzen in Gnaden aufnimmt, die aufrichtige Buße wirken. Alle seine Feinde haben ihn vor den Gerichtshöfen als Menschensohn erklärt; niemand will ihn richten, weil er Gottessohn ist.

Schauen wir ihn am Kreuze; seine Feinde schütteln das Haupt und verspotten seinen Todeskampf; das ist der Tod des Menschen. Aber die Sonne verhüllt sich, die Erde bebt, der Vorhang des Tempels zerreißt; das ist der Tod eines Gottes.

Wenn wir ihn betrachten in seinen Todes Schmerzen, fühlen wir uns veranlaßt, zu sagen: So leidet und stirbt ein Mensch. Aber im Augenblicke seines Todes, nachdem er mit übermenschlicher Kraft einen letzten Schrei ausgestoßen, müssen wir mit dem Hauptmann wiederholen: „Wahrhaftig, dieser war der Sohn Gottes!“

So sehen Sie Gott und den Menschen in Christus immer nebeneinander erscheinen. Jesus Christus ist

Gott, denn er erhebt sich bis zu der Unendlichkeit der göttlichen Allmacht; er ist Mensch, denn er zeigt sich dem Schmerze unterworfen. Und wie werden Sie die Erklärung dieses Gegensatzes finden, den wir beständig in dem Leben Jesu Christi sehen? Die einzige Erklärung ist diese: Jesus Christus war Gottmensch.

Wo Jesus Christus sich besonders klar als Gottmensch zeigte, das war damals, als er in das Grab gelegt wurde und glorreich von den Toten auferstand. Die Auferstehung spricht deutlicher, als alle seine anderen Handlungen und von allen Wundern, die Jesus gewirkt hat, ist dieses das bedeutendste. Dieses allein genügt, um einen peremptorischen Beweis dafür zu liefern, daß Jesus Christus in Wahrheit Gottmensch war. In der That hatte Jesus bei der Vorausverkündigung seiner Auferstehung diese immer als das lichtvollste Zeichen seiner göttlichen Sendung hingestellt, so daß der Apostel Paulus keinen Anstand nahm, zu behaupten, die Hoffnung der Christen sei eitel, wenn Jesus Christus nicht auferstanden sei. Selbst seine Feinde hatten die Beweiskraft der Auferstehung anerkannt, denn sie stellten rings um das Grab Wachen, um jeden Betrug zu verhindern; und so haben denn auch alle Gegner im Laufe der Jahrhunderte nichts vernachlässigt, um die Evidenz dieser wichtigen Tatsache zu zerstören. Aber ist denn die Auferstehung Jesu Christi so sicher? Um sie zu erhärten, genügt es, zu beweisen, daß Christus, als er ins Grab gelegt wurde, wirk-

lich tot war und daß er sich später voll Leben den Menschen gezeigt hat.

War der Erlöser wirklich tot? Die wahrhaft glaubwürdigen Evangelisten, darunter der hl. Johannes als Augenzeuge, lassen hieran keinen Zweifel aufkommen; sie behaupten es mit den ausdrücklichsten Worten: Er starb, er hauchte seinen Geist aus. Aber jeder Zweifel schwindet, wenn man die schrecklichen Qualen in Betracht zieht, die Jesus erdulden mußte, bevor er an das Kreuz geheftet wurde; es ist sogar zu verwundern, wie Jesus noch drei Stunden am Kreuze hängen konnte. „Die Kreuzigung allein,“ sagt der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus, „hätte hingereicht, um Jesum dem Tode zu überliefern; und darum enthielten sich auch die Soldaten des Zerschlagens der Gebeine bei Jesus, weil sie ihn schon tot fanden.“ Pilatus wollte, bevor er den Leichnam überließ, vorerst die Sicherheit haben, daß er auch wirklich tot sei; und würde der Lanzenstich, der ihn durchbohrte, nicht genügt haben, um ihn zu töten? O, hätten die Juden an seinem Tode den geringsten Zweifel gehabt, sie würden nicht gezögert haben, seinen letzten Atemzug zu beschleunigen. Sie, die an das Grab Wachen stellten, aus Furcht, es möchte jemand kommen, um den Leichnam zu stehlen, sie waren ganz sicher, daß Jesus Christus tot war.

Und dann, haben die griechischen und römischen Sophisten je daran gedacht, die Behauptung aufzustellen, daß Jesus Christus nicht wirklich tot gewesen sei? Nein, dieser Ruhm war den modernen

Sophisten vorbehalten. Und was haben diese denn behauptet?

Sie sagten, daß Jesus Christus in einem Zustande des Scheintodes in das Grab gelegt worden sei, daß die physischen und moralischen Leiden ihm wohl die Besinnung rauben konnten, daß er aber immer die Lebenskraft bewahrt habe. Sie haben ferner gesagt, daß die Wohlgerüche, mit denen man den Körper Jesu eingerieben, seine Wunden hätten heilen und die balsamische Luft dieser Düste in Jesu den Lebensgeist wieder hätte aufwecken können.

Indes beweist die medizinische Wissenschaft das Gegenteil; sie beweist, daß diese Wohlgerüche nur einen erstickenden Einfluß ausüben konnten, denn, während sie die Leiber der Toten vor der Fäulnis bewahren, töten sie die Lebendigen. Die Medizin hat außerdem bewiesen, daß die kühle Grabesluft das schlechteste Mittel war, um Jesum wieder zum Leben zurückzurufen, und daß zwei bis drei Tage nicht hinreichend gewesen wären, um seine Wunden zu heilen.

Die Rationalisten bemerken, daß das griechische Wort für „Lanzensich“ nicht eine tiefe, sondern nur eine leichte Wunde bedeute. Allein das Blut und das Wasser, die aus der Wunde strömten, beweisen hinlänglich, daß die Wand des Herzens durchstoßen und die Wunde somit eine tödtliche war.

Nachdem somit die Behauptung unserer Gegner, daß Jesus Christus nicht wirklich tot gewesen sei, als hinfällig dargetan ist, wendet man nun ein: Aber ist er denn wirklich auferstanden? Hierüber kann kein Zweifel bestehen. Die Erzählung der Auferstehung

geht von Augenzeugen aus, die den Heiland vordem lebend in ihrer Mitte geschaut hatten. Dieselben haben ihn nachher nicht etwa im Traume oder in einem Gesichte gesehen, sondern am hellen Tage, während sie sich des vollständigen Gebrauches ihrer Geisteskräfte erfreuten. Sie haben ihn nicht nur gesehen, sie haben ihn berührt und ihre Hand in seine Wundmale gelegt; und dies nicht nur ein Mal, sondern 40 Tage lang unter den verschiedensten Umständen, in dem Abendmahlsssaale, an den Ufern des Sees Genesareth, auf den Gipfeln der galiläischen Berge. Und wer wollte behaupten, daß diese Erscheinungen eine Ausgeburt ihrer Phantasie gewesen? Jesus ißt, er trinkt, er hat Fleisch und Bein. Phantasiegebilde sollten es gewesen sein? Aber Jesus läßt sich von Thomas, der nicht an die Auferstehung glaubte, berühren und Thomas ist durch die Evidenz gezwungen, sich für überzeugt zu erklären.

Wie hätten auch die Apostel, die sich während des bitteren Leidens so furchtsam zeigten, die so schwer zum Glauben an die Auferstehung zu bringen waren, wie hätten sie auf einmal so kühn werden können, diese Auferstehung selbst bis zu ihrem Tode zu behaupten, wenn sie nicht wirklich stattgefunden hätte?

Man wird sagen, die Apostel hatten in der Nacht den Leichnam Jesu geraubt, während die Wächter schliefen, wie die Priester und Pharisäer zu behaupten wagten. Aber wer fühlt nicht die Torheit einer solchen Ausrede? Wer fühlt nicht, daß sich hier die Lüge in ihren eigenen Netzen gefangen hat? Damit

jemand sich in ein so gefährvolles Abenteuer stürze, wie dasjenige war, welches man den Aposteln zuschreibt, muß er doch ein sehr starkes Interesse an der Sache haben; und welches sollte denn der Beweggrund, das Interesse der Apostel gewesen sein, um den Leichnam Jesu Christi heimlich wegzunehmen? Entweder glaubten sie an die Auferstehung Jesu Christi oder sie glaubten nicht daran, oder endlich sie zweifelten. Wenn sie an die Auferstehung Christi glaubten, so war es überflüssig, seinen Leichnam fortzunehmen. Wenn sie aber nicht daran glaubten, so mußten sie die Sache dieses Mannes verlassen. Wenn sie, wie es am Wahrscheinlichsten ist, daran zweifelten, so mußten sie doch abwarten und sehen, ob die Auferstehung wirklich statt hatte. Es sei denn, daß sie alle töricht gewesen und daß alle zu gleicher Zeit, denn sie mußten doch hierhin übereingekommen sein, diesen Gedanken nicht fassen konnten.

Aber es verband sich auch alles, um sie von einem solchen Unternehmen abzubringen. In der That, sie waren von den Feinden Jesu umgeben, die ihn ans Kreuz geschlagen hatten und die sicherlich auch ihnen den letzten Schimpf nicht erspart haben würden, falls ihre That, wie es ja doch geschehen mußte, ans Tageslicht kam. Sie mußten ferner, daß Gott früher oder später die Lüge, den Betrug strafen würde; und endlich waren sie sicher, daß ihnen ihr Unternehmen nicht gelingen werde. Zwölf arme, ungebildete Fischer, die niemals irgend welchen Unterricht, irgend welche Erziehung genossen, hätten einen solch großartigen Plan

erdacht, einen am Kreuze gestorbenen Menschen als Gott auszugeben? Mißlang ihnen ihr Unternehmen, so waren sie einer furchtbaren Strafe sicher und für einen Betrüger hätten sie alsdann ihr Leben in die Schanze geschlagen!

Nun, geben wir einmal auch dieses zu. Geben wir zu, daß sie diesen Gedanken, diesen Plan gefaßt haben. Aber, wie ihn verwirklichen? Das Grab war in den Felsen gehöhlt, mit einem großen Steine verschlossen, mit dem Staatsiegel versiegelt und ringsherum standen Wachtposten. Wie hätten sie es anfangen müssen, um ihren Plan auszuführen? Hätten sie vielleicht Gewalt gebraucht? Aber diese so furchtsamen, so feigen Jünger, die ihren Meister beim Beginne seines Leidens im Stiche ließen, hätten den Mut gehabt, ein römisches Wachcorps zu verjagen und die Staatsiegel zu erbrechen? Und wenn sie es wirklich getan, wie konnten sie alsdann unerkannt und unbestraft bleiben? Hätten sie vielleicht die Wachtposten zu bestechen versucht? Aber sie waren doch arm und verachtet, wie hätten sie alle diese römischen Soldaten verführen können? Dann haben sie vielleicht ihre Zuflucht zur List genommen? Aber wie viele Unmöglichkeiten versperrten ihnen den Weg! Wie hätten sie ans Grab gelangen können? Auf unterirdischem Wege. Aber wie hätten sie diesen Weg zu graben vermocht, ohne daß die Wache davon die geringste Ahnung hatte? Wie hätten sie die Öffnung so schließen können, daß auch nicht das geringste Anzeichen eines gewaltigen Einbruches in die Grabeshöhle zurückblieb? Oder wären sie auf dem gewöhn-

lichen Wege zum Grabe vorgedrungen? Sie hätten also die Kette der Soldaten durchbrochen, das Siegel verletzt, den Stein weggewälzt, die Tücher bei Seite gelegt und den Leichnam Jesu genommen, ohne daß jemand es gesehen hätte! „Aber,“ sagt man, „die Wächter schliefen.“ Gehen Sie nur und sagen Sie das einer Wachkolonne ins Gesicht; Sie werden ihre Antwort hören. Ein ganzes Wachcorps eingeschlafen, während es aufgestellt war, um eine äußerst wichtige Tatsache zu hindern! Und dann, wie der hl. Augustinus bemerkt, wenn die Wächter wirklich schliefen, wie konnten sie alsdann sehen, daß der Leichnam Jesu geraubt und fortgetragen wurde? Warum wurden die Schuldigen nicht bestraft? Warum gab man den Wachen Geld, damit sie ihre Schande verbreiteten? Wir sehen auf allen Seiten Bosheit und Lüge, die sich selbst belügt.

Großer Gott! Wie schmerzlich ist es, meine Brüder, Menschen zu sehen, die alle möglichen Anstrengungen machen, um sich der göttlichen Klarheit zu entziehen! Aber wie trostreich ist es andererseits auch zu sehen, wie alle ihre Bemühungen vergebens sind!

Setzen wir noch einmal voraus, daß die Apostel sich des Leichnams Jesu bemächtigt haben. Wie hätten sie der Menschheit den Glauben an seine Auferstehung beibringen können? Wie den Glauben an seine Gottheit? Ein Mensch, den die irdische Gerechtigkeit verurteilt, der zwischen zwei Mördern eines schimpflichen Todes starb — ein Gott! Wie viele Schwierigkeiten, welche Unmöglichkeiten verhinderten das Gelingen eines solchen Planes! Zunächst hätten

sie doch sich verständigen und sich bereit halten müssen, alles zu leiden, auch den Tod, um den Erfolg ihres Unternehmens zu sichern. Sie hätten jene täuschen müssen, die davon nichts gewußt; sie hätten diese Ereignisse als wahr und wirklich hinstellen müssen und das in der Weise, daß sie ihre Behauptung mit dem Tode bekräftigten; sie hätten die Juden hintergehen müssen, die doch ein solches Interesse hatten, unwiderleglich zu beweisen, daß Jesus Christus nur ein Betrüger war, ein Verführer nach seinem Tode so gut wie während seines Lebens! Und dann noch eine andere Schwierigkeit; sie hätten die Welt befehren müssen durch ihre einfache Behauptung, ohne Wunder, denn Gott wirkt keine Wunder zur Bekräftigung einer Lüge. Wäre das alles möglich gewesen?

„Jesus Christus ist nicht auferstanden,“ sagt Strauß; „wenn wir kein Mittel finden, um den Ursprung des Glaubens an die Auferstehung zu erklären ohne ein Wunder, müssen wir eben darauf verzichten.“ Und deshalb sucht er alle Mittel auf, um darzutun, daß der Leichnam Jesu im Grabe geblieben sei. Aber steht das nicht im Widerspruche mit sämtlichen Evangelien? Und hätten alsdann die Feinde Jesu sich nicht des Leichnams bemächtigt, um ihn vorzuzeigen, um den Glauben an seine Auferstehung zu zerstören? Was war leichter als dieses?

Rénan sagt: „Es ist eine müßige Frage, die doch nicht gelöst werden kann.“ Indes, er fühlt ihre ganze Wichtigkeit, sucht eine mögliche Lösung und gibt

dann die folgende: „Der Leichnam Jesu ist durch Zufall verschwunden.“

So wäre also in den Augen von Strauß und Rénan die Auferstehung nur die Frucht einer überspannten Einbildungskraft. Aber sollte ich nach den positiven Beweisen, die ich für jene Tatsache beigebracht habe, mich noch dazu hergeben müssen, jene billige Behauptung unserer Feinde zu entkräften? Die Apostel hätten also nur vermeint, zu sehen, was sie nicht sahen; zu hören, was sie nicht hörten; zu berühren, was sie nicht berührten? Um sie zu überzeugen, mußte Jesus sich betasten, sich berühren lassen; benchmen sich etwa Überspannte also? Und dann bemerken wir wohl, daß alsdann notwendiger Weise alle halluziniert gewesen sein mußten, und was noch wunderbarer ist, diese Halluzination dauerte 40 Tage und bei der Himmelfahrt verschwindet sie, man spricht nicht mehr davon. Und dann der Schrecken der Wachen, der fortgewälzte Stein, sind auch dieses Halluzinationen gewesen? Dann also war das Grab nur in der Einbildung der Jünger leer, während dies doch die Wachen den Juden berichteten. Kann man hier nicht mit viel größerem Rechte sagen, daß diejenigen, die so etwas schreiben, halluziniert seien, oder zum wenigsten, daß sie sich über ihre Leser lustig machen?

Aber das genügt noch nicht. Geben wir alles mögliche zu, so bleibt doch noch zu erklären, wie das Christentum, das auf eine Illusion gegründet wurde, sich hat ausbreiten und bis auf den heutigen Tag inmitten der Welt sich hat festsetzen können. Man hat

sogar den Mut gehabt zu sagen, daß die Bücher, die jene Tatsache erzählen, keine geschichtlichen seien, daß sie nur eine Legende enthielten. Die Übereinstimmung der Geschichtsschreiber der ersten christlichen Zeit, der häretischen sowohl als der heidnischen, bestätigt das, was im Evangelium sich vorfindet. Und dann konnten jene Schriftsteller sich inbezug auf diese Tatsachen nicht täuschen; sie hatten durchaus keinen Wunsch sich darüber zu täuschen, da gar kein Interesse sie hierzu veranlassen konnte. Aber lesen Sie nur das Evangelium, ich bitte Sie darum; konnten etwa arme Fischer, ohne jegliche Bildung, ohne Unterricht, ohne Erziehung einen Bericht von einem so erhabenen, so herrlichen Charakter verfertigen? Greifen Sie in Ihre Brust, fragen Sie sich selbst, prüfen Sie Ihre Kräfte, wären Sie dazu im Stande gewesen? Einen Abschnitt von solch hoher moralischer Schönheit zu schreiben, wie sie uns in Maria, im hl. Joseph, in der hl. Elisabeth entgegentritt; eine solch wunderbare Heldengestalt, wie Jesus Christus eine war, von so reinem Lebenswandel, von so heiliger Moral, mit einer so göttlichen Lehre zu erfinden; in allem Ernste zu schreiben, eine Jungfrau werde empfangen und gebären; vorauszusagen, daß dieser Sohn den hehren Namen Messias, Sohn Gottes erhalten werde; vorauszusagen selbst auf die Gefahr hin durch die Ereignisse Lügen gestraft zu werden, daß dieser Sohn über die ganze Erde herrschen werde; diese Prophezeiungen mit überirdischer Schönheit zu umkleiden und damit dramatische Momente von seltenem Ausdrucke zu verknüpfen; die Erzählung eines Lebens zu geben, in

welchem man immer den doppelten Charakter der Erniedrigung und der Größe, der demüthigen Entsagung und des höchsten Ruhmes ausgeprägt sieht, sagen Sie mir, wären Sie dazu imstande gewesen? Befragen Sie die Vergangenheit: wäre unter den literarischen Berühmtheiten, die Sie kennen oder mit welchen die Geschichte Sie bekannt macht, auch nur eine einzige gewesen, die einen solchen Bericht hätte verfassen können? „Nein,“ sagt Rousseau, „auf diese Weise pflegen die Menschen nicht zu erfinden und zu dichten.“ Niemals würde ein Mensch, nur auf seine Geistesgaben angewiesen, eine ähnliche Erzählung verfaßt haben; niemals! Und wie sollte es dann auch in seiner Macht gelegen haben, diesen erfundenen Bericht von dem Gottmenschen bei dem Menschengeschlechte zur gläubigen Annahme zu bringen? Befragen Sie Ihr Gewissen, Ihre Vernunft — Sie werden gestehen müssen, daß dieses Buch nicht ausschließliches Menschenwerk ist, daß es dieses gar nicht sein kann!

Diese Bücher sind also geschichtliche, von Gott eingegebene Schriften; und wenn Sie logisch sein wollen, so müssen Sie daraus schließen, daß Jesus Christus Gottmensch ist, daß derjenige, durch den alles gemacht ist, derjenige, der Mensch geworden ist und unter uns gewohnt hat, wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich ist.

II. Wenn Jesus Christus Gott ist, was müssen wir alsdann tun? Wir müssen an ihn glauben und ihn anbeten. So haben die Künste gehandelt, so das Genie, so die Wissenschaft, so die großen Männer aller christlichen Jahrhunderte und so müssen auch wir handeln.

So haben die Künste gehandelt. Die Künste glaubten an Jesum und von diesem Glauben getragen und erleuchtet haben sie die Leinwand geschmückt, die Steine und den Marmor gemeißelt, die Metalle geschmolzen; sie haben jene herrlichen Kathedralen aufgeführt, die ein Bild derjenigen sein sollen, die der hl. Johannes in seinen Visionen gesehen hat.

So hat das Genie gehandelt; es glaubte an Jesum und hat ihn in unsterblichen Denkmälern angebetet. Die Apologeten haben seine Feinde mit der Gewalt ihrer Logik zu Boden geschlagen; die Dichter weihen ihm ihre erhabenen Gesänge.

So hat die Wissenschaft gehandelt vermittels derjenigen, die sich nicht von den Sophismen berücken lassen.

So haben die großen Männer gehandelt; sie haben an Christum geglaubt. Oder war etwa der Glaube an Jesum Christum nicht der Glaube der großen Könige, nicht der Glaube jener Männer, welche die Republiken stützten und leiteten? War es nicht der Glaube an Jesum Christum, der einen seligen Vinzenz von Paul sich all seiner Freiheit berauben ließ; der einen Karl Borromäus zum freiwillig Armen machte? Und umfaßt nicht heute noch trotz der Anstrengungen der Erben Voltaires der Glaube an Jesum Christum alles, was in der Wissenschaft groß und wahr genannt werden kann? Wollen Sie mir vielleicht die Verleugnung einiger Apostaten entgegenhalten? Aber was ist die Stimme eines Romanschreibers, eines Dichterlings, eines Journalisten, was die Stimme eines Professors gegenüber dem lauten Rufe der Völker,

die Christus für den Sohn Gottes erklären? Und was ist die Legion der zeitgenössischen Irrtümer, wenn Sie dieselbe mit jenem unermesslichen Heere vergleichen, welches über den ganzen Erdkreis und über alle Stufen der geistigen Hierarchie verteilt ist und feierlich das Wort Jesu Christi verkündet? Zählen Sie diejenigen, die nichts mehr von Jesu Christo wissen wollen, und zählen Sie uns, die wir ihm anhängen und dann ziehen Sie einen Vergleich! Wir sind mehr als zweihundert Millionen, die wie ein Mann in die Schranken treten; und ohne von jenen berühmten Schriftstellern zu reden, die gleichsam die Avantgarde des Glaubens bilden, es erscheinen die Kirchenfürsten, die Bischöfe, die Priester auf dem Plane, und wie kann man sie mit einem Redakteur einer Zeitung vergleichen? Sollten sie in die Geheimnisse des Glaubens nicht tiefer eindringen als die Weisen der Akademie?

Sehen Sie an dem Ufer des Flusses jenes Kind? Es wirft einen Stein in das Wasser und glaubt dadurch den Fluß zur Quelle zurücktreiben zu können; indes das Wasser verfolgt immer seinen Lauf und fließt ruhig zum Meere. So geht es auch dem Gottlosen. Während die Geschlechter, die einander ablösen, an Christum glauben, erhebt sich der Gottlose, wirft einen Stein unter sie und meint, die Geschlechter gingen nun nicht mehr zu Christus; sie aber erheben den Ruf des hl. Paulus: „Die Liebe Christi drängt mich; wer wird mich scheiden von der Liebe Christi!“

Aber warum denn, warum will man uns denn von Jesu Christo trennen? Wenn diese Leute hier

anwesend wären, so würde ich fragen: „Warum wollet ihr uns denn Jesum nehmen? Im Interesse Gottes oder im Interesse der Menschheit?“ Saget ihr im Interesse Gottes? Aber ein Vater, welcher keinen Sohn hat, ist doch kein Vater mehr. Ihr machet aus einem Gott, der uns heilet, der uns tröstet, einen kalten egoistischen Gott, so wie ihr selbst seid; Gott ist nicht nur die Allmacht, er ist auch die Liebe. Lasset uns Jesum; niemand kann uns besser die unendliche Güte Gottes kennen lehren, als er.

Saget ihr im Interesse der Menschheit? Aber wisset ihr es denn nicht? Nehmet, verleugnet Christum den Gottmenschen, welches Symbol wollet ihr alsdann der Menschheit geben? Was wollet ihr jenen gegenüberstellen, die leiden; was den Armen, den Reichen? Was wollet ihr dann auf das Haupt der Könige, was auf das Haupt der Richter legen? Was in die Hand des leidenden Volkes?

Wenn dem Volke einmal Jesus Christus geraubt ist, wem soll es alsdann die Geheimnisse seines gedrückten Herzens anvertrauen? In welche Hand soll es seine Schmerzen legen; an welche Brust sein Herz, das nicht mehr schlagen will? Haben Sie Mitleid mit den Unglücklichen; und wenn Sie uns Jesum nicht lassen wollen aus Liebe zur Religion, so lassen Sie ihn uns wenigstens aus Philanthropie. Ja, haben Sie Mitleid mit unseren Leiden, mit unseren Schmerzen! Wie! Es soll also nicht mehr dem Familienvater, der ermüdet ist von der Arbeit einer Woche, erlaubt sein, unter dem Schatten des Kreuzes ein wenig auszuruhen, um dort sich Mut und Stärke

zu holen? Die Mutter sollte ihre Tochter nicht mehr zur Kirche führen können, um ihr dort den Heiland zu zeigen und sie gegen Ihre Ärgernisse zu schützen? Ihre Gattinnen, Ihre Mütter, Ihre Töchter sollten nicht mehr weinen können zu den Füßen Jesu, um für Ihre Fehler um Verzeihung zu flehen, um bei Ihm Stärke zu finden, damit sie das ertragen können, was sie von Ihnen zu leiden haben? Es sollte nicht mehr gestattet sein, den Lippen eines Sterbenden Jesum, den Gekreuzigten, nahe zu bringen, um ihm in diesem letzten und schwierigsten Augenblicke des Lebens tätige Hilfe zu leisten?

Wenn Sie wirklich Jesum aus der Welt schaffen wollen, dann schaffen Sie zuerst die Leiden, den Hunger, den Durst aus der Welt und nehmen Sie zunächst der Welt ihre Waffen. Denn, dessen können Sie sicher sein, von dem Zeitpunkte an, wo der christliche Glaube aus unserer Mitte verschwinden wird, bleibt uns nichts anderes übrig, als die Stirne mit den Händen zu bedecken und eine schreckliche Züchtigung zu erwarten. Eine soziale Katastrophe bricht herein; das Volk schwingt den Dolch anstatt des Kreuzes, das in seiner Hand zerbrach, und vielleicht sieht sich das Vaterland, das zerissene Vaterland gezwungen, auf den Kalvarienberg zu steigen, um dort in schrecklichen Zuckungen, unter fremdem Drucke zu sterben, aber ohne Verzeihung zu gewähren wie Jesus Christus, sondern mit einem Fluche gegen jene Söhne, die den christlichen Glauben aus seinem Herzen rissen; denn die wahren Henker eines Landes sind diejenigen, die ihm den Glauben an den Erlöser geraubt haben.

VI.

Die Lehre Jesu Christi

Wer ist Jesus Christus? Ich habe dies die Bibel gefragt und die Bibel gab mir zur Antwort: Jesus Christus ist der Adam und Eva verheißene Erlöser, der durch die Sinnbilder dargestellte, von den Propheten verkündete Heiland, der so viele Jahrhunderte erwartete und in der Fülle der Zeiten erschienene Erretter und Befreier der Welt.

Wer ist Jesus Christus? Ich befrage das Evangelium, und das Evangelium antwortet: Jesus Christus ist der Sohn des Allerhöchsten und der reinen Jungfrau Maria; er ist das Fleisch gewordene Wort des ewigen Vaters; darum ist Jesus zu gleicher Zeit Gott und Mensch, wahrer Gott und wahrer Mensch, vollkommen Gott und vollkommen Mensch. Ja, Jesus Christus ist wahrer Gott; er hat es bewiesen durch seine Allmacht, durch seinen heiligmachenden Geist, durch seine Auferstehung. Er hat es durch seine Allmacht bewiesen; denn sein ganzes Leben von der wunderbaren Erscheinung der Engel an seiner gnadenreichen Krippe angefangen bis zu der merkwürdigen Erregung des ganzen Weltalls bei seinem blutigen Kreuzestode war nur eine einzige Kette von Wundern jeder Art, die gewirkt wurden, um seine Gottheit

darzutun, von Wundern, die keinen Raum für den Zweifel oder irgend eine Leugnung lassen. Er hat es ferner bewiesen durch seinen heiligmachenden Geist; denn seine Gnade, sein Geist hat jene übernatürliche Umwandlung des Menschengeschlechtes zustande gebracht, die aus einer versunkenen, der Fäulnis verfallenen Gesellschaft die schöne Gemeinschaft der Kinder Gottes, die christliche Gesellschaft gemacht hat. Er hat es bewiesen durch seine Auferstehung; denn das, was die stärkste Einbildungskraft sich niemals geträumt hatte, hat er gewollt, vorausverkündet und ausgeführt. Als das verblendete Volk ihn getötet hatte, als sein Tod gerichtlich bestätigt war, als er in das Grab gelegt worden, das mit Wachen umgeben und mit dem Staatsiegel verschlossen wurde, erhebt er sich in seiner göttlichen Majestät, in seiner ganzen Herrlichkeit aus dem Todeschlummer und beginnt vor den Augen der erstaunten Welt ein neues Leben, ein Reich, das nimmer enden soll.

Aber Christus ist nicht nur Gott, er ist auch Mensch; er ist Mensch, denn er hat deutlich die ganze Hinfälligkeit des menschlichen Fleisches gezeigt; er hat das Fleisch und Blut von Abraham genommen, wie der hl. Paulus sich ausdrückt; er wollte in allem seinen Brüdern gleich sein und an ihrer Natur Anteil haben. Ja, Christus ist wahrer Mensch; wir sehen ihn mit Blut, mit Angstschweiß und Staub bedeckt; er ist zum Fluche geworden, an das Kreuz geheftet, das ihn dem Tode überliefert, und wird schließlich in das Grab gelegt, aber tröstet Euch, mahnt der Apostel, denn er wird strahlend von Licht aus der Mitte der Toten

auferstehen — er ist unser Bruder, hat unser Fleisch, unser Blut angenommen; er ist wahrer Mensch, wie er wahrer Gott ist.

Das war der Gegenstand unserer gestrigen Betrachtung. Heute wollen wir einen Blick auf die moralische Seite seines Lebens werfen; wir werden das betrachten, was er uns in seiner Lehre offenbarte, und indem wir hierin eine vollkommene Heiligkeit, eine unendliche Weisheit schauen, werden wir abermals zu dem Geständnisse genötigt sein: Ja, Jesus Christus ist in Wahrheit der Gottmensch. In dem letzten Teile werden wir alsdann einen kurzen Blick aus dasjenige werfen, was die Wissenschaft hierüber gedacht und geschrieben hat.

I. Vor der Ankunft Jesu Christi war die Menschheit in eine wahrhaft grauenvolle Verderbtheit versunken; das Leben war ohne alle Würde. Man darf indes nicht glauben, daß das Heidentum gar kein zartes Gewissen, gar keine große, starke Tugend gekannt habe. Das Streben nach Vollkommenheit war in den großen Seelen vorhanden; sie machten bedeutende Anstrengungen, um jenes Ideal der Gerechtigkeit zu erreichen, welches auch in den dunkelsten Stunden am Horizonte der sittlichen Welt erglänzt. Aber es waren dies doch nur vereinzelte Anstrengungen; sie hatten keinen Einfluß auf die Masse, auf die Menge, die sich jeder Art von Ausgelassenheit des Geistes und des Herzens hingeeben hatte. Darum fühlte auch das ganze Menschengeschlecht ein Unwohlsein, welches manchmal in rührender Beredsamkeit zum Ausdruck gelangte. Allein, so tief auch immer

der Abgrund sein mag, in welchen das Menschengeschlecht hinabgesunken ist, es findet stets in sich die Hoffnung auf ein besseres Geschick. Und deshalb erhob die Menschheit auch immer den tränenfeuchten Blick zum Himmel empor und aus dem Abgrunde, in welchen sie gefallen war, rief sie laut nach einem Arzte, nach einem Führer, nach einem Lehrer. Und dieser Lehrer kam; es war Jesus Christus!

Jesus Christus fing nun nicht damit an, die Axiome der Wissenschaft zu disputieren oder Gesetzbücher zu schreiben; er begann mit Taten, mit Handlungen. Er machte es also nicht wie die übrigen Lehrer; er umgab sich nicht von Anfang an mit einem Kranze von wißbegierigen Schülern, welche der Zauber seines Wortes, die Macht seines Blickes an seine Schritte fesselte. Jesus Christus zeigte sich nicht zunächst in seinen Worten, sondern in seinen Handlungen; seine Lehre ist zuerst Geschichte und dann Theorie. Sehen Sie, das erklärt das geheimnisvolle Schweigen des göttlichen Erlösers in den ersten dreißig Jahren seines Lebens; er konnte ruhig schweigen, denn seine Tugenden redeten laut genug.

Sehen wir ihn nur in dem Hause Marias und Josephs. Dieses Haus ist gerade nicht eine Krippenhöhle wie zu Bethlehem, von dieser aber nicht sehr verschieden durch seine Armut. Unter diesem Dache des armen Handwerkers welche Reichtümer, welche geistige Schätze! Wie freut es mich, in diesem heiligen Hause Jesum in der Übung seiner großen Tugenden zu erblicken, der Armut, der Arbeit, des Gehorsams! Die Menschheit bedurfte eines armen

Gottes; sie hatte nur zu viel Bewunderung auf den Glanz des Reichtums verschwendet, welcher einzig als das Mittel betrachtet wurde, sich hienieden sinnliche Freuden zu verschaffen. Der Reichtum war eine absolute Macht geworden; man hatte sich zu überreden gesucht, daß man nur viel zu besitzen brauche, um glücklich zu sein, und hatte dabei ganz vergessen, daß der sittliche Wert des Menschen, seine Energie, seine Stärke sich nach dem Kampfe bemißt, den er gegen die Prüfungen des Lebens auszuhalten hat. Und das hat eben Jesus der Welt gezeigt, als er in Armut geboren wurde. Er hätte ja um seine Wiege alles aufhäufen können, was zu einem unvergänglichen Glücke nur immer erforderlich war; aber nein! Er wollte lieber für den Sohn eines armen Zimmermanns gelten, er wollte in der That der Sohn einer armen Arbeiterin sein. Er brachte sein Leben in einer Werkstätte zu, in dem Inneren eines arm-seligen Häuschens, und auf diese Weise bereitete er sich auf große Dinge vor.

Jesus Christus wollte mit der Armut auch die Liebe zur Arbeit vereinen. Er mußte auch in dieser Beziehung in uns gegenteilige Neigungen überwinden. Die Nationalökonomien haben gut reden von der Schönheit der Arbeit, dem Nutzen der Arbeit und ihren großen Vorteilen; man wird niemals der Arbeit ihren Charakter des Opfers, der Mühe, des Leides nehmen können. Ja, die Arbeit ist mühevoll in sich selbst. Und doch welches Mittel haben wir hienieden, um unsere Vollkommenheit zu erreichen? Durch die Arbeit vermindern wir unsere bösen Neigungen,

unterwerfen wir uns die Materie und machen sie unseren Bedürfnissen dienstbar. Somit ist die Arbeit uns unentbehrlich. Was hat nun Jesus getan, um uns die Arbeit angenehm zu machen, um uns zu bewegen, uns mutig derselben zu unterziehen? Er ist selbst ein Mann der Arbeit geworden und zwar hat er nicht jene Beschäftigungsart gewählt, die ihm die Bewunderung der Welt hätte zuziehen können; er hat sich auf die unterste Stufe gestellt, er ist Arbeiter geworden, er hat sein tägliches Brot im Schweiße seines Angesichtes sich verdienen wollen. Sollte dieses große Beispiel der Arbeit nicht etwas Anziehendes verleihen? Wer wird sich jetzt noch über die Arbeit beklagen können, da Jesus Christus selbst Arbeiter geworden ist, da der Sohn Gottes sich einem Leben voll Mühen und Strapazen unterzogen hat? Jene, die zur Arbeit gezwungen sind, versöhnen sich mit ihrem Lose bei dem Gedanken an das Leben Jesu Christi; und wenn nur recht viele hieran denken wollten, so wäre die soziale Frage gelöst, jene Frage, welche die menschliche Gesellschaft fortwährend in Gefahr bringt.

Mit diesen beiden Tugenden verband Jesus Christus die Übung einer anderen Tugend, des Gehorsams, einer ebenso schwierigen wie notwendigen Tugend, die gerade in unseren Tagen so selten gefunden wird. Überall spricht man von Unabhängigkeit; der kalte Hauch der Unabhängigkeit weht über die Erde hin, er hat bereits die Schwelle des häuslichen Herdes überschritten; überallhin sind umstürzende Lehren ausgestreut. Aber ist Ihnen hiebei nicht etwas aufgefallen? Heute spricht ein jeder von Unabhängig-

keit, aber haben Sie nicht auch schon bemerkt, wer eigentlich unter uns herrscht? Der Geist der Knechtschaft. Man verzichtet auf das Gefühl der persönlichen Würde und jede edle Regung wird erstickt, wenn es sich um eine Sache handelt, die dem Ehrgeize, dem Interesse schmeichelt; und das geschieht in den oberen Klassen sowohl als in dem Volke, das so oft zu seinen Herren Leute erwählt, die der höchsten Gewalt unwürdig sind, denen es aber schmeichelt, weil sie seinen niederen Leidenschaften schmeicheln. In Jesus Christus aber ist die Ausübung der Tugend der Unterwürfigkeit so liebenswürdig. Von den drei Personen, welche die heilige Familie bilden, ist diejenige, die die höchste Würde bekleidet, diejenige, die gehorcht. Gewiß mußte das Verdienst jenes Mannes, den Gott zum Bräutigam der heiligen Jungfrau auswählte, ein großes sein, aber konnte sein Verdienst dem der Muttergottes, dem des göttlichen Kindes irgendwie gleich kommen? Und doch ist es Joseph, der befiehlt; Maria und Jesu gehorchen. Maria befiehlt dem Jesukinde, und Jesus gehorcht; und zwar mit welcher Vollkommenheit, mit welchem Eifer, mit welcher zarter Ehrfurcht! Aber man muß diese Dinge mit dem Herzen studieren, mit dem Herzen wollen sie betrachtet sein.

Darum, meine Brüder, wenn der Geist der Auflehnung uns ergreift, wenn der Wunsch jegliches Joch abzuschütteln in unserem Herzen Wurzeln schlägt, wenn unser Stolz sich aufbäumt, wenn alles sich verschworen hat, um uns gegen die göttliche und menschliche Autorität widerseßlich zu machen, werfen wir einen Blick auf Jesum und bald wird Ruhe in unser

aufgeregtes Gemüt zurückkehren; wir werden stark genug sein, um zu sprechen: „Dein Wille geschehe!“ Ja, Ergebung in die Armut, Liebe zu der Arbeit, welche für die eigenen Bedürfnisse sorgt, Unterwürfigkeit unter die Oberen, aber Unterwürfigkeit, die sich auf das Gefühl der Wahrheit stützt, das sind drei Tugenden, durch die das Leben Jesu Christi ein Gegenstand unserer Bewunderung ist von seinen ersten Anfängen an.

Doch vor allem müssen wir Jesum betrachten in der Ausübung seines Apostolates; das Gebiet seiner Tätigkeit ist ein viel weiteres. Die Stunde hat geschlagen, in der Jesus in die Öffentlichkeit tritt. Ich schließe mich dem Volke an und folge seinen Schritten. Wenn man ihn sieht, würde man glauben, er sei ein Mensch wie die übrigen Menschen. Indes welche himmlische Ruhe umgibt ihn! Er trägt in seinem ganzen Benehmen etwas von jener Anmut, jener übernatürlichen Würde, die uns hinreißt. Über ihn ist, ich weiß nicht was, eine gewisse Hoheit, Größe, Gnade, Macht ausgegossen, die ihn unseren Augen mehr als einen Menschen, als einen Engel erscheinen läßt. In seinen Zügen ist jene liebevolle Traurigkeit, jene rührende Melancholie des Opfers ausgedrückt, das sich den Leiden freiwillig darbietet, so wie wir es in einem Rafael'schen Jesuskinde bewundern; und dadurch eben steht Rafael um so viel höher als Correggio oder Murillo, weil diese lächelnde Kinder malen, während Rafael sich in seinen Gemälden als ein tiefer Theologe zu erkennen gibt. Das Rafael'sche Jesuskind scheint zu sagen: „Ich bin ein Opfer, das

heranwächst, um am Kreuze für die Menschen zu sterben!“

In seinen reinen Sitten strahlt der ganze Glanz des Himmels wieder. In ihm schauen wir die reine, heilige, unbefleckte, makellose Seele, das vollkommene Abbild der göttlichen Wesenheit. Einige sagten, Jesus müsse unmittelbar vom Himmel auf die Erde herabgestiegen sein, so groß war die unzerstörbare Reinheit seiner Sitten, so sehr war man überzeugt, daß vollkommene Tugend nie einem Menschen innewohnen könne. Was erleben wir aber in unseren Tagen? Heute möchte man gerne den göttlichen Heiland auf unseren Standpunkt herabdrücken; man liebt zu sagen, er sei nur ein Mensch, wenn auch ein großer Mensch gewesen, er sei ein großer Philanthrop, ein großer Geist gewesen. Aber die Heiligkeit Jesu Christi erhebt hiergegen Widerspruch. Wir kennen die großen Geister, die großen Philanthropen, die großen Männer; was sind sie denn eigentlich? Sind sie nicht oft genug große Bösewichte? Sie hatten mehr Geist als ihre Umgebung, darum ragten sie über dieselben hervor. Finden Sie denn wirklich große Geister, große Eroberer, mächtige Begründer der Reiche, die Jesu Christo an die Seite gesetzt werden könnten? Finden Sie auch nur einen, der den Vergleich mit ihm aushalten könnte? Prüfen Sie ihre Handlungen, ihre Tugenden und dann vergleichen Sie; gibt es auch nur einen, der kein einziges Mal einen Fehltritt begangen hätte? Sokrates war ohne Zweifel groß in seinem Tode, aber war er auch immer rein in seinem Leben? Wäre es keine Beleidigung für den Erlöser,

den Sohn des Sophonikus, von dem uns recht eitele Tugenden berichtet werden, mit dem Sohne Gottes zu vergleichen, der seinen Feinden sagen konnte: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Hat die Erde jemals ein solches Gesamtbild sittlicher Schönheit geschaut? Es genügt ja das Evangelium zu lesen, um zu sehen, wie in Jesu alle Tugenden in einem göttlichen Maße und in solchem Gleichgewichte vereinigt waren, daß ihre Gesamtheit das Ideal der Vollkommenheit ausmachen, jenes Ideal, das nur Gott allein besitzen konnte. Ja, Jesus Christus ist der einzige, dessen Leben das Lob bis zur Anbetung zuläßt; in ihm finden wir weder Schatten noch Makel, in ihm ist alles Licht, Heiterkeit, Ruhe, Jungfräulichkeit.

Vergebens versucht man heute die Geschichte Jesu Christi zu fälschen. Der Christus, den wir anbeten, ist nicht der romanisierte Christus, wie ihn der Verfasser des Lebens Jesu, der aber dennoch Jesum Christum bewundern mußte, geschildert hat; es ist der Christus des Evangeliums. In ihm sehen wir immer die göttliche und die menschliche Natur deutlich hervortreten. Die göttliche Natur zeigt sich durch seine gänzliche Makellosigkeit; die menschliche Natur offenbart sich in der Wahrheit seines Kreuzesopfers.

Während seines ganzen Lebens hat er nur ein Ziel, den Ruhm seines Vaters zu suchen, ihn erkennen, ihn lieben, ihm dienen zu lassen und dadurch die Menschheit zu erretten. Seine Wunder weisen mehr auf seine Güte als auf seine Allmacht hin. Da er gekommen ist, die Sünder selig zu machen, so scheut er sich nicht, an ihrem Tische zu sitzen, und

wenn sich der Stolz darüber ärgert, gibt er zur Antwort: „Ich bin nicht für die Gesunden gekommen, sondern für diejenigen, die leiden.“ Den in dem Laster verhärteten Sündern stellt er das Beispiel des verlorenen Sohnes vor Augen. Seinen Jüngern, die von ihm verlangen, daß er Feuer vom Himmel auf zwei Städte fallen lasse, die ihn nicht aufnehmen wollen, sagt er: „Wisset ihr denn nicht, weissen Geistes ich bin? Ich bin nicht gekommen, die Menschen zu verderben, sondern sie zu retten.“ Die Pharisäer wollen ihn zwingen, über die Ehebrecherin das Todesurtheil zu verhängen, er aber antwortet: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie.“

Sein Wort ist ohne Künstelei; es ist für die Fassungskraft derjenigen berechnet, die ihn umgeben, so daß man in ihm den Sohn Gottes, den Bruder der Menschen erblickt. Die Kinder sind ganz besonders der Gegenstand seiner liebevollen Segnungen. Das unbeholfene Benehmen, die Unwissenheit der Jünger entmutigte ihn keineswegs; sogar als einer von ihnen ihn verriet, fährt er noch fort, ihn seinen Freund zu nennen, um ihn wieder zu bekehren; als einer ihn verleugnet, wirft er ihm einen liebevollen Blick zu, der bis zum Herzen dringt. Streng ist er nur gegen die Heuchelei, gegen den Stolz, gegen den Geiz. In allem zeigt er sich wahrhaft groß, in allem wahrhaft göttlich. Nachdem er den Tag in den Ermüdungen des Predigtamtes verbracht hat und den Unglücklichen jeder Art zu Hilfe gekommen ist, unterhält er sich während der Nacht mit seinem

himmlischen Vater im Gebete, um das Heil der Menschen ihm anzuempfehlen. Volkstümlich ohne Vertraulichkeit sucht er nicht die Zustimmung der Masse und noch viel weniger die der Mächtigen. Er liebt die Kleinen und sucht sie zu erhöhen, aber ohne die von Gott gesetzte Ordnung und Rangstufe zu durchbrechen; er hütet sich wohl, die Menschen mit falschen Versprechungen zu betören. Er bringt sich ganz zum Opfer, nicht um Popularität zu erhaschen, sondern weil die Sünden der Menschen so groß sind. In einem Augenblicke der Begeisterung will das Volk ihn zum Könige machen; er aber verbirgt sich. Er kennt wohl die Pflichten, welche die Freundschaft auferlegt, deshalb läßt er den Johannes an seiner Brust ruhen. Die Blinden, die Stummen, die Tauben, die Lahmen preisen seine Güte, die immer gleich groß ist für alle Unglücklichen. Bittere Tränen vergießt er über das Unglück seines Vaterlandes und gar zu gerne hätte er alle Kinder Israels um sich geschart.

Vor allem aber muß man Jesum in der Leidensstunde betrachten, um die Größe der Heiligkeit seiner Seele ganz zu verstehen. Wohl hatte die Erde schon oftmals die Tugend im Kampfe mit der Gottlosigkeit gesehen; aber niemals hatte sie etwas gesehen, was in Vergleich gesetzt werden könnte mit der Würde des Gottmenschen vor seinen Richtern. Da man ihn befragt, bleibt der Gerechte — und er war dies in der That — immer auf der Höhe seiner Gottheit. Der offenbaren Verleumdung gegenübergestellt, beobachtet er eine schweigende Haltung; er öffnet den Mund nur,

um die Wahrheit zu sagen. Da man ihn schlägt, begnügt er sich mit der Frage, ob er falsch geredet habe. Von Gerichtshof zu Gerichtshof geschleppt, sieht er überall seine Unschuld anerkannt, aber die Menschen, welche die Gewalt in Händen haben, wollen sich seiner entledigen und überliefern ihn deshalb der zügellosen Menge. Was soll man von diesen Männern in öffentlichen Ämtern denken, die des Charakters, den sie tragen, so unwürdig sind?

Nun befindet er sich in den Händen seiner Henker. Sie schleppen ihn auf den Kalvarienberg und hier heftet man jene Füße, die sich so oftmals auf der Suche nach dem verirrtten Schäflein ermüdet, mit grausamem Nagel an das harte Kreuzesholz; und jene Hände, die so vielfach halfen und segneten, sind für immer geschlossen, denn auch sie werden an das Kreuz geschlagen. Er hat noch etwas Stimme und er bedient sich derselben, um zu sagen, daß er dürste nach den Seelen; er hat noch einen sterbenden Blick und ihn gebraucht er, um seine leidende Mutter zu trösten. An sein Ohr, das so oft die Seufzer und Klagen der Unglücklichen anhörte, dringen jetzt nur Lästerungen; das Volk, das er so sehr geliebt hat, verlangt wütend seinen Tod; er, der immer so mitleidsvoll war, findet selbst keine Spur von Mitleid. Und im Tode noch bittet er um Vergebung für seine Kreuziger, für diejenigen, die seinen harten Todeskampf verspotten.

Um so zu leben und so zu sterben, ist es da genug, bloß ein Mensch zu sein? Ist in diesem Leben nicht etwas, das die Kraft unserer Natur übersteigt?

Ist hier nicht etwas Unvergleichliches, vor dem man entweder die Augen schließen muß, um es nicht zu sehen, oder auf die Knie fallen muß, um es anzubeten?

Ja, das ist das Ideal, welches sich uns in seiner ganzen Schönheit zeigt und welches schon seit neunzehn Jahrhunderten die Heuchelei und den Haß herausgefordert hat; es ist das schönste Vorbild der Ordnung, der Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und so groß war der Einfluß Christi auf die Welt, daß die menschlichen Geschlechter gleich nach seinem Erscheinen auf Erden sich mit seiner Betrachtung beschäftigten und ihn nachzuahmen suchten. „Kein Weiser,“ sagt Voltaire, „hat auf die Gesinnungen seiner Zeitgenossen bestimmend einzuwirken vermocht; Jesus Christus aber hat auf die ganze Welt seinen Einfluß ausgeübt.“ Die Menschheit hat bei der Betrachtung Jesu Christi die Ketten verachtet, mit denen sie an die Grausamkeit und Schmach gefesselt war. Und dieser sittliche Fortschritt hält nicht an durch neunzehn Jahrhunderte hindurch; er entwickelt sich inmitten der verschiedensten Zivilisationen und unter jedem Klima, er beeinflusst nicht nur die Kleinen, sondern auch die Großen, nicht allein die Reichen, sondern auch die Armen, nicht allein die Weisen, sondern auch die Unwissenden.

Nachdem wir uns so an dem Leben Jesu erbaut haben, wollen wir einen Blick auf seine Lehre werfen. Ich habe nicht nötig, Ihnen die Lehre Jesu Christi auseinander zu setzen; die Kirche tut es ja beständig, und Sie wissen zur Genüge, was ich Ihnen eigentlich sagen will. Wie viele Bücher wurden nicht vor

Christus über die großen Interessen der Menschheit geschrieben? Wie viele Schulen waren nicht errichtet, um die Menschen die Weisheit zu lehren? Wie viele Nachtwachen wurden dem Studium des Menschen und seiner Pflichten gegen Gott gewidmet? Und doch wie viel Ungewißheit, wie viel Widerspruch, wie viel Finsternis herrschte nicht allenthalben? Die Nacht war ja so dunkel, daß selbst die größten Geister daran verzweifeln, je zum Lichte zu gelangen. Da erschien Jesus Christus auf der Welt. Er ward unter einem verachteten Volke geboren, das gegen die Philosophie und die schönen Wissenschaften gleichgültig war. Zu Nazareth, einer wegen der Unwissenheit ihrer Einwohner verachteten Stadt, wurde er erzogen und besuchte keine andere Schule, als die Werkstätte, hatte keinen anderen Lehrer, als einen armen Arbeiter. Jesus hat keine Verbindung mit der Wissenschaft, er ist ein armer Lehrling, der von der Arbeit und dem Schweiße seiner Stirne lebt. Für ihn gibt es keine Reisen, keinen Besuch hoher Schulen und weiser Lehrer. Doch kaum hat er sein dreißigstes Lebensjahr vollendet, da tritt er aus dem Dunkel, aus dem Schweigen heraus, und gründet ein Reich, an das noch niemand vor ihm gedacht hatte, das Reich des Lichtes, der Vernunft, der Liebe, das einzige Reich, das sich auf alle Menschen erstreckt, das einzige, wo man wahrhaft glücklich ist.

Wo mag er wohl seinen Lehrstuhl aufschlagen? Athen und Rom hatten ihre höhere Schule, ihre Akademie. Jesus Christus aber schlägt seinen Lehrstuhl auf den Straßen, an dem Seeufer, auf den

Gipfeln der Hügel auf. Wie viele Schüler zählt er? Die Philosophen hatten ihre Jünger, ihre Anhänger; Jesus Christus ruft alle zu sich. Und welches ist seine Lehrmethode? Stützt er sich vielleicht auf die Wissenschaft? Entleiht er vielleicht von Sokrates dessen ironische Lehrweise; oder von Plato den Zauber seines Stiles, die Originalität seiner Theorien? Benützt er etwa eine weise Redekunst; das Verückende einer schönen Poesie, die Ohren und Herz einnimmt? Nein, nichts von alldem. Diese Art des Verfahrens ist die Art jener, die philosophische Schulen gründen wollen, es ist aber nicht die Methode Jesu Christi.

In der That, daß ein Mensch bei seiner Lehrmethode den Weg der Analyse, der Induktionen betritt, daß er seine Zuflucht zur Dialektik nimmt, begreift sich leicht. Er bedient sich eben der Mittel, die Gott dem Menschen zur Erforschung der Wahrheit gegeben hat. Aber sollte auch ein göttlicher Unterricht auf diese Weise sich den Menschen mittheilen? Von Christus konnten die Menschen keine langen Diskussionen erwarten. Eines der physiologischen Gesetze ist die Bewegung; wir sind auf der Welt, um zu unserem Ziele zu gelangen; aber wie würde es um unser Vorwärtstreben bestellt sein, wenn wir unsere Zeit mit einer Diskussion über dieses Gesetz verlören? Liegen etwa die wissenschaftlichen Fortschritte in dem Bereiche der Fassungskraft des armen Volkes? Nein, nicht dieses ist die Methode Jesu Christi. Er wendet sich an den Glauben der Völker. Wenn Sie auch nur in etwa das Evangelium gelesen haben, so werden

Sie wissen, daß er wenig diskutiert; er begnügt sich mit der Behauptung, und zwar behauptet er nach Art jemandes, der weiß, was er sagt. Glauben Sie nicht, daß seine Behauptungen keine Grundlage hätten; seine Behauptungen stützen sich auf Gründe, die zwar einfach aber peremptorisch sind.

Dieser Mensch war blind von seiner Geburt an, alle sahen ihn, denn er bewegte sich stets vor ihren Augen; nun sieht er, weil ich es so will. Jener Mann war lahm von Geburt an, auch ihn kannten alle, da er immer vor ihnen stand. Ich spreche zu ihm: „Steh auf und wandle!“ und er wandelt umher, weil ich es so will. Lazarus lag tot in der Gruft, er war schon in Verwesung; jetzt lebt er, weil ich ein einziges Wort gesprochen habe. Daraufhin muß man glauben, weil man Christum handeln sieht. Die Behauptungen mit solchen Beweisen unterstützt verhundertsfachen sich in seinem Buche — das ist seine Methode; ist es nicht jene, die dem Gottmenschen am meisten zustand, um den Schöpfer nachzuahmen?

Was soll ich von der Wahrheit seiner Lehre sagen? Schon seit neunzehn Jahrhunderten ist seine Lehre allen möglichen Untersuchungen unterworfen, jeder auch der strengsten Kritik ausgesetzt gewesen; niemals ist ein Wort in dieser Weise geprüft, nie so vielen Anwendungen ausgesetzt worden, wie das Wort Jesu Christi. Angefangen von Julian bis zu Voltaire und Strauß wurde nichts gespart, weder Schimpf noch Ironie; nichts ward unversucht gelassen, nichts vergessen, um die Achtung vor dieser Lehre zu vermindern, ihre Beredsamkeit zu zerstören. Nichts hat ge-

fehlt, weder das Talent noch auch die Waffen; nur eines blieb aus und dies war, der Sieg. Einige Male hat wohl die Kritik berauscht von den Entdeckungen und stolz auf ihre Erfolge ihre Zurückgezogenheit verlassen und ein Loblied auf den Unglauben angestimmt; ein oder das andere feile Echo wiederholte diese Stimme. Aber die sich erhebenden Laute wurden erstickt von dem Rufe der Gläubigen, und das System verschwand, wie die Nacht vor dem Sonnenlichte verschwindet. Besiegt in ihren Versuchen, aber nicht besiegt in ihrer Hoffnung nahm die Kritik ihre Arbeit wieder auf und ließ nichts unversucht, Hypothesen, Spitzfindigkeiten, Einwendungen. Alles, was das Herz an Beharrlichkeit im Meide besitzt, alles, was der Geist an Scharfblick aufzubieten hat, alles erhob sich gegen das Wort des Erlösers, aber niemand hat auch nur mit einem Scheine von Berechtigung dieses Wort mit sich selbst im Widerspruche oder auf dem Wege des Irrthums zu finden vermocht. Ein in der Geschichte einzig dastehender Erfolg! Welches Bild müßte ich entwerfen, wollte ich alle jene Irrtümer beschreiben, in welchen die auserlesensten Geister sich verwickelt haben! Suchen Sie außerhalb der Lehre Jesu Christi auch nur einen Denker, sei es des Altertums, sei es unserer Zeit, dessen Geist nicht schwankte; aber Jesus Christus schwankte niemals, eben weil er Gott war:

Das Wort Jesu Christi ist nicht allein wahr, es ist auch vollständig, es entspricht allen Bedürfnissen der Menschheit; es ist und wird immer bleiben das letzte Wort in allen jenen Fragen, welche das Gebiet

der Sittlichkeit und der Religion berühren. Wer hat besser über Gott gesprochen als Jesus? Wer hat uns besser sein unendliches Wesen bekannt gegeben als er? Er erklärt uns alles mit einer Natürlichkeit, die fühlen läßt, daß er in diesen Dingen zu Hause ist; das allein würde genügen uns seine Gottheit zu beweisen. Ein einziges Wort aus seinem Munde war hinreichend, die alte Zivilisation in Gefahr zu bringen und jene erstehen zu lassen, die heute unseren Ruhm bildet.

Sehen wir nur, wie unter dem Einflusse dieses liebevollen Wortes Jesu Christi alles sich ändert. Die Gewalt, die nur die Übermacht der brutalen Kraftentfaltung war, wird eine Vertreterin der göttlichen Vorsehung. Der Gehorsam anstatt eine sklavische Pflicht zu sein, wird Ehrerbietung gegen denjenigen, der der Anfang aller Dinge ist. Der Reichtum hat begriffen, daß er eine heilige Mission hienieden zu erfüllen hat, und die Armut ist nicht mehr ohne Hoffnung. Man müßte das gesamte alte Recht mit dem neuen vergleichen, um gut die Dienste zu verstehen, die Jesus der menschlichen Gesellschaft durch seine Lehre erwiesen hat.

Dieses irdische Leben kann nicht das Ende von allem sein, denn wir haben in unserer Brust eine Hoffnung, die über dasselbe hinausgeht, die sich bis zum Himmel erstreckt, der uns versprochen ist, wenn wir treu bleiben; so wie wir andererseits auch Strafen erwarten, wenn wir im Bösen sterben. Gibt es eine schönere, eine erhabenere, eine vernünftigere Idee über die künftige Welt als die christliche? Es ist wahr, diese Lehre hat ihre Geheimnisse, aber sie hat ihre

Geheimnisse doch nur, weil sie göttlich ist. Ist denn nicht Gott das unbegreiflichste aller Wesen? Kann eine Lehre von Gott sprechen ohne geheimnisvoll zu sein? In den alten Priesterkasten waren die Mythen, die Allegorien den Priestern bekannt; die Geheimnisse der christlichen Lehre sind auch für die Priester Christi Geheimnisse, weil sie himmlischen Ursprunges sind.

Das, was die Völker sagten, sagten auch die Weisen. Die Weisen haben einen Vergleich gezogen zwischen der Philosophie mit der menschlichen Gesetzgebung und dem Evangelium, und die Vernunft hat letzterem unwillkürlich Ehre erweisen müssen. „Wenn ich,“ so sagt ein Denker unserer Tage, „die Wissenschaft unter dem Schutze der Weltweisen erlerne, so werde ich gewiß sehr unterrichtet, aber auch traurig, melancholisch. Es dünkt mir, daß ich aus der Finsternis in das Licht trete, sobald ich jenes Wort Christi höre, das meine Kindheit erfreute; es ergreift mich mit seiner ganzen Tiefe.“ Ja, wo findet man sonst eine Lehre, welche die Kleinen tröstet, die Großen erleuchtet, die Menschen in ihren Pflichten unterrichtet und sie auf den Weg der Ordnung weist?

„Bemerket es wohl,“ schreibt Hegel, „eine einzige Lehre steht noch auf den Füßen, und das ist die Lehre Jesu Christi.“ Ja, meine Brüder, diese Lehre bleibt allein lebendig im Laufe der Jahrhunderte; überallhin bringt sie die sittliche Vollkommenheit, die Zivilisation. Achtzehn Jahrhunderte einer fortgesetzten Anwendung haben diese Lehre nicht veraltet; achtzehn Jahrhunderte einer fortgesetzten Betrachtung haben ihr nichts hinzuzufügen, nichts wegzunehmen vermocht.

Diese Lehre kommt eben von Christus, welcher Gottmensch war.

II. Ein berühmter deutscher Rationalist sagte: „Auch von dem Standpunkte der Philosophie aus betrachtet, ist das Christentum mehr als ein Begriff, es ist eine Tatsache und der Mittelpunkt dieser Tatsache ist Jesus Christus.“ Auch ich sage Ihnen, Jesus Christus ist eine Tatsache, die sich nicht leugnen läßt, ohne die Geschichte zu leugnen. Niemand kann diese Tatsache leugnen, aber niemand kann sie auch erklären ohne zu sagen: Jesus Christus ist Gottmensch.

Was hat denn von der Lehre Christi die Wissenschaft gesagt? Jesu Christo gegenüber kann man nicht gleichgültig bleiben; es sind nur zwei Wege da, entweder ihn lieben oder ihn verfolgen, entweder ihn hassen oder ihn anbeten. Ich will Ihnen nicht die Kämpfe zwischen Haß und Liebe schildern, die im Laufe der Zeiten stattgefunden haben; ich will Ihnen bloß das mitteilen, was die Kritik gesagt und getan hat. Zunächst hat die Wissenschaft Jesum verlacht. Voltaire verspottete ihn in Wort und Schrift. Dieser französische Philosoph behandelte Jesum mit jenem sardonischen Lächeln, das ihn auch auf den neueren Bildern kennzeichnet. Sie können sich Voltaire gar nicht vorstellen ohne jenes satanische Lächeln gegen Christum. Manchmal vergaß er dieses Lächeln und bediente er sich einer anderen Waffe. „Vernichtet die Infame,“ rief er aus, um Christus und seine Kirche zu insultieren. Nun, das edelste Blut Frankreichs hat fließen müssen, um dieses Land von der abscheulichen Gotteslästerung dieses rationalistischen

Philosophen zu reinigen. Frankreich wurde rein gewaschen; aber die Wissenschaft? Die Wissenschaft hat es sich zu Herzen genommen, sie hat sich aber nicht bekehrt. Sie hat verstanden, daß man Jesu Christo anders gegenüber treten muß, als mit einem Lächeln auf den Lippen, daß man ihn ernst nehmen muß, weil die Menschen, die Völker, die Nationen Jesum nicht verlassen werden ohne genügende Gründe, daß sie der Religion treu bleiben werden, in deren sie geboren und erzogen wurden. Was hat darum die Wissenschaft getan? Sie hat einfach die Methode geändert. Ohne Prüfung leugnet sie von vorneherein das Übernatürliche in der Geschichte Jesu, ohne sich um die großen Geister zu kümmern, welche die Lehre Christi verteidigten, ohne auf die Märtyrer, auf die Jungfrauen zu blicken, die überall in der Welt die Lehre Christi verkündeten.

In Jesu finden wir alles, was die menschliche Natur nur Gutes und Vollkommenes hat; unter den Menschen ist niemand größer als Jesus, sagt ein neuerer Lehrer. Was müssen wir daraus schließen? An erster Stelle, daß Jesus Christus kein Tor war — verzeihen Sie mir dieses Wort, das Ihre Ohren ebenso beleidigt, wie es auf meinen Lippen brennt. Wenn er ein erhabener, auserlesener Geist war, so konnte er ferner kein Betrüger sein und das nach dem Geständnisse der Wissenschaft selbst, die sagt: „Er ist ein solcher Held jeglicher Tugend gewesen, wie niemals einer entstehen wird.“ Wenn aber Jesus kein Betrüger war, so mußte er doch glauben, was er sagte. Er sagte aber, daß er Gott sei; diese seine

Behauptung läßt sich geschichtlich nachweisen, denn er sagte es angesichts seiner Apostel, angesichts des ganzen Volkes, vor den Richtern seines Landes und ebendafür ist er gestorben. Er glaubte es, daß er Gott sei und darum war er es auch, denn es ist doch unmöglich, sich in diesem Punkte zu täuschen; man kann sich nicht fälschlicherweise für Gott halten ohne ein Narr zu sein.

Indem die Wissenschaft die Gottheit Christi leugnet, gibt sie also die besten Beweise für die Gottheit. Wer hätte jemals geglaubt, daß die Wissenschaft zu diesem Resultate kommen werde? Ja, Ihr Weltweisen, verfolgt nur immerhin Eure Entdeckungen, wir begrüßen sie mit Freuden! Befraget den Himmel und die Erde; Ihr habet uns gelehrt, nichts mehr zu fürchten. Eure Fortschritte, wenn es nicht bloße Hypothesen sind, werden die Göttlichkeit unseres Glaubens annehmen müssen.

Und nun frage ich: Zu welchem Schlusse müssen wir hiernach kommen? Zunächst daß wir auf die Einwendung, Jesus Christus sei nur ein Mensch, wenn auch ein großer Mensch gewesen, zur Antwort geben müssen: Ihr saget entweder zu viel oder zu wenig. Denn entweder ist Christus Gott oder er ist ein Narr oder ein Betrüger. Saget Ihr etwa, er ist ein Narr gewesen? Aber, das hieße ja behaupten, ein Narr könne der größte Weise sein; das hieße behaupten, ein Narr könne das Reich der Weisheit aufrichten und es durch achtzehn Jahrhunderte hindurch beherrschen; es hieße behaupten, ein Narr könne der König des Weltalls werden. Dann wäre aber

nicht nur Christus ein Narr gewesen, sondern auch die Apostel, die Juden, die Heiden, die sich bekehrten, die gesitteten Völker, die Künstler, die großen Geister, kurz alles, was die Erde an Großem und Bedeutendem aufzuweisen hat, wäre närrisch gewesen!

Oder saget Ihr etwa, Christus sei ein Betrüger? Aber kann der Betrug Tugend bis zum Heroismus, Heiligkeit bis zum Martyrium einflößen? Nein, die Weisheit ist keine Torheit und Gerechtigkeit und Heiligkeit sind kein Betrug! Darum müßet ihr schweigend mit dem hl. Augustinus ausrufen: „Jesus Christus hat sich für Gottes Sohn erklärt, darum glaube ich es und bete ihn an!“

Die zweite Schlußfolgerung ist diese, daß Sie fest in ihrem Glauben sein müssen, trotz alledem, was Sie in den Zeitungen, in den Zeitschriften von seiten der Wissenschaft Verleumderisches lesen mögen.

Drittens müssen Sie stolz auf Ihren christlichen Glauben sein, und zwar nicht in sündhafter Weise stolz, sondern aus Dankbarkeit gegen Gott, der Sie in der wahren Religion geboren und erzogen werden ließ.

Und endlich möchte ich mit der ganzen Kraft meiner Seele, meines Herzens darauf bestehen, daß Sie beten, beten zu Jesu, dem Gotte der Wahrheit und der Liebe, damit er doch alle Geister erleuchten, alle Herzen rühren möge. Ja, beten Sie, auf daß Jesus jeden Haß aus unserer Mitte verbanne und alle mit dem Bande der Liebe vereine! Beten Sie, daß alle Geschöpfe den gütigen Vater im Himmel anbeten

mögen und seinen Sohn Jesum Christum, den er uns auf die Erde sandte zur Erlösung der Welt!

Und Du, o Jesus, herrsche in der Welt; herrsche über den Verstand, Du allein bist dessen würdig durch Deine Wahrheit, herrsche über das Herz, Du allein bist dessen würdig durch Deine Liebe. Ergieße auf alle die Strahlen Deiner göttlichen Liebe! Möge der Vater Deinen Ruhm, Deine Ehre, o fleischgewordenes Wort, allen zu erkennen geben, wie Du seine Ehre allen offenbartest. Wir bedürfen der ewigen Wahrheit, damit sie die Welt wiederum errette, wir bedürfen einer neuen Vereinigung mit Gott, damit sie uns wiederum heilige. Erhöre dieses Gebet, o Jesu! Vereinige uns alle in der Erkenntnis der Wahrheit, in der Übung des Guten; mache aus uns ein einziges Volk in Deiner Liebe, damit wir, nachdem wir die Früchte dieser Eintracht auf Erden gekostet haben, des ewigen Glückes uns erfreuen mögen im Paradiese.

VII.

Die Liebe Jesu Christi

Ich erhebe meine Stimme und frage: „Ist Jesus Christus Gott?“ Ja, antwortete die Bibel; sie hat ein Bild von ihm schon im voraus entworfen, damit man ihn kenne am Tage seiner Ankunft. Ja, antwortet das Evangelium; es hat eine Zeichnung von ihm aus der Hand derjenigen, die ihn gesehen und mit ihm gesprochen haben. Ja, antwortet die Kirche, sie besitzt ihn, bewahrt ihn eifersüchtig vor jedem Angriffe und hält ihn hoch vor den Augen der ganzen Welt. Ja, antwortet auch die Wissenschaft; sonst müßte sie annehmen, daß Christus ein Narr oder ein Betrüger gewesen sei. Ja, antwortet der gesunde Menschenverstand, sonst müßte man Torheit und Betrug in den Glauben, in die Liebe, in die Wissenschaft, in den Geist, in das Opfer der christlichen Helden hineintragen. Ja, sonst würden sich Lüge und Torheit breit machen in der Kirche, in den Konzilien, welche die Kirche erleuchten, bei den Apologeten, die sie verteidigen; Torheit wären die Gotteshäuser, die sich zum Himmel erheben, das Kreuz, welches wir verehren; Torheit wären die süßen, lieben Anmutungen unserer ersten Kommunion, Torheit unser Apostolat, Torheit unser Lehrstuhl, Tor-

heit alle jene, die ihn umgeben. Überall Lüge und Torheit, wo nur immer ein Mensch ist, der die Taufe spendet, und ein anderer, der sie empfängt; Torheit und Lüge in demjenigen, der den Sterbenden von Jesus spricht und in dem, der in diesem letzten und wichtigsten Augenblicke auf ihn hofft und vertraut. Lüge wäre in der Familie, in dem Staate, in der Gesellschaft, in der ganzen Welt; Lüge schon seit neunzehnhundert Jahren, Lüge, die jetzt noch dauert und immer dauern wird.

Wenn dieses aber nicht genügen sollte, so gibt es noch einen anderen Beweis, der uns mit Jesu vereint, wie die leuchtende Atmosphäre mit den Gestirnen vereint ist, welche sie umgibt; und dieser Beweis ist derart, daß wir unseren Blick auf Jesus nicht werfen können, ohne die unwiderstehliche Überzeugung zu spüren, daß Jesus Christus Gottmensch ist. Und welches ist dieser Beweis? Wenn Sie die Güte haben wollen, mich mit der Aufmerksamkeit, die Sie mir bisheran geschenkt haben, anzuhören, so werden Sie es erfahren.

I. Welches ist dieser Beweis? Bilden wir das Argument. Jesus Christus ist zu gleicher Zeit Gott und Mensch, wahrer Gott und wahrer Mensch, vollkommen Gott und vollkommen Mensch, Eines mit dem Vater im Himmel, Einer in der menschlichen Natur auf Erden. So erscheint uns Jesus Christus in seiner Gottheit und Menschheit. Und was folgt hieraus? Wenn Jesus Gott ist und zwar wahrhaft Gott, wenn er Eines ist mit dem Vater im Himmel, glauben Sie dann wohl, daß man Jesum Christum lieben könne ohne

Gott zu lieben? Glauben Sie, daß man Gott lieben könne ohne Jesum zu lieben? „Ich und der Vater sind Eines,“ sagte unser göttlicher Erlöser, „wer also mich liebt, liebt auch ihn.“ Diese doppelte Liebe kann nicht getrennt gedacht werden. Da ferner Jesus Christus Gott und zwar wahrer Gott ist, da er Eines ist mit dem Vater im Himmel, wird derjenige, der Jesum haßt, nicht auch Gott hassen? Und wenn jemand Gott haßt, wird er nicht auch Jesum hassen? So sind also die Liebe und der Haß gleichsam der Gradmesser der Liebe und des Hasses gegen Gott, und der Haß und die Liebe gegen Gott sind der Gradmesser des Hasses und der Liebe zu Jesus.

Das selbe Argument läßt sich in bezug auf Christum, als Menschen betrachtet, bilden, daß Jesus nicht nur Gott, sondern auch Mensch und zwar die absolute Personifikation der Menschheit ist. Wenn daher jemand Jesum liebt, so wird er auch notwendigerweise die Menschheit lieben, da Jesus dieselbe in sich trägt; und andererseits wird derjenige, der Jesum haßt, auch folgerichtig dahin kommen, daß er die Menschheit haßt. Nun, da so die Sache sich verhält, so müssen wir schließen, daß man Jesum nicht hassen oder lieben kann, ohne auf dieselbe Weise gegen Gott und die Menschheit zu verfahren.

Als Jesus am Kreuze seinen Geist in die Hände des Vaters ausgehaucht hatte, hat er zu den Füßen des Kreuzes zwei herrliche Blumen hervorsprossen lassen: eine doppelte Liebe, die Liebe gegen Gott und die Liebe zu der Menschheit. Er hat diese zweifache Liebe in seiner Brust getragen, sie ist mit ihm ge-

wachsen und der Ring, der sie verbindet, ist seine göttliche Person. Wer Jesum liebt, liebt Gott, liebt die Menschheit, liebt und haßt beide in demselben Maße. Sehen wir zu, ob sich dieser Satz bewahrt.

Eines Tages sprach Jesus zu dem Menschen: „Du sollst mich lieben aus deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, und aus allen deinen Kräften; ich will die Unterwerfung deines Glaubens, ich will deinen Verstand, dein Herz.“ Was wird Jesus tun, um diese unbestreitbare Herrschaft zu begründen, an die niemand gedacht hatte, die durch die verschiedenen Zeitalter hindurch bestehen wird, durch so viele Generationen, die ihn lieben, wie noch niemals einer geliebt worden ist? Der Mensch vermag die Massen an sich zu fesseln durch Versprechungen, durch das Feuer seiner Rede, durch den Zauber seines Blickes. Welches aber ist die Herrlichkeit Jesu? In einem Stalle geboren, in dem Dunkel, in harter Arbeit aufgewachsen, an dem Kreuze zwischen zwei Mördern gestorben, welches sind da die Versprechungen, die er seinen Jüngern, jenen, die ihn lieben und bewundern, macht? Der Haß, die Verfolgung, der Tod! Gibt es wohl einen Plan, der schlechter gefaßt zu sein schien? Und doch wurde dieser Plan von Jesus Christus gefaßt und Jesus wurde geliebt. Alle haben nur eine Stimme, um mit dem Apostel auszurufen: „Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe.“

Man erzählt, daß der Gefangene von St. Helena in seinen langen Betrachtungen sich darin gefallen habe, vor seinem Auge die großen geschichtlichen Per-

sönlichkeiten vorbeiziehen zu lassen; als er die strahlende Gestalt Jesu Christi vor seinem Geiste stehen sah, soll er ausgerufen haben: „Sieh, das ist jener, der sich von der Menschheit lieben ließ!“ Herrliche Worte! Die Menschheit hat Jesu eine Liebe geweiht, deren Dauer ohne Ende nur ihrer Tiefe ohne Ende gleichkommt.

Gibt es auch nur einen Erdstrich, nur ein Land auf der weiten christlichen Welt, wo die Mutter an der Wiege ihres Kindes nicht den Namen Jesus ausspricht und den Kleinen diesen süßen Namen stammeln lehrt? Gibt es einen Ort, wo der Sterbende diesen Namen nicht ausspricht, als ein Zeichen der Hoffnung und der Zuversicht der Verzeihung? Wenn die Könige der Erde sich erheben, um die Schlachten Gottes zu schlagen, gibt es da auch nur eine einzige Stadt, wo die Kämpfer nicht zu Tausenden aufstehen und sich zu den Füßen Jesu niederwerfend rufen: „Herr, hier sind wir, für Dich gehen wir in das Leben und in den Tod!“ Die Nationen erheben sich, die Völker treten unter die Waffen, die Könige, die Fürsten, die Ritter setzen sich in Marsch mit dem Rufe: „Gott will es!“ Und wo ziehen sie hin? Sie eilen jenes Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, das den Leichnam Jesu einschloß.

Späterhin eilen aus allen Teilen der Welt die Gläubigen zu dem Kalvarienberge hin, nach Gethsemani, um einen Kuß auf jene Erde zu drücken, welche die Spuren seiner Schritte aufgenommen hat, um jene Erde zu berühren, die in seinem Blute, in seinen Tränen, in seinem Schweiße gebadet wurde.

Die Redner feiern seine Tugenden, die Maler zeichnen sein Bild, die Künstler meißeln in Marmor seine hehren Züge und die Baukunst wendet sich an die leblose Natur, an den Stein, der aufhüpft und zittert vor freudiger Nührung unter den Händen der Meister, und so erheben sich denn himmelhoch großartige Gewölbe in die Lüfte, wie die Herzen der Menschen sich zum Himmel erheben, und auf der Erde bauen sich herrliche Kathedralen auf, sprechende Denkmäler des Glaubens und der Liebe.

Der Mensch kann keinen Schritt tun, ohne dem Kreuze zu begegnen, auf dem Rande des Abgrundes ebensowohl als an den Ufern des Meeres, in der Ebene und auf den Gipfeln der Berge. Sie treffen seine Tempel mitten in der Wüste und auf der einsamen Insel des Ozeans. Allüberall von den Wäldern der neuen Welt bis in unsere geräuschvollen Städte hinein vereinigen sich unzählbare Stimmen zu einem süßen Konzerte, um seinen Ruhm zu verkünden.

Jesus Christus ist das Zeichen der Einheit; die Völker sind durch die Nationalität, durch Gründe des Interesses von einander getrennt. Aber kaum hat eine feile Feder Christum angegriffen, so sind wir alle geeinet; es scheint alsdann, als habe die Erde eine Erschütterung verspürt, als sei ein Funke der Begeisterung über die Stirne aller gefahren.

Nein, niemand kann Christo gegenüber gleichgültig bleiben; entweder muß man ihm Haß entgegenbringen oder Liebe. Diese Liebe, die nicht eingeschränkt blieb in die engen Grenzen des Raumes, hat auch die Grenzen der Zeit überschritten. Vor fast neunzehn

Jahrhunderten wurde Christus ans Kreuz geschlagen; bevor er starb, sprach er diese rührenden Worte: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne?“ Und dieses Feuer hat sich in der That entzündet, wie Christus es vorausgesagt; es hat sich ausgebreitet wie ein ungeheurer Brand. Der Kampf der Jahrhunderte, die Vorurteile des Irrthums, die Entzweiungen des Egoismus haben dieses Feuer, ich sage nicht auszulöschen, nein, nicht einmal zu erkalten vermocht. Schisma, Häresie, Gottlosigkeit waren nicht glücklicher. Photius konnte wohl den Orient von der Kirche lostrennen, er konnte aber nicht das Bild Jesu Christi aus dem Herzen des Volkes reißen. Heinrich der Achte hat wohl durch Schisma und Häresie England verwüstet, aber der Geist Jesu Christi schwebt noch immer über dieser mächtigen Nation. Luther hat das Band der Einheit unter den Gläubigen des Okzidents zerrissen, aber der Glaube an Jesus befeelt noch immer die Bewohner Deutschlands. Auch nach Voltaire und Rénan wird Jesus noch in Frankreich geliebt und zwar so sehr, daß Rénan selbst sich zu dem Ausspruche genötigt sah: „Christus ist heutzutage noch mehr geliebt als während seines Lebens.“ Was vermögen denn der Irrthum, der Unglaube gegen Jesus? Sie können wohl eine Stadt, ein Land, eine Nation Jesu entreißen; sie können seine Altäre zerstören, seine Kreuze zertrümmern, sein Evangelium in Stücke reißen, seine Lehre in den Wind streuen, aber während der Sturm tobt, während die Ruinen sich aufhäufen, nähern sich ihm andere Menschen, die das

Zeichen der Taufe auf ihrer Stirne tragen. Der Abfall eines Volkes wird aufgehoben durch die Befehrung eines anderen; und wenn eine Zivilisation, die der Barbarei entgegengeht, den Glauben verläßt, so sehen wir jenseits der Meere ein wildes Volk für die Gesittung gewonnen werden, die Wilden füllen die Reihen der Apostaten wieder aus; die Bewohner der Wälder stimmen den Hymnus der Liebe an und tragen die Kreuzesfahne hoch — so herrscht Christus über die Menschen? Wenn eine Nation seinem Gesetze nicht mehr gehorchen will, so nimmt er sein Kreuz, das Zeichen seiner Triumphe und seiner Schmerzen, und spricht zu seinen Aposteln: „Wohlan, eilet hin zu jenen Völkern, die mich noch nicht kennen!“ Das Kreuz wird unter ihnen aufgepflanzt und neue Scharen fallen vor ihm nieder und beten ihn an.

Wie sollte man auch diese Liebe nicht lieben, die selbst die Zeit, die doch alles zerstört, nur vergrößern kann? Wir haben seine Stimme nicht gehört, wir haben seine Wunder nicht gesehen, wir haben seiner Lehre nicht gelauscht; wir stehen weit von seinem irdischen Leben ab, und doch, wie lieben wir ihn! Wie viele Erschütterungen hat nicht die Erde seit seiner Geburt erfahren, die Republiken und die Reiche sind geschwunden, die Völker haben manche Katastrophe über sich hereinbrechen sehen. Aber durch die hincilenden Zeitalter, durch die hinsterbenden Geschlechter hindurch glänzt das lebendige Bild Jesu Christi über die Jahrhunderte hinweg, und obwohl wir weit von ihm entfernt sind, so ist doch unsere Gabe eine reinere, denn wir geben ihm das beste, was wir haben, unsere Liebe.

Und nun werfen wir einen Blick auf die so schöne Geschichte der Liebe der Menschen zu Jesu. Der beste Prüfstein für die Liebe ist das Opfer. Sehen wir nur seine Apostel den größten Qualen unterworfen, geschlagen, mit Ruten gepeitscht, jedem Schimpfe ausgesetzt; sie aber gehen freudig hinweg, weil sie gewürdigt worden sind, für Jesus zu leiden. Um ihre Liebe auszudrücken, reicht die gewöhnliche Sprache nicht hin; der Apostel erfindet eine neue, indem er ausruft: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir!“

Wir befinden uns im Kolosseum zu Rom. Wer ist der Greis, der da hoch aufgerichtet mitten in der Arena steht? Welch überirdisches Feuer strahlt aus seinem Blicke, welche Innigkeit aus seinem Worte: „Ich bin ein Weizenkorn Gottes; ich muß erst durch den Zahn der wilden Tiere zermalmt werden, um als reines Brot Christi erfunden zu werden!“ Das ist die Liebe zu Jesus, die jedes Leiden und jede Qual verfüßet.

Wer ist jene Jungfrau, so engelschön und so himmlisch rein? Der Sohn des Stadtpräfecten sah sie und ward von ihrem Liebreize bezaubert; sie aber stößt ihn zurück und erklärt ihm, daß sie schon mit einem anderen Bräutigam verlobt sei, mit Jesus Christus; und indem sie einen herrlichen Hochzeitsgesang anstimmt, reicht sie freudig ihr unschuldiges Haupt dem Schwerte des Henkers hin. „Sie war närrisch!“ Ja wohl, war sie närrisch, aber aus Liebe zu Jesus.

Sehen Sie dort jene Mutter, umgeben von ihren sieben Söhnen, vor dem Richterstuhle des Tyrannen

stehen? Man nimmt den ersten und tötet ihn vor ihren Augen, sie aber opfert ihn Jesu auf; man ergreift den zweiten und tötet ihn ebenfalls; einer nach dem andern wird hingemordet bis auf den siebenten. Wie, die Tiger verteidigen ihre Zungen und sie gibt ihre Söhne freudig hin? Nur der siebente, ein kleines, schwaches Kind, ist ihr noch geblieben; jetzt zittert und fürchtet sie; aber sie zittert nicht, weil der Kleine in den Tod geht, sondern sie zittert aus Besorgnis, dem Kleinen möchte es an Mut gebrechen, und darum spricht sie ihm von ihrer Liebe, von ihrer Sorge um ihn, sie zeigt ihm den Himmel, der seiner wartet; sie trägt ihn gleichsam mit eigenen Händen zum Martyrium hin. Das ist die Liebe für Jesus beinahe bis zum Wahnsinn getrieben!

Und was das heidnische Rom gesehen hat, hörte niemals auf im Laufe der Zeiten; mochten auch die Henker fehlen, die Opfer fehlten nie. Die Liebe zu Jesus hat unsichtbare Scheiterhaufen angezündet, hat Kreuze errichtet, an denen es süß war, zu sterben; sie hat Worte eingegeben, wie jenes des hl. Johannes vom Kreuz: „Herr, was ich von Dir verlange, ist, verachtet zu werden um Deinetwillen.“ Ja, die Liebe zu Jesus hat die Märtyrer aufrecht erhalten in ihren Qualen, sie hat die Jungfrauen gebildet, sie hat die Legionen von Heiligen geschaffen, sie hat die Henker erbleichen, die Tyrannen zittern gemacht. Und darum kann man die ganze Geschichte der Liebe Jesu in das eine Wort des hl. Paulus fassen: „Die Liebe Jesu dränget uns.“ Das ist der Ruf des Apostels, der in ferne Länder eilt, die christliche Gesittung den heid-

nischen Völkerschaften zu bringen, die ihm dafür nur Qualen, vielleicht sogar den Tod bereiten werden. Das ist der Ruf der reinsten Jungfrau, die beim Anblicke der sich ins Verderben stürzenden Brüder sich selbst dem Herrn als Opfer darbietet. Das ist der Ruf der Unschuld, die das Schweigen und die Ruhe des Klosters vorzieht dem Geräusche der Welt. Das ist der Ruf eines jeden, der sein Besitztum, sein Leben dem Herrn zu weihen entschlossen ist.

Wohl mögen Sie in der Geschichte Opfer finden, welche nicht von der Liebe zu Jesus eingegeben sind; aber ohne diese Liebe würde ich es nicht verstehen, wie ein hl. Franziskus von Assisi die Blumen im Tale, die Vögel des Waldes einlud, mit ihm das Lob des göttlichen Erlösers zu singen. Ich würde es nicht verstehen, wie jene große italienische Heilige von der Stirne ihres himmlischen Bräutigams die Dornenkrone nahm, um ihr vor einer Krone von Rosen den Vorzug zu geben. Und heute noch, ist es da nicht die Liebe zu Jesus, die dem Reichen Barmherzigkeit einflößt, dem Armen Geduld und Ergebung; die so viele aufrecht erhält, die mühevoll genug über diesen Kalvarienberg wandern, den wir Leben nennen? Ist es nicht die Liebe zu Jesus, die Ihre Leidenschaften bekämpft, die Sie die Pflicht zu üben lehrt? Sagen Sie mir darum nicht mehr, Jesus Christus sei vorgebildet, verkündet und erwartet worden; sagen Sie mir nicht mehr, bei der Ankunft Jesu Christi hätten die Engel himmlische Lieder gesungen, bei seinem Tode seien die Felsen zersprungen; nein, es gibt noch etwas weit großartigeres als jene Wunder! Jesus Christus

wird von den Menschen geliebt! Was gebrauchen wir mehr? Jesus Christus wird geliebt im Westen wie im Osten, gegen Mittag wie gegen Mitternacht; er wird geliebt mit einer Liebe, die jedes Wort, jede Befräftigung, jede Zärtlichkeit, jedes Opfer übersteigt. Beim Anblicke dieser Liebe, die so tiefe Wurzeln in dem Herzen des Menschengeschlechtes schlug, konnte Napoleon sagen: „Ich, der ich mich auf den Menschen verstehe, ich sage Ihnen, Jesus Christus ist mehr als ein Mensch, Jesus Christus ist Gott.“ Und wenn Sie die Heiligen fragen, für wen sie leiden, für Jesus oder für Gott, so werden sie Ihnen zur Antwort gehen: „Für beide, denn sie sind nur einer.“ Der Gegenstand ihrer Liebe läßt sich nicht teilen; und diese Identifikation der Liebe zu Jesus ist der entscheidende Beweis des Herzens, daß Jesus Gott ist.

Gehen wir jetzt zu der Liebe zu den Menschen über. Zu derselben Zeit, als Jesus die Liebe zu Gott dem Herrn lehrte, weil er Gott war, lehrte er auch die Liebe zu den Menschen, weil er Mensch war. Von Anfang an gab der Mensch dieser Liebe, die bis zum Selbstopfer ging, den Namen „Torheit“. Das Staunen der Welt war daher groß. So oftmals sagte man: „Wie sollen wir Gott lieben, da wir ihn nicht sehen?“ Ich könnte mit weit größerem Rechte sagen: „Wie sollen wir die Menschheit lieben, die wir in ihrer ganzen Erbärmlichkeit sehen?“ Und wenn man hinzufügt: „Wie vermag Gott, der so weit, so verborgen, so unsichtbar ist, unser Herz in einem solchen Maße zu rühren?“, so sage ich: „Wie vermag die Menschheit, die uns so nahe ist,

unser Herz zu rühren? Die kranke, die schuldbeladene Menschheit, die unglückliche, mit Wunden und Geschwüren bedeckte Menschheit?" Wo war die Liebe zu den Menschen vor Jesus Christus? Wo war die Nächstenliebe? Was sagen von ihr die alten Lehrer? Ich behaupte nicht, daß sie von ihr gar nicht sprechen. Es gibt Bruchstücke einiger Philosophen, in denen von Gastfreundschaft, von Mitleid die Rede ist; davon spricht Cicero und Seneca, obgleich letzterer etwas verdächtig ist, da zu seiner Zeit bereits das Christentum seinen Fuß in die heidnische Welt gesetzt hatte. Aber was wollten diese abgebrochenen Sätze, diese in einer Schule gemurmelten Worte gegen die Lehre des Egoismus, gegen die Härte, die damals die Welt regierte? Haben nicht die Dichter über die Armut, über die Sklaverei über die Frau Dinge geschrieben, die einen schauern machen? War es nicht Cato, der strenge Cato, der aufforderte, die alten Sklaven wie alte Ochsen zu verkaufen? War es nicht Seneca, der, indem er es lobte, daß man die schwachen Kinder aus der Welt schaffte, den harten Ausspruch tat, es sei das eine Sache des Verstandes und nicht des Herzens? Und ließ nicht Galerius, ein dieser grausamen Philosophie ergebener Kaiser die Armen seines Reiches auflesen, um sie in dem Meere zu ertränken? Das war die Liebe des Menschen, das die Nächstenliebe vor Jesu Christo.

Raum aber ist Jesus Christus für die Menschen am Kreuze gestorben, als eine neue Menschheit auf der Erde erscheint, in welcher das Reich der reinen,

selbstlosen Liebe des Menschen zum Menschen aufgerichtet wird. Die Welt, die so unfähig war, diese Liebe zu begreifen, stößt sie gleich von Anfang an weit von sich; um sie auszuüben, muß man sich unter die Erde verbergen. Soeben hatte das Menschengeschlecht diese Perle der Nächstenliebe gefunden, da beginnt auch schon die Zeit der Katastrophen, die Ära der Martyrer; man liebt einander zwischen den Schwertern der Henker, mitten in den Qualen. Wahrhaftig merkwürdig war der Widerstand der Welt gegen diese Liebe. Alles trat gegen sie zum Kampfe auf, die Sitten, die Einrichtungen, die Vorurtheile, die Philosophie, die Völker, die Cäsaren, alles. Indes fürchten wir nicht! Der Kampf ist zu ungleich; auf der einen Seite die alte Welt mit ihrem ganzen Selbstvertrauen, mit ihrer ganzen Kraft des Bösen; auf der anderen die reine Liebe Jesu Christi — und der Sieg muß dieser Liebe bleiben! Nun bereitet die alte römische Gesellschaft der Welt ein neues Schauspiel. Sie sehen jetzt eine Gesellschaft, in welcher der Mensch geachtet wird; man ehrt in dem Kinde, in der Frau die zarteste aller Schwächen; Sie sehen eine Gesellschaft, in der man zu begreifen beginnt, daß auch der Sklave eine Seele habe, die das oberste Recht der Gleichheit unter den Menschen begründet. Ein Mal in diesen Weg eingelenkt, kennt die Liebe keinen Stillstand mehr; sie verbreitet sich in der Welt, um sie mit ihren Wohltaten zu bedecken und um ihr zu zeigen, daß nach den Worten Virgils „ein neues Geschlecht aus der Höhe gestiegen ist.“ Kaum haben die Apostel das Brot ihrer Lehre gebrochen,

so versammeln sie auch zu einem brüderlichen Liebesmahle die Kleinen, die Armen, die Enterbten der Welt. Die heiligen Kirchenlehrer, die Erben der Apostel in Bezug auf diese Liebe, folgen ihnen auf diesem Wege. Auf ihr Wort hin erheben sich schnell die Klöster, die Häuser für die Armen und Leidenden, und diese frommen Anstalten, meine Brüder, ein Schauspiel, das man noch niemals gesehen, sind die Hospizien für die Kranken, für die Aussätzigen, für die durch schweres Siechtum Heimgesuchten, die selbst ohne Hilfsmittel hier einen Zufluchtsort finden. Dieses war es, was Julian den Apostaten zu dem Ausspruche nötigte: „Sehet da jene Galiläer; sie begnügen sich nicht damit, ihre Armen zu ernähren, sie wollen auch noch die unseren ernähren!“

Die Wohlthaten der Nächstenliebe verdoppeln sich im Mittelalter. Dazumal konnte man keinen Schritt auf der christlichen Erde machen, ohne Hospitäler anzutreffen, sie sind überall, für jedes Alter, für jedes Unglück; man findet sie auf den Gipfeln der Berge ebensogut, wie auf der Sohle der Täler, so sehr war die Nächstenliebe lebendig. Und was hat diese Liebe nicht alles für die armen Sklaven getan? Der Sklave! Welch ein Los hatte der Sklave! Glend, ohne Familie, ohne Vaterland, mit Ketten beladen, zu immerwährender harter Arbeit unter der Geißel des unmenschlichen Aufsehers verurteilt, der gar oft ein Abtrünniger war, ist auch er nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, vom Glauben seiner Väter abzufallen. Wer wird nun dem armen Sklaven Hilfe bringen? Die Nächstenliebe.

Wer sind denn jene zwei Männer, die sich anschicken, über das Meer zu setzen und in unwirtliche Länder einzudringen, um einen großen Plan in Ausführung zu bringen? Es ist der hl. Johannes von Mata und Petrus Molascus, die Gründer eines Ordens zur Befreiung der Sklaven; sie verpflichten sich durch ein feierliches Gelübde bis ans Ende ihres Lebens zu diesem unvergleichlichen Werke der Nächstenliebe. Nichts hält sie ab; nicht das ungesunde Klima, nicht die Grausamkeit der wilden Völkerschaften; sie sind bereit, alles hinzugeben, alles zu opfern, um ihr heiliges Ziel zu erreichen. Und was werden sie jenen Ärmsten sagen, die sie ihrer Heimat, ihrer Familie zurückgeben? Sie werden ihnen von der Liebe Jesu Christi erzählen.

Bersehen wir uns im Geiste auf jenen Berg, der den Namen des heiligen Bernhard trägt und dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Es ist Nacht; von außen sehen wir ein Licht in jener einsamen Kirche glänzen, die sich dort erhebt; feierliche Gesänge erschallen aus dem Gotteshause, während draußen ein furchtbares Unwetter wüthet, welches das Gebäude zu begraben droht. Treten wir ein; wir finden dort in einer Zelle einen Jüngling auf dem Boden knien, einen Jüngling von warmem Herzen und feuriger Seele, und vor ihm einen Greis, der zu ihm spricht: „Mein Sohn, beharrst du bei deinem Entschlusse?“ „Ja, mein Vater.“ „Du schwörst also, in dieser Wüste zu bleiben, um die armen Verirrten aufzusuchen?“ „Ja, Vater, ich schwöre es!“ „Der Friede des Herrn sei mit dir!“ Der junge Mann erhebt sich

strahlend vor Freude und trotz des Schneesturmes, der draußen wüthet, beginnt er alsbald seine Mission; und wenn es ihm gelingt, einen verirrtten Wanderer zu retten, kehrt er freudig in das Kloster zurück. Aber manchmal überrascht ihn wohl eine Lawine, und der Schnee — ein Sinnbild seiner reinen Seele — dient ihm alsdann zum Leichentuch. Das ist die Nächstenliebe, die den Tod für die Rettung der Brüder so süß und so angenehm macht. Ja, suchen Sie nur mit noch so großer Sorgfalt unter allen wohlthätigen Anstalten; Sie werden keine einzige finden, die nicht der christlichen Nächstenliebe ihren Ursprung verdankt!

Es würde zu weitläufig sein, alle jene verschiedenen Formen zu nennen, welche die Liebe Christi bei uns angenommen hat. Aber wie könnte ich jenen Engel mit Stillschweigen übergehen, der sich eine Schwester der Nächstenliebe nennt? Bewundern Sie diese Jungfrau! Von vornehmer Abkunft vereint sie mit äußerem Liebreize die schönsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens: einen scharfen Verstand, ein feines Gefühl, Erziehung, Milde, Karakter; es scheint, als habe die Natur sie dazu bestimmt, in der Welt zu herrschen, die sie mit ihren Gaben verklärt. Da hört sie plötzlich auf dem Grunde ihrer Seele eine Stimme, süßer als die Lockung der Welt, die zu ihr spricht: „Höre, meine Tochter; verlasse das Haus deines Vaters, deiner Mutter, deiner Brüder, denn der König der Könige ist von Liebe zu der Schönheit deiner reinen Seele entbrannt.“ Und sie reißt sich los vom Vater, von der Mutter, von den Brüdern;

sie verzichtet auf die Freuden der Welt, sie wirft weit von sich das irdische Treiben und nimmt das Ordenskleid. Sehen Sie sie nun in ihrem grauen Gewande und ihrer weißen Haube, die sich hin- und herbewegt, wie die Flügel eines Engels der Liebe; sie eilt an jene Stätten, wo die Leute wohnen, die leiden müssen. Mit der einen Hand berührt sie das Bett eines Preßhaften und verbindet seine Wunden, mit der anderen umfaßt sie arme Waisen und bittet für sie um milde Gaben bei mitleidigen Menschen. Sehen Sie sie auf dem Schlachtfelde zwischen den Verwundeten, den Sterbenden, den Toten; die einen tröstet sie, die anderen lehrt sie zu sterben, während sie ein Gebet stammelt für jene, die auf dem Felde der Ehren gefallen sind. Ist es möglich, kann man der Nächstenliebe, der Liebe zu den Brüdern eine noch schönere Entfaltung geben?

Betrachten Sie jene andere Jungfrau, die den Armen ein Heim bietet, und die man darum Schwester des Arbeiters, des Armen nennt. Betrachten Sie jene, die mit so geringen Mitteln so vielen Familien Nahrung reichen. Fragen Sie dieselben, woher diese Nächstenliebe, dieser Opfergeist komme und hören Sie genau zu; es ist dies nicht Menschenwerk; keine menschliche Überlegung kann dieses Selbstopfer eingeben; nein, Vergnügen, Familie, die Reize der Welt gibt man nicht hin für ein irdisches Ideal. Um die Ursache hiervon zu finden, muß man höher emporsteigen; wissen Sie bis wohin? Eines Tages war eine Krankenschwester auf dem Schlachtfelde mit der Sorge um die armen Verwundeten beschäftigt, als

eine Schwadron feindlicher Reiter vorbeisaupte; ein wilder Soldat verwundet sie mit seinem Säbel, er schlägt ihr die dem Verbinden fremder Wunden geweihte Hand ab; sie aber stößt nicht einmal einen Schrei aus, sondern ruhig, als sei nichts geschehen, macht sie mit dem blutigen Stumpfe das Zeichen des heiligen Kreuzes. Da haben Sie das Geheimnis; es ist Jesus, es ist die Liebe zu Christus! Ja, Jesus allein, welcher am Kreuze für uns starb, kann der Liebe diese Standhaftigkeit verleihen, die alle Hindernisse überwindet, auf welche unser Fuß bei jedem Schritte stößt! Der leidende, für uns verblutende Gottmensch allein kann solche Wunder wirken!

In der That, den Nebenmenschen zu lieben, wenn das Interesse uns dazu antreibt, das sieht man heute öfters und hat es auch früher gesehen. Den Nebenmenschen lieben, indem man sich der Laune des Herzens überläßt, heute ja, morgen nicht, übermorgen kalt vielleicht bis zum Hasse — auch dieses hat man gesehen und sieht es heute noch. Ein theures Wesen lieben, das zu unserem häuslichen Kreise gehört — das sieht man und sah es öfters. Aber den Tempel der brüberlichen Liebe aufführen auf den Knien des Egoismus, jeglichen Vergnügens, jeglicher Selbstsucht; die Menschen überall und immer lieben, auf dem Eise des Poles wie in der Wüste des Äquators; dem Menschen, der sich bis auf die Stufe der Tiere erniedrigt hat, dem Wilden in aller Wahrheit sagen: „Ich liebe Dich!“ den Menschen lieben, wenn das Laster ihn mit unsäglichem Abscheu umkleidet — das ist das größte Wunder, welches die Jahrhunderte

geschaut haben; das ist ein Werk des Mensch gewordenen Gottes! Jesus Christus ist für uns ein Sklave geworden, er hat fast alle Leiden, fast alle Schmerzen um unseretwillen erduldet, und darum, wo die Menschenseele sich im Schmerze und im Leide abhärmt, da lebt und wohnt Jesus Christus!

Fragen Sie nur jene Schwestern der Nächstenliebe nach der Ursache ihrer Liebe; sie werden Ihnen das Kreuzifix zeigen, das an ihrem Gürtel hängt; sie betrachten mit demselben Blicke den Gefreuzigten und die Menschheit; in den Menschen sehen sie Jesum; in den Wunden, in den Leiden der Unglücklichen sehen sie die Wunden und Leiden Jesu, ihres göttlichen Erlösers. Die Liebe hat eben den Vorzug, daß sie in jedem Dinge den geliebten Gegenstand wiederstrahlen läßt; sie läßt alles übrige erbleichen und vergessen, und so sehen jene frommen Seelen überall nur ihren Jesus, und Jesus hinwiederum erschafft in ihrem Herzen jene heiligen Gefühle, die den Enthusiasmus erzeugen. Auf diese Weise im höchsten Grade Gott den Herrn liebend, müssen sie auch notwendig die Menschheit lieben. Suchen Sie nur immer in dem Alterthume nach, Sie werden nichts derartiges finden; suchen Sie bei den Völkern, die nicht an Christum glauben, Ihr Forschen wird umsonst sein. Nur hier, zu den Füßen des Kreuzes, finden Sie diese Beispiele großmütiger Liebe. Und was sehen Sie zu den Füßen des Kreuzes? Sie sehen das Blut Jesu Christi. Ja das kostbare Blut Jesu Christi treibt uns, sobald es in unser Herz ausgegossen ist, Gott und unsere

Brüder zu lieben. „Die Liebe Christi dränget uns, Charitas Christi urget nos.“

II. Die Liebe zu Jesus drängt uns zu der Liebe zu Gott und den Menschen; der Haß gegen Jesus treibt uns zum Haße gegen Gott und die Menschen. Sehen wir zu, ob dies der Wahrheit entspricht. Der Haß gegen Jesus! Wenn ich dieses Wort nur ausspreche, brennt es mir auf den Lippen. Der Haß gegen Jesus! Aber ist es denn möglich, diesen göttlichen Erlöser zu hassen? Sollte es möglich sein? Meine Brüder, Sie wissen wohl, daß im vorigen Jahrhunderte Frankreich das Wort: „Vernichten wir die Infame!“ sich zur Losung gewählt hatte. Nun gut, da Jesus gehaßt wurde, ward da Gott vielleicht mehr geliebt! Da Jesus vertrieben wurde, war da die Menschheit besser daran? Und doch hätte dem so sein müssen, wäre Jesus nur ein Irrlehrer gewesen, so hätte man durch den Haß gegen Jesus Gott mehr lieben, und durch die Vertreibung Jesus der Menschheit einen Dienst erweisen müssen. Aber das Gegenteil ereignete sich, und dies ist der beste Beweis für die Gottheit Jesu.

Beobachten Sie nur jene, die Jesum leugnen; was bewahren sie denn von Gott? Ich sage nicht keine Liebe, nein, keinen Gedanken mehr haben sie für ihn. In demselben Maße, wie man sich von Jesus entfernt, entfernt sich Gott von uns. Die Entfernung von Jesus ist die Entfernung von Gott, weil er der vom Himmel auf die Erde herabgestiegene Sohn Gottes ist, der den Schoß des himmlischen Vaters verließ, um uns seine Heiligkeit zu offenbaren nicht nur mit

Worten, sondern auch mit Werken. Anderswo hat man wohl Symbole der Gottheit, das Christentum allein erkennt und besitzt den lebendigen Gott. Ja, wir kennen, wir besitzen ihn; wir wissen, welche Anziehungskraft er hat, wie er liebt, wie er straft, wie er belohnt. Wir erfahren es täglich in dem fort-dauernden Drama jener Revolution, welche die Völker zum Triumphe Jesu führt und uns die Bärtlichkeit Gottes zeigt, die ganze Liebe und die ganze Macht, welche die Welt errettet.

Wenn man aber Jesu zurückstößt, was bleibt uns alsdann noch von Gott? In dem Maße, wie man sich von Jesus trennt, wird Gott für uns unsichtbar und unnahbar und man fällt in vollkommenen Atheismus. Und dann machen es die Völker, wie die Blinden, sie suchen nach dem Bilde Gottes, wie diese nach dem Schatten tasten. Man nennt alsdann Gott das „Chaos“, und wenn einer sich unglücklich fühlt und aus der Wirklichkeit heraustreten möchte, sagt man ihm: „Ein jeder kann sich seinen Gott verfertigen, wie die Spinne ihr Netz.“ Aber die Welt kehrt dabei in jenen Zustand zurück, in welchem sie sich befand vor der Ankunft Jesu Christi. Darum bleibe ich dabei: Wenn man Jesum Christum leugnet, wird man notwendig zur Leugnung Gottes getrieben.

Aber, so denkt mancher, wenn man Gott aus der Welt vertrieben hat, dann bleibt uns doch noch die Menschheit. Hier befestigt sich unser Gegenbeweis bis zur Evidenz. In welchem Jahrhundert leben wir denn? Wir leben in einem Jahrhundert, in welchem der Sinn für Wohltätigkeit sich aller Herzen be-

mächtigt zu haben scheint; in welchem die Eisenbahnen die Nationen verbrüdern und vermischen; in welchem die Völker sich vereinen, die Grenzen schwinden; in welchem mit einem Worte die Menschheit ihre größten Triumphe feiert. Darum glaubt man auch, daß mit der Vertreibung Jesu Christi aus dem Herzen der Völker die Liebe zur Menschheit im selben Maße wachsen müsse. Allein die Logik der Tatsachen zeigt uns das Gegenteil. Beobachten Sie nur jene großen Christushasser, Sie werden immer finden, daß ihnen etwas im Herzen sowohl als im Verstande mangelt; ihr Verstand gleicht einer kalten Winternacht, ihr Herz dem eisigen Marmor eines Grabes. Betrachten Sie die Philosophen des vergangenen Jahrhunderts! Sie begriffen es wohl, daß, um das Volk im Raume zu halten, um die Menge zu bändigen, es nicht genüge, ihre Leidenschaften zu entfesseln, daß man vielmehr etwas anderes an die Stelle der Nächstenliebe, die so große Wohltaten den Menschen erwiesen hatte, setzen müsse, und darum erfanden sie die Philanthropie, eine bittere Ironie, welche die Wirklichkeit nimmt, um nur den Schein zu lassen. Und was tut die Philanthropie; was sagt sie? „Das Mitleid,“ behauptet sie durch den Mund eines ihrer berühmtesten Lehrer (Condorcet), „ist eine Schwäche, wenn es nicht zum Gegenstande das allgemeine Gute hat. Darum kümmert sich der Philosoph nicht um die Individuen der Familien, er beachtet nur das allgemeine Interesse der Spezies.“ „Die Philanthropie,“ sagte ein heiliger Bischof jener Zeiten, „beschäftigt sich mit der Spezies, aber kümmert sich nicht um die Individuen;“ ein heuchlerisches

Benehmen, das Rousseau zu dem Ausspruche veranlaßte: „Diese Philosophen lieben die Tartaren, aber nicht ihre eigenen Nachbarn.“ Hören wir noch, was die moderne Sozialwissenschaft gesagt hat. In einem ihrer Bücher finde ich folgende Worte, die man wohl beachten muß: „Das Übergewicht der Starken macht die Schwachen verschwinden, und das ist das Resultat eines allgemeinen, für das Gemeinwohl notwendigen Gesetzes. Wenn dem nicht so wäre, so würde der progressive Verfall der Spezies die Folge davon sein.“ Nach dieser Lehre muß also Gott der Herr die Schwachen im Stiche lassen.

„Aber Vater,“ so höre ich einwenden, „die Tathachen strafen Sie Lügen. Sehen Sie denn nicht, daß es Menschen gibt, die Christum verlästern, aber dennoch zum Heile der Menschen Großes vollbringen?“ Meine Antwort ist folgende: Auch derjenige, der den Glauben zurückstößt, verdankt dem Christentume die Tugend, die er besitzt. Dieser Mensch liebt seine Brüder, tut ihnen Gutes; aber man darf nicht vergessen, daß er ohne das Kreuz nie daran gedacht haben würde, Gutes zu tun. Seine Philanthropie, die er für eine persönliche, rein menschliche Tugend hält, ist im Grunde genommen eine christliche Tugend. Die Gesellschaft wurde nicht allein durch das Christentum gegründet, sondern lebt auch durch dasselbe, und wenn sie eine andere Luft einatmen müßte, würde sie unfehlbar ersticken.

Nun, wenn man Jesum verjagt, wenn man Gott verachtet, was bleibt da von der Menschheit übrig? Jenes Jahrhundert, welches mit dem Motto: „Ver-

nichten wir die Infame“ begann, endete mit einem Schauspiele, das uns schauern macht. Die Henker sind an die Stelle der Philosophen getreten; man will Jesus überall hinaustreiben, man schließt die Kirchen, man zertrümmert die Altäre, man zerbricht die Kreuze und tötet die Priester. Es gab einen Augenblick, wo jene unglückliche Nation nichts anderes im Herzen zu tragen schien, als den Haß gegen Christus. Ward dadurch der Menschheit besser gedient? Allenthalben organisierte man den Mordschlag; es gab Ungeheuer, die gleich Nero den Wunsch hatten, daß die Menschheit nur einen Kopf habe, um ihn auf einen Hieb abzu schlagen zu können.

Darum, meine Brüder, bewahren wir unsern Jesus, dieses Band zwischen Himmel und Erde, dieses Band, das den Menschen mit Gott und seinen Brüdern verbindet. Wenn der Glaube an Jesus Christus aus unserer Mitte verschwände, was würde aus uns, was aus dem Vaterlande, was aus der menschlichen Gesellschaft?

Wohlan denn, meine Brüder, behalten wir immer die Liebe zu Jesu, unserem göttlichen Erlöser, in unserem Herzen, denn in den Leiden und Kümernissen des Lebens wird er uns trösten, und wir werden stets würdig bleiben jenes Gottes, der uns erschaffen hat, und der uns ewig beseligen will, und der Brüder, die er uns hienieden gegeben hat. Ja, bewahren wir stets unverleßt die Liebe zu Gott, die Liebe zu Jesu und die Liebe zu der armen, unglücklichen Menschheit.

VIII.

Das Werk Jesu Christi

Wer ist Jesus Christus? Dieses ist die Frage, welche die Welt an die dahineilenden Zeiten stellt, und auf diese Frage antwortet die christliche Menschheit, indem sie eine Hand auf das Evangelium, die andere auf die Bibel legt und den gesunden Menschenverstand, die Vernunft, die Logik und die Wissenschaft anruft: „Jesus Christus ist Gottmensch.“ Hingerissen von seiner Schönheit, erleuchtet von seinem Lichte, angezogen von seiner Liebe, türmt sie Tempel auf, erbaut sie Altäre, gibt sie ihm ihren Verstand, ihr Herz und zu seinen Füßen niedergeworfen preist sie ihn, lobt sie ihn, fleht sie zu ihm und betet sie ihn an.

Während wir aber in unseren Kathedralen unserem göttlichen Erlöser lobsingen, hören Sie nicht da draußen den Ausruf wütenden Hasses? Dieser Haß geht von der falschen Wissenschaft aus, die Jesum zur Zielscheibe ihrer Angriffe gemacht hat, die seine Geschichte fälschte und in einen Roman verwandelte; er geht von der Häresie aus, die seine Gottheit leugnet. Es ist jener Haß, der sich mit Voltaire unter dem Rästerworte: „Bernichten wir die Infame!“ auf seine

Altäre stürzt, seine Kreuze herunterreißt, zu Boden wirft und mit Füßen tritt. Er wohnt in der Brust jedes Sektierers, der zuerst in der Dunkelheit sein Unwesen treibt, dann aber Journalist, Schriftsteller wird und hoch und teuer sich verschwört, Christum allenthalben zu vertreiben, aus der Schule, aus den öffentlichen Einrichtungen, aus den Gesetzen, aus dem Vaterlande.

In der Mitte dieser beiden, diametral entgegengesetzten Strömungen, welche die Menschheit in zwei Lager spalten, wollen wir ein wenig verweilen, um das Werk Jesu Christi zu betrachten. Was hat Jesus Christus getan? Unter allen Ungerechtigkeiten, welche von der Neuerungssucht, dem Hasse, der Gottlosigkeit eingegeben wurden, ist die allerwiderwärtigste jene, die Christo, die Wohltat der christlichen Zeit wegzuleugnen sucht. Ja, dieses Bestreben, die heutige Zivilisation als eine spontane Frucht der Vernunft ohne jeglichen christlichen Einfluß zur Reife gelangt darzustellen, zu sagen, daß die Welt Jesu Christo nichts anderes als die Verzögerung des Fortschrittes, nicht aber den Fortschritt selbst verdanke, zu behaupten, daß man Jesu nur die Vorurteile in Rechnung setzen dürfe, das ist die allergrößte, die allerwiderwärtigste Ungerechtigkeit.

Um aber genau zu erkennen, was die Welt Jesu Christo verdankt, müßte man alles das aus ihr entfernen können, was Jesus ihr gebracht hat, und alsdann zusehen, was die sich selbst überlassene Vernunft aus ihr gemacht haben würde. Allein diese Abstraktion ist nicht möglich; wir sind so sehr von dem

Evangelium durchdrungen, daß man niemals feststellen kann, was aus der Welt ohne Christus geworden wäre. Wenn wir indes auch keine rigorose Genauigkeit erreichen können, so doch immerhin eine annähernde. Sehen wir darum einmal zu, was Christus für die Welt getan hat, und betrachten wir alsdann, was die Welt ohne Christus sein würde.

I. Was hat Jesus Christus für die Welt getan? Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Bild von der Eroberung der Welt durch Christus entwerfe; dieser merkwürdige Vorgang ist ja zum Gemeinplaze der menschlichen Dankbarkeit geworden, ein Vorgang, wie die Menschheit ihn nicht wiedersehen wird. Auf Golgatha rauchte noch das Blut des göttlichen Erlösers und schon war die alte Welt umgewandelt. Über dem Laufe der Jahrhunderte, über dem Marsche der Völker zeigt sich dieser glorreiche Triumph wie einst dem Konstantin an dem Tage des entscheidenden Kampfes in der von Gold umsäumten Purpurwolke das Kreuz: *In hoc signo vinces.*

Allein wer Krieg sagt, sagt auch Haß. Jesus Christus aber gleicht in seinem Kriegszuge nicht jenen Menschen, welche die Ursache werden von so vielen Leiden, die Urheber so vieler Ruinen; er erscheint bloß in der Welt, um deren Schmerzen zu stillen, um ihr Elend zu lindern. Und was für ein Elend! Das religiöse Elend, weil die Menschheit nicht mehr zum Himmel aufblickte, als um ihn zu entehren mit ihren Götzenbildern. Das sittliche Elend, weil die Menschheit in eine so offenbare Versumpfung geraten war, daß von Argerniß schon nicht mehr die Rede

sein konnte. Das soziale Elend, weil sie die Menschen den Launen irgend eines gekrönten Ungeheuers preisgab.

Wie aber eine Rettung aus diesem Abgrunde bewerkstelligen, in den das große römische Weltreich gefallen war? Sprechen Sie mir nicht von der alten Tapferkeit, sie ist nur ein bössartiges Fieber; nicht von der alten Wissenschaft, sie bleibt auf das Wort der Stoiker beschränkt. Und das Volk? Das Volk ist dermaßen verkommen, daß es sein Elend nicht einmal fühlt und für etwas Brot und Spiele das Ende seiner Schmerzen, seine Freiheit vergißt! Wenn die Dinge einmal bis zu diesem Punkte gediehen sind, dann ist alles verloren, und nur ein Wunder kann alsdann die Menschheit aus dem Abgrunde retten. Es nützt nichts, den Blick auf eine entfernte Völkerschaft zu lenken, in der sich bereits feurige Lebenskraft entfaltet; denn nur eine sanfte und doch zugleich starke Hand vermag sich derselben zu dem gewünschten Zwecke zu bedienen. Das ist die blinde Finsternis, die Christus durch sein Evangelium erleuchtete, das sind die Ruinen, die er mit dem grünenden Epheu seiner Gläubigen und Heiligen bedeckte; und dieses Werk ist so sehr ein Werk Jesu Christi, daß man niemals die Hand gegen sein Reich erheben konnte, ohne die Welt in der Quelle ihrer Lebenskraft zu treffen. Sobald man nur den Einfluß Christi auf die Welt aufzuhalten sucht, wird der Erdkreis erschüttert und das alte heidnische Ungeheuer erhebt wieder sein dreifaches Haupt der Gottlosigkeit, der Entsittlichung und der Vertierung, dieselben Verbrechen und dieselbe

Schande! Und dennoch, wie lautet der Ruf, der allenthalben an unser Ohr tönt, der uns das Herz zerreißt und die Galle in die Adern treibt? „Keinen Christus mehr! Keinen Christus mehr!“ so schreit man. „Keinen Christus mehr! Keinen Christus mehr!“ so drückt man.

„Keinen Christus mehr!“ so rufen an erster Stelle die Gelehrten, jene falschen Weltweisen, die sich in dem Ausspruche gefallen: „Es ist zu Ende mit seinem Reiche; die Stunde der Wissenschaft hat geschlagen. Der Tag ist angebrochen, an welchem die Wissenschaft vor der ihrer Größe sich bewußten Vernunft alle religiösen Vorurteile verschwinden macht. Darum, ihr Völker, gehet in die Schule und nicht in die Kirche! Lauschet den Lehrern, die euch sagen, daß ihr von dem Affen abstammet, daß ihr eigentlich nur Tiere seid; aber höret nicht auf den Priester, der Euch weiß machen will, daß Euer Ursprung ein himmlischer sei, daß ihr Kinder Gottes seid!“ „Keinen Glauben mehr, sondern Beobachtung!“ Dieses Wort Bacons ist die Devise der modernen Wissenschaft geworden; es sollte jene Epoche kennzeichnen, in der sich der Geist von jedem Geheimnisse freimachen will, welches die Vernunft nicht zu durchdringen vermag.

Aber ist es denn so ganz wahr, daß mit dem Ende des Reiches Christi das Reich der Wissenschaft seinen Anfang nimmt? Sollten wir uns von jetzt ab nur noch an die Wissenschaft halten, an jenes Spinnweb, das sich immer wieder auflöst und immer wieder von neuem gewoben wird? Die Wissenschaft,

die nach so vielen Jahrhunderten noch nicht einmal ihr Glaubensbekenntniß hat aufstellen können?

Mit dem Ende des Reiches Christi soll das Reich der Wissenschaft beginnen. Aber ist denn etwa Christus bloß der Gott der Kleinen und der Unwissenden? Ist er nicht auch der Gott der Weisen? Haben nicht die großen Geister aller Zeiten ihn angebetet, ein hl. Paulus, ein hl. Augustinus, ein hl. Thomas, diese Wunder der Gelehrsamkeit? Hat nicht Pascal vor ihm sein Knie gebeugt? Hat nicht Dante, ein ebenso tiefer Theologe als gemütvoller Dichter, ihm gesungen? Man hat gesagt, und zwar mit vollem Rechte, daß alles Licht von seiner Wiege herkomme. Werfen Sie nur einen Blick auf die geistige Entwicklung der achtzehn Jahrhunderte, was sehen Sie da? Die christlichen Völker zeigen einen bedeutenden Fortschritt in jeglicher Kultur, während jene, die außerhalb des Christentums leben, bloß vegetieren, ohne irgend welche geistige Entwicklung zu zeigen. Ja, von dem Christentum, von dem Evangelium datiert der herrliche Aufschwung, den der Menscheng Geist genommen hat.

Ziehen Sie nur einen Vergleich zwischen den alten und den christlichen Denkern? Was gewahren wir bei den heidnischen Denkern? Eine Gleichförmigkeit, die man überall antrifft. Neben großartigen Anschauungen sehen wir ganz unerklärliche Verirrungen, die mit diesen Anschauungen durchaus nicht übereinstimmen. Man sollte fast sagen, daß der Grund der antiken Philosophie ein nebelhafter und unbestimmter sei; man möchte sie für eine düstere Nacht halten, die hin

und wieder ein herrlicher Blitzstrahl erhellt, doch nur um Ihnen den Abgrund zu zeigen, der vor Ihren Füßen gähnt. Nirgends erblicken Sie jenes sanfte Licht, welches das Auge erfüllt ohne es zu ermüden. Und wie viele sind denn jener glänzenden Sterne am alten heidnischen Himmel? Wenn Sie Plato, Aristoteles, Sokrates, ihren Lehrer und Meister, Cicero, der sie kopierte, und noch Seneca genannt haben, dann sind Sie zu Ende.

Sehen Sie dagegen einmal die christlichen Denker! In ununterbrochener Reihe folgen sich die Denker, die Philosophen und bilden jene wunderbare Kette, deren Ringe sich wechselseitig erleuchten, die in sich eine Fülle von Licht tragen; es sind darunter herrliche Sterne, Sterne auf leuchtendem Grunde. Das vierte christliche Jahrhundert hat trotz der eigenthümlichen Form seiner Werke mehr Ideen entwickelt als die klassische Periode eines Augustus. Ja, nehmen Sie nur die beiden Testamente, nehmen Sie die Kirchengeschichte, die Sammlung der Väter aus unserer Mitte, wo wären wir alsdann mit unseren geistigen Beziehungen? Wir befänden uns dann auf dem Standpunkte der Tartaren und der Chinesen, und vielleicht noch weiter rückwärts, da ja nach der modernen Anthropologie jene Völker unsere älteren Brüder sind, und so wären sie vielleicht unsere Lehrer, wenn wir nicht Jünger Jesu wären.

Was soll ich von dem wissenschaftlichen Streben sagen? Auch nach Pythagoras, nach Galienus, nach diesen großen Männern war die Gestalt unserer Erdfugel unbekannt, die Architektur des Himmelsgewölbes

entzog sich dem menschlichen Wissen. Und wer hatte eine Ahnung von den Wundern der Elektrizität? Wer hatte auch nur daran gedacht, die Eingeweide der Erde zu durchforschen? Kopernikus, Kepler, Newton haben der Astronomie neue Bahnen geöffnet. Deskartes unterstützte sie mit seiner Infinitesimal-Rechnung, ebenfalls Spalanzani, der Vorläufer der Physiologie. Ich könnte die Liste noch weiter fortführen, allein jetzt schon ist der Vorrang des christlichen Geistes offenbar.

Gewiß auch die Verfolger des Evangeliums haben den Geist Europas zu kultivieren gesucht. Aber als ihr Samen aufging und Früchte brachte, was finden Sie da? Sie finden moderne Gelehrte, die Christo die Anklage ins Gesicht schleudern, er habe den Fortschritt verzögert; während sie ihrerseits niemals dem modernen Lichte zur Quelle gedient haben würden. Sie selbst müssen bei diesem Lichte sehen. Sie möchten sich wohl mit der rauchenden Lampe eines gottlosen Wissens begnügen, aber die großen Gründer der Wissenschaft standen immer im Sonnenlichte. Wie könnte man eine Wissenschaft ohne Christus sich auch nur denken? Ist Jesus Christus nicht Gott und ist nicht Gott die substantielle Wahrheit? Wie aber sollte es eine Wissenschaft ohne Wahrheit geben können? Und welches ist dann das letzte Wort der Wissenschaft, wenn sie wiederholt: das Reich Christi ist zu Ende, das Reich der Wissenschaft beginnt? Es ist der Zweifel, die Negation, die Verwirrung. Es heißt seinen Namen auf eine Ruine schreiben: ohne Gott, ohne Christus ist die Wissenschaft ein unnützes Werkzeug.

Aber nicht nur die Weltweisen wollen nichts mehr von Christus wissen. Auch die Politiker und sie ganz besonders stellen die Behauptung auf: Als die von den Tyrannen des Orients zerrissene und gedrückte Menschheit ihren Herrn wechselte, um sich unter die Zuchttrute der Tyrannen des Occidents zu beugen, da erschien Christus als göttlicher Tröster und lehrte die Menschen zu leiden und zu hoffen. Er bevölkerte die Klöster, er bevölkerte die Wüste mit Menschen, die zwar zu beten, aber nicht das Sklavenjoch abzuschütteln verstanden. Heute bedarf ein anderes Geschlecht auch eines anderen Gottes, eines anderen Labarums; wir müssen uns um einen anderen Altar scharen und dieser Gott, dieses Labarum, dieser Altar ist das Wort „Freiheit“. Ihr Völker, machet euch frei! Das Wort, das von Gott kam, hat lange genug geherrscht; heute hat das soziale Reich unter uns begonnen. Deshalb, ihr Völker, wäre es möglich? wollet ihr in der Tat unser Banner verlassen, um dem Banner Christi zu folgen, das ja doch nur ein Kreuz ist, Christi, der euch deutlich genug gesagt hat, daß er euch seine Güter erst in einem künftigen Leben geben werde?

Aber, diese Leute wissen nicht, was die Gesittung ist, wenn sie dieselbe wollen ohne Glauben; sie wissen nicht, was die Freiheit ist, wenn sie dieselbe wollen ohne Gebet; sie wissen nicht, was Gott ist, wenn sie denselben anrufen wollen ohne Christus. Es ist wohl wahr, Christus hat gesagt: „Suchet zuerst das Reich Gottes;“ aber er hat auch beigelegt: „Das übrige wird Euch hinzugegeben werden.“ Und

was ist denn dieses übrige? Es ist dasjenige, was die Völker und die Nationen gesittet macht. Ohne Christus haben Sie niemals eine Gesittung, und den Beweis hierfür finden Sie in den Völkern des äußersten Orients, die niemals Christen gewesen sind. Sehen Sie nur, wie sie unbeweglich dastehen in ihrer Finsternis; wie sie stolz sind auf ihre Unbeweglichkeit, auf ihre Finsternis, die ein um so charakteristischeres Zeichen des Polytheismus ist, als sie nur zerstreut wird, wenn Christus unter ihnen erscheint. Und nach diesen Völkern, die niemals christlich waren, betrachten Sie jene, die einmal christlich gewesen sind, aber es jetzt nicht mehr sind. Jenen Licht der Gesittung, das zu Alexandrien leuchtete, erlosch, sobald Christus aus jenem Lande vertrieben ward; seine Einwohner versanken in den Zustand der entarteten Völker und die Gesittung ging unter in den Fluten des Islams; sie wurde dort begraben, nicht um intakt zu bleiben gleich wie Pompeji unter dem Aschenhaufen, sondern um sich aufzulösen, wie ein im Grabe ruhender Leichnam.

Gewiß, Christus der Herr bezweckte zuallererst das Heil der Seele und dann erst das Heil der Nationen und der Völker als eine Folge hiervon; aber es ist und bleibt eine Tatsache, daß die Völker und Nationen der Welt niemals zu einem gewissen Grade der Zivilisation gelangen außerhalb der Lehre Jesu Christi. Außerhalb der christlichen Lehre finden Sie immer die Barbarei; die Barbarei in dem Gefühle, die Barbarei in der Familie, die Barbarei in der Moral, die Barbarei auch in der Politik, ja auch in der Politik.

An erster Stelle finden Sie außerhalb des Christentumes die Barbarei in dem Gefühle; denn der Mensch liebt aus sich selbst allzuwenig Seinesgleichen, besonders wenn dieser arm, krank und vor allem, wenn er schuldbeladen ist. Diese Liebe hat ganz allein Christus in das Herz des Menschen gelegt, und sie hat mehr zu dem Glücke und dem Wohlbefinden der Völker beigetragen als alle materiellen Entdeckungen. Erinnern Sie sich nur der Härte des Menschenherzens vor der Ankunft Jesu Christi, von der ich Ihnen in der letzten Konferenz sagte: Erst mußte der Mensch sich durch das Blut Gottes erlöst fühlen, bevor er begriff, welchen Wert der Mensch hat, und bevor er den Mut hatte, sich für ihn zu opfern. Nur die christliche Welt glaubt sich nicht reich genug, um das Leben auch nur eines Menschen bezahlen zu können, während in der heidnischen Welt ein Cäsar zehntausend Personen töten ließ, um das Volk zu belustigen, und Nero seine Gärten mit in Pech gehüllten Christen erleuchtete. Vergleichen Sie dies mit dem Benehmen eines Kirchenfürsten, der sich ein zwanzigtägiges Fasten bei Wasser und Brot auferlegte, weil in seinen Staaten ein Armer Hungers gestorben war, dann haben Sie den ganzen Unterschied der beiden Strömungen und dann werden Sie auch begreifen, daß nur das Christentum die Nächstenliebe in das Menschenherz gesenkt hat.

Ohne Jesus haben Sie ferner die Barbarei in der Familie. Glauben Sie vielleicht, wenn Sie sich in der Mitte ihrer Familie befinden, daß die Natur diese wechselseitigen, reinen und zarten Gefühle

hat entstehen lassen? Welche Täuschung wäre das! Die Natur war doch dieselbe vor und nach Christus; damals aber war der Vater der Tyrann der Familie, er hatte das Recht über Leben und Tod seiner Kinder, die Frau war seine Sklavin. Die Natur ist dieselbe auch dort, wo Christus nicht herrscht. Nun gut, betrachten Sie die Religion Mahomed's; an Stelle des häuslichen Herdes setzt er den Harem. Der sentimentalste der Philosophen des vorigen Jahrhunderts ließ seine Kinder im Hospital sterben, denn er sagte, daß die Beziehungen zwischen Mutter und Kind nur so lange bestehen dürfen als das Säugen dauere, gerade wie bei den Vierfüßlern. Und unser Jahrhundert, das sich so gerne das zivilisierte nennt, hat in der Ehe an Stelle der erhabenen reinen Verbindung zweier Seelen einen Vertrag gesetzt, und wenn man dem einen darüber Vorwürfe macht, daß er dadurch den Menschen mit dem Tiere auf die gleiche Stufe setze, antworten die Heißsporne: „Es ist ja doch zwischen beiden nur ein Unterschied in der Kleidung.“ Andere verlangen hartnäckig die Ehescheidung, jene heuchlerische Polygamie, welche die Familie vollends zerstört und darum der Krebschaden der heutigen Gesellschaft ist. Nein, die Familie ist in dem Herzen Jesu gebildet worden, sein Wort hat sie uns mitgeteilt, er hat die Einheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe festgesetzt, die er zu einem großen Sakramente erhob, und wenn Jesus die Familie nicht an seinem Herzen ruhen läßt, wenn er sie nicht in seine Arme schließt, dann geht die Familie zu Grunde.

Dhne Christus hätten wir ferner die Barbarei

in der Moral; denn, wie ein Philosoph gesagt hat, lebt zwar der Christ mit nicht geringeren Leidenschaften in der Brust wie der Heide, und doch, welch ein Unterschied besteht zwischen ihnen in Bezug auf ihre Sittlichkeit! Wie es zur heidnischen Zeit schreckliche Krankheiten gab, von denen wir heute nichts wissen, so gab es auch eine dem gesamten Heidentume gemeinsame sittliche Verderbtheit, die wir heute nicht kennen, denn unsere Lust wurde von dem Hauche Jesu Christi derart gereinigt und gewürzt, daß eine solche Verderbtheit unmöglich geworden ist. Aber wie sind denn die Völker aus dieser Korruption befreit worden, und wie haben sie sich zu der Höhe so schöner Tugenden erhoben? Jesus Christus hat sie zu sich gerufen, und die Völker blickten mit Vertrauen auf ihn hin; sie haben die Ketten gebrochen, die sie an das Laster gefesselt hielten, und gleich Lazarus sind sie aus dem Grabe auferstanden auf die Stimme Jesu und haben sich allmählich zu jenen Tugenden erhoben, deren Beispiel ihnen das Leben Jesu gegeben hat. Denjenigen, die diesen christlichen Tugendhelden irgend einen Philosophen oder einen Heiligen des heidnischen Dramas zur Seite stellen wollen, hat Rousseau bereits geantwortet, indem er sagte: „Man darf einem Volke von schlechten Christen nicht einen guten Philosophen gegenüberstellen; denn es wird immer wahr bleiben, daß die Philosophie keine Tugend aufweisen kann, die dem Christentume unmöglich gewesen wäre, während die Religion Wunder der Moral hervorbringt, die der Philosophie niemals möglich sind.“

Endlich ohne Jesu hätten wir auch die politische

Barbarei. Was bedingt denn die politische Zivilisation? Die Freiheit. Freiheit! Ein heiliges, ein schönes Gut, das schönste Gut, welches Gott seinem Geschöpfe gegeben hat! Sie besingt der Hirt auf der Wiese im einsamen Walde; sie verkündet der friedliche Bürger an seinem häuslichen Herde; für sie eilt die Jugend, der Stolz des Vaterlandes, hinaus auf das Schlachtfeld und vergießt großmütig den letzten Blutstropfen aus ihren Adern. Aber, welches ist dann das Fundament der Freiheit? Welches ist ihr letztes Wort? „Das Fundament der Freiheit,“ sagt der hl. Augustinus, „das letzte Wort der Freiheit ist die Freiheit der Seele. Wenn die Seele eine Sklavin ist, wenn das Gewissen eine Sklavin ist, dann gibt es auch keine Freiheit mehr für den Menschen, für die Familie, für die Völker.“ So ist also das Fundament der Freiheit eines Volkes die Freiheit der Seele. „Aber das Fundament der Freiheit der Seele,“ sagt wiederum der hl. Augustinus, „ist Jesus Christus, ist seine Lehre, in der ihr die Wahrheit habet, und die Wahrheit ist es, die euch die Freiheit geben wird.“ Und so ist es in der That. Wenn die Altäre Christi in Sklaverei liegen, dann liegt auch das Volk in der Sklaverei; wenn Christus von einem Volke verjagt wird, dann wird auch das Bollwerk der Freiheit umgestürzt; und dann sieht man wohl von weitem einen Menschen daherkommen, der das Wort Jugurthas beim Anblicke Roms wiederholt: „O käufliche Stadt, wenn sich nur ein Käufer für dich fände!“ Ohne Christus gibt es in einem Volke nichts Großes mehr, da es notwendig in ein doppeltes Sklavenjoch gespannt

wird, den Despotismus von oben und den Despotismus von unten. Ja, nur Christus verteidigt die Freiheit des Volkes, und so werden Sie auch immer das Volk, wenn es nicht schon von schlechten Regubern irre geführt wurde, zum Kreuze Jesu kommen sehen, dem wahren Banner der Freiheit.

Leider vereinigt sich mit den Weltweisen und den Politikern eine andere Stimme, die mir so teuer und wert ist, eine Stimme, die einen so großen Einfluß auf die Gebräuche und die Gesittung hat, die Stimme der Künstler. Auch die Künstler wollen nichts mehr von Christus wissen, sie sagen: „Die Kunst ist Religion, die Kunst, die über ein Licht verfügt, das niemals erbleicht, die ein Krystall ist, das niemals zerbricht.“ Gewiß, die Kunst ist etwas Schönes; sie ist einer der schönsten Sterne, die Gott an das Firmament gesetzt hat, um unser Leben zu erheitern; aber die Kunst im Kleide Jesu Christi, nicht jenes zügellose Weib. Sie wollen nichts mehr von Christus wissen; aber woher soll ihnen denn die Inspiration kommen? Canova sagte: „Jede Religion nährt die Kunst, aber keine so, wie die christliche Religion.“ Die christliche Religion hat in Wahrheit die Kunst umgestaltet, sie hat sie zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht. Mit ihrem universellen Lichte umfaßt sie in ihrer lebhaften Klarheit alle Sphären des Schönen. Trennen Sie die Religion von der Kunst, so wird letztere heidnisch.

Werfen Sie nur einen Blick auf die einzelnen Künste. Nehmen Sie die Architektur: betrachten Sie das Gotteshaus, welches Wunder! Sein architek-

tonischer Aufbau spricht nicht nur zu dem Auge, er spricht zu dem Geiste; er enthüllt uns das Unsichtbare. Mag es gotischen oder romanischen Stiles sein, es atmet Ruhe und Frieden; es sammelt die Seele im Schweigen und durch seine majestätischen Wölbungen erhebt es sie bis zur Begeisterung empor. Ein magisches Licht erhellt es; Geist und Leben durchdringen alle Theile des Gotteshauses; Gott, der es bewohnt, macht seine Gegenwart fühlbar und offenbart sie in der Großartigkeit der Perspektive, wo das Auge sich hineinversenkt, ohne ein Ende zu finden. Die Seele ist von der Idee der Unendlichkeit ergriffen, sie verliert sich im Geheimnisvollen; eine jede Linie ist eine Idee, ein jeder Stein erweckt ein Gefühl. Die Skulptur läßt sogar den Marmor sprechen; der Stein läßt vor unseren Augen die Herrlichkeit des Himmels vorbeiziehen. Nichts kann sich mit dem Gotteshause vergleichen; man fühlt es, daß die christliche Basilika in Wahrheit das Haus Gottes ist.

Betrachten Sie die Malerei. Was hat denn selbst nach den wunderbaren Entdeckungen zu Ostia und Pompeji die antike Malerei der christlichen entgegenzusetzen, jener Plejade von Genies, die unter der Führung eines Perugino, eines seligen Angeliko, eines Leonardo da Vinci und besonders eines Raphael aus unserem Italien, aus Frankreich, aus Belgien und Holland ein ungeheueres Museum gemacht haben, welches die Freude derjenigen bildet, die zu reisen verstehen. Die Gemälde des seligen Angeliko kommen vom Himmel und steigen zum Himmel empor, es sind Gebete, es sind Ecstasen. Die Bilder Leonardo da

Vincis zeigen uns das Übernatürliche; sie enthüllen neue Gesichtskreise, die der Welt das Sichtbare und Unsichtbare zeigen, woher ja auch der so wenig bekannte Ausdruck der Antike stammt.

Betrachten Sie die Skulptur, sollten Sie zu der Zahl derjenigen gehören, die der Antiken die Palme der Bildhauerkunst zuerkennen wollen? Aber wenn wir auch die Statuen, die wir dem Genie Griechenlands verdanken, bewundern müssen, können wir ihnen vor den Meisterwerken Michel Angelos den Vorzug geben? In keinem Kunstwerke von Phidias finden Sie jenen Ausdruck, den die Marmorbilder von Michel Angelo aufweisen, denn Phidias beschränkt sich auf die Form, während Michel Angelo, als wahrer Meister, die Seele meißelt. Bei Phidias sehen Sie das Auge alles beherrschen, bei Michel Angelo ist es die erleuchtete, verklärte Stirne. In der christlichen Kunst bemerken Sie die ganze Überlegenheit der Gnade über die Natur, man könnte sagen, die Überlegenheit des Himmels über die Erde.

Beobachten Sie die Musik. Wie? Unsere Religion, welche die Harmonie zwischen Himmel und Erde aufrecht erhält, welche die Engel mit goldenem Szepter darstellt, unsere Religion sollte nicht die Musik umgewandelt haben, diese so geistige, so mächtige Kunst? Die Religion und die Musik sind doch nur zwei Schwestern, die vom Himmel auf die Erde herabgestiegen sind. Was wäre die Religion, wenn sie nicht die Musik hätte? Die Religion atmet ihre Gefühle, ihre Freude durch die Musik aus. Was wäre die Musik, wenn Sie ihr das Gebet, wenn Sie ihr Gott,

wenn Sie ihr das Unendliche nehmen würden. Die Religion bediente sich von Anfang an der Musik, ihrer Harmonie, um ihre heilige Mission zu erfüllen. In diese herrliche Sprache hat die Religion die ganze Anmut großer Gefühle übersetzt. Die Musik redet die Sprache des Unendlichen, sie wird die Stimme Gottes. Betrachten Sie nur jene Melodien, die Gregor der Große eingeführt hat! Ohne Zweifel ist die Kirchenmusik eine Schöpfung der christlichen Gesittung; sie hat ihren Geist nicht aus den profanen Kompositionen geschöpft; ihre Töne erfüllen das Herz mit Frieden und mit Glück; es sind die Töne des Paradieses, und wenn es auf Erden nichts anderes gäbe als die Nächstenliebe, so würde die Musik ihre Sprache sein. Glückliche, wer die Melodien eines Rossini kostete; glücklich, wer die Melodien eines Pergolese hörte, der selbst einmal sagte: „Glaubet mir, ich habe nur den Engeln gelauscht.“

Es ist wahr, sagen einige, die Kunst ist unter Christus groß geworden; aber unter Christus hatte die Kunst nur eine Epoche, darum kann die christliche Kunst nicht diejenige sein, zu der wir uns bekennen. Gewiß, bevor wir Christo den Abschied geben, werden wir ihn mit Rosen bekränzen; wir schließen ihn ins Grab ein und setzen das Siegel darauf; wir warten aber nicht, bis daß er seinen Grabstein zertrümmere, ehe wir den Anbruch eines neuen, herrlichen Tages begrüßen, der den neuen Geschicken der Kunst leuchten soll.

Die neuen Geschicke der Kunst! Aber diese Leute erniedrigen die Kunst, sie machen sie den Sinnen dienstbar, wenn sie dieselbe der Religion entfremden.

Wenn die Kunst ihrem Gesichte treu sein will, so muß sie die moralische und physische Schönheit ausdrücken, sie muß die Seele erheben; aber wie soll sie das vermögen, wenn man sie von Christus trennt?

Ich habe einmal ein herrliches Bild gesehen, ich werde es nie vergessen. Im Mittelpunkte dieses Gemäldes saß auf einer kleinen Erhöhung der hl. Thomas, die geöffnete Summa in der Hand haltend; in seinen Augen, auf seinen Lippen sprach sich die Bewegung des Gedankens und des Wortes aus. Um ihn herum gruppierte sich ein von sechs Personen gebildeter Schülerkreis; zunächst der alte Perugino auf seinen jungen Schüler Rafael sich stützend, dann Dante, neben ihm Buonarroti, Pergolese und Bramante. Es war die Malerei, die Poesie, die Musik, die Skulptur, die Architektur, alle Künste als ebenso viele Strahlen der Theologie. Man sah das himmlische Licht unter dieser Gruppe von Sterblichen leuchten und auf der Stirne dieser großen Geister gewahrte man den Hauch des Schöpfers, der der Welt so viele Wunder zeigen wollte. Einem Freunde, der neben mir stand, machte ich die Bemerkung: „Ein schönes Bild, denn es ist so wahr, so einfach!“ Der Freund entgegnete: „Gewiß ist es schön, aber es ist nicht vollständig; es fehlt noch jemand auf dem Bilde.“ „Wer sollte fehlen?“ fragte ich erstaunt. „Das Bild müßte die Geschichte, die Lehre Christi zum Gegenstande haben und darum den hl. Thomas nicht so fast als Lehrer von Schülern umgeben, sondern auch ihn als Schüler darstellen unter dem Lichte und dem Diktate des göttlichen Erlösers seine Summa

schreibend; denn dieser ist doch in der That das Geheimnis seines Genies, seines großartigen Wissens.“ Mein Freund hatte Recht. Das ist die wahre Geschichte der christlichen Kunst. Alle ihre Ideale sind in Christo enthalten.

Doch welches ist jene Stimme, die mich aus dieser Betrachtung aufschreckt? O, es sind konfuse Laute, die von einer Menge ausgehen ohne Namen, ohne Banner, einer Menge, die nichts mehr von Christo wissen will, welcher weder über uns, noch über das Volk herrschen soll. „Nein, nein,“ so rufen sie; „in unseren Fabriken, in unseren Werkstätten, wohin jetzt manchmal auch eine Zeitung und ein Buch kommen, wissen wir nun, was wir von Christus, von seinem Evangelium zu denken haben. Wenn wir leiden, so haben wir unsere Waffen, und wenn wir sterben, so nimmt uns das Nichts in seine Arme auf.“ Das sagt das Volk, wenn man es Jesu entfremdet hat, wenn es keinen anderen Gott mehr kennt, als seine Leidenschaft, keine andere Hoffnung als das Nichts. armes Volk! Es kennt nicht den Frieden und den Trost der Wissenschaft, nicht die Tröstungen der Kunst; seine tägliche, anstrengende Arbeit hindert es auch, die Freuden des Familienlebens zu kosten; es hat nur das Bewußtsein seiner Kraft, welches es gegen die Arbeit widerwillig macht, und gar zu oft mangelt ihm auch noch der Mut der Arbeit. Es kümmert sich wenig um die Zukunft, die es reichlich für das entschädigen würde, was ihm auf Erden abgeht. Aber wenn Sie einmal Jesum vertrieben, wenn Sie ihm die Tore ihrer Städte verschlossen haben, wenn Sie

mit ihm verfahren wie mit dem Pilger, den man in stürmischer Nacht unter sein Dach aufnahm und ihm dann am Morgen, nachdem er die Nachbarn mit seinen heiligen Gesängen erfreut und den häuslichen Herd gesegnet hat, den Wanderstab wieder in die Hand legt und ihm die Türe weist; und wenn dann Jesus fortgezogen ist, was wird dann aus uns werden? Was aus der Familie? Was aus dem Vaterlande? Eine schreckliche Voraussetzung; wir werden sie sogleich näher beleuchten.

II. Setzen wir einmal voraus, daß Irrtum und Sophismen unter uns die Überhand gewinnen und daß Jesus Christus zum Wanderstabe greife und nun vor uns stehe, um von uns Abschied zu nehmen. Fürwahr, es wäre eine traurige Stunde, in der Jesus auf der Schwelle seiner Kirche stehend und den Staub von seinen Füßen schüttelnd zu uns die Worte spricht: „O Italien, du Land, das ich vor allen liebte, ich verlasse dich jetzt und nehme alles mit mir, was du mir verdankst!“ Gewiß, schon am folgenden Tage würde das unglückliche Italien mit Schmerz und Bestürzung die große Leere gewahren, die nicht leicht mehr auszufüllen sein dürfte. Sie kennen die Städte Italiens; und wenn Sie auch nicht alle kennen, so kennen Sie wenigstens die Thirige. Sagen Sie mir nun, wenn Jesus alles mit sich nehmen würde, was Sie ihm verdanken, was würde Ihnen alsdann bleiben? Die Kerker, die Galeeren und andere Orte, die ich nicht nennen kann und will.

Und was würde nach der Abreise Jesu geschehen? *Après moi le déluge*, sagte einst ein stolzer Herrscher;

aber wenn Jesus wirklich aus einer Stadt wegzöge, dann könnte er in Wahrheit sagen: „Nach mir die Sündflut des Irrthums und des Bösen!“ In welchem Chaos, in welchem Abgrunde würden sich die Familien und die einzelnen Seelen verlieren? Es ist hierin kein Zweifel mehr möglich, denn die Geschichte ist da; sie gibt uns zwei Lehren; ich nehme nur diese beiden heraus, denn in diesen sind alle anderen enthalten; sie sind die furchtbarsten.

Die erste ist diese: Als Konstantin sich in Rom zu beengt fühlte, verlegte er die Hauptstadt seines Weltreiches nach den lachenden Ufern des Bosporus; hier hielt er seine Reichsversammlungen ab, hierhin verpflanzte er die Pracht und Üppigkeit des kaiserlichen Hofes. Die Wissenschaft zog sich ebenfalls in die Einsamkeit des Klosters zurück. Gehen Sie aber jetzt einmal an jene Stätte, was werden Sie da finden? Eine heidnische Verworfenheit, den schrecklichen Verfall eines großen Reiches, ein Volk, das den lächerlichen Fabeln des Koran Glauben schenkt, das in der größten Unwissenheit lebt, und warum? Weil das Kreuz nicht mehr über der Hagia Sophia glänzt, die türkischer Fanatismus in eine Moschee verwandelte.

Die zweite Lehre gibt uns Frankreich. Eines Tages schloß man in Frankreich die Tempel Jesu Christi; man zerstörte seine Altäre, zerbrach seine Kreuze, tötete seine Priester. Nachdem aber Jesus vertrieben war, was erlebte man da in Frankreich? Man sah auch jene Prinzipien verschwinden, welche die Grundlage der Nation bilden. Es war keine Autorität mehr da; an ihrer Stelle erhob sich eine

usurpierte Gewalt, die nur durch den Schrecken herrschte. Es gab kein Eigentum mehr; an seine Stelle trat der Nationalbankerott. Es gab keine Freiheit mehr; an ihre Stelle kam die Tyrannei, die alle Rechte hekatombenweise opferte. Es gab keine Gleichheit mehr, die alle erhob, sondern eine Gleichheit, die jedes Vermögen einziehen wollte. Es gab keine Brüderlichkeit mehr, sondern an ihrer Statt blinder Haß, die Guillotine, das Blut. Es gab keinen Gott mehr, sondern eine mit Blut befleckte Göttin wurde auf den Altar erhoben und von einer wahnsinnigen Menge angebetet. Das sind die Gesetze, wenn Jesus Christus sich von uns entfernt!

Man wirft uns vor, wir wollten nicht den Fortschritt. Aber gerade das Gegenteil ist wahr; wir wollen und lieben ihn mit Jesus Christus, denn wir glauben und sind überzeugt, daß jeder Fortschritt ohne Jesus Rückschritt ist, ein Fortschritt, wie er sich bei einer Gesellschaft vorfindet, die auf dem Höhepunkte des Stolzes und der Entartung angelangt ist, und für die jene Worte geschrieben sind, die einstmals in das Gelage Balthassars Bestürzung und Verwirrung brachten: Mane, Thekel, Phares!

O Mensch, der du über deinen wunderbaren Genius staunest, lasse dich nicht deshalb zu wahnsinnigem Entzücken hinreißen, sondern erhebe Dich zu Demjenigen, der ihn dir gegeben hat! Verfolge nur deine Untersuchungen, beachtere das Feld der Chemie und der Physik, aber vermesse dich nicht, ein neues Gesetz des Lebens finden zu wollen! Wenn man auf einen Berg steigt, so geht man immer höher, bis man den

Gipfel erreicht hat; wollen wir aber weiter gehen, so steigen wir hinab. Und auf der anderen Seite werden wir alsdann einen Abgrund finden, auf dessen schaurigen Wänden mit blutiger Schrift das Wort geschrieben steht, das eine furchtbare Bedeutung hat: „Nihilismus“.

Ja, jene, die so gerne Jesum hinwegstoßen möchten, mögen sich doch dessen erinnern, was die Welt Jesu in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Freiheit, in der Gesittung verdankt. Wir haben nun einmal mit unauslöschlicher Schrift in unser Herz das Wort geschrieben, das man auch schon in Stein gemeißelt hat: „Jesus möge herrschen!“ Jawohl, Jesus soll König sein über unsern Verstand, König über unser Herz, König über unsern Willen. Jesus möge herrschen! Dieses Wort, das unser Ruhm war in der Vergangenheit, soll uns Mut einflößen in der Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft. Ja, Jesus möge herrschen! Herrsche, o Jesu, herrsche über dieses Land, wo so viele Heilige Dich geliebt, Dir gedient, Dich verherrlicht haben. Herrsche, o Jesu; denn in unseren Tagen haben wir vor allem Dich nötig, denn wir benötigen des Lichtes, des Trostes, des Mutes!

Nein, o Herr, verlasse uns nicht! Bleibe immer bei uns, o Jesu; bleibe bei dem Grabe, um den Schmerz der Witwen und Waisen zu trösten! Bleibe in der Schule, obschon sie Dich daraus vertreiben wollen, bleibe in der Schule, um die Lehrer zu erleuchten und die Kinder zu segnen! Bleibe in dem Kabinete des Künstlers, um seinen Geist zu entflammen; bleibe,

in der Hütte des Armen, um dem Unglücklichen Ergebung zu verleihen; bleibe in dem Palaste des Reichen, um dem Wohlhabenden Nächstenliebe und Barmherzigkeit einzuflößen; bleibe in der Mitte des armen Volkes, damit es sich nicht von jenen täuschen lasse, die es zu ihrem Opfer ausersehen haben! Bleibe dem Kranken nahe in der Todesstunde; bleibe allen nahe, o Jesu; und wenn jemand Dir sagen sollte, Du mögest Dich entfernen, so glaube ihm nicht, denn was würde aus der Freiheit, aus der Gesellschaft, aus dem Vaterlande werden ohne Dich!

Was mich betrifft, o Herr, so bist Du mein Ideal, mein Führer, mein Tröster. Dir verdanke ich die Tränen meiner ersten Begeisterung, meine Nächstenliebe. Einen Augenblick hatte ich zwar Dich aus meinem Herzen vertrieben, aber ich habe gefühlt, wie schal und leer alles ist, wenn Jesus fehlt, wie es keine Freude, keinen Frieden gibt, wenn Jesus nicht in dem Herzen wohnt! Nun, da ich Dich wiedergefunden habe, werde ich Dich nimmer lassen; ich werde Dich immer bei mir behalten, da ich nur zu sehr fühle, wie sehr ich Dein Licht nötig habe gegen jene Finsternis, die sich auf uns herabsenkt, Dein Herz inmitten jener Ruinen, die uns umgeben.

Und wenn es einmal mit mir zu Ende geht, dann will ich mit dem Segen Deiner Liebe, unter dem Schutze Deiner Rechte meinen letzten Seufzer aushauchen und in Deine Hände meinen Geist befehlen für immer und ewig!

IX.

Das Leiden Jesu Christi

O vos omnes, qui transitis per viam, attendite et videte, si est dolor sicut dolor meus!

Dieses sind die Worte, die unser sterbender Jesus mich beauftragt, heute an Sie zu richten, wo wir durch den Tribut unserer Tränen die Leiden und den blutigen Tod unseres göttlichen Erlösers ehren sollen: „O ihr, die ihr auf euerem Lebenswege, der mit meinem Schweiße, mit meinen Tränen, mit meinem Blute benetzt ist, hier vorübergehet, werfet einen Blick auf mich, zählet meine Wunden, messet die Tiefe meiner Bitterkeit, sehet, ob es einen Schmerz gibt, der dem meinigen gleicht.“ Gehorsam der Einladung eines sterbenden Gottes, wollen wir uns an den tränenreichen Ort der Leiden und Beschimpfungen Jesu begeben; wir wollen vor unserem Auge die berühmtesten Schmerzen vorbeiziehen lassen, um sie mit seinen Schmerzen zu vergleichen. Aber wen sollen wir denn mit unserem Jesus vergleichen? Welche Bilder aus den heiligen Büchern sollen wir ihm zur Seite stellen? Welche Leiden mögen wohl diese göttliche Parallele aushalten können? Abel ist doch nur ein schwaches Bild seiner Unschuld, Cain der Wut seiner Feinde. Job vom Unglücke niedergebeugt, Isaak mit seinem Opferholz beladen, Joseph von den Brüdern

mit grausamer Rachbegierde verfolgt, David auf der Flucht vor dem eigenen, pflichtvergeßenen und undankbaren Sohne, wie er, von den Seinen verlassen, mühsam den Ölberg erklimmt, während Semei, mit Steinen in der Hand, ihn mit Verwünschungen und Spottreden überschüttet — alles dieses sind Bilder und Figuren, aber recht unvollkommene Bilder und Figuren jener Schmerzen, unter welchen unser Herr Jesus seine heilige Seele aushaucht.

Wir werden umsonst nach Beispielen suchen. Nein, es gibt kein Leiden, welches dem Leiden unseres Heilandes gleichkommt. Jesus kann nur mit sich selbst verglichen werden, seine Schmerzen können nur seinen eigenen Schmerzen an die Seite gestellt werden. Was erwarten Sie denn von mir? Isaias, auf den Trümmern Jerusalems sitzend, vermochte nicht den Leiden, die er unter seinen Augen hatte, einen entsprechenden Ausdruck zu geben, und ich sollte den Mut haben, Ihnen die Leiden und den Tod unseres Jesus zu schildern? Und doch muß ich es tun; aber wenn mir die Worte, wenn mir die Ausdrücke fehlen sollten, so werde ich mit Ihnen weinen.

Folgen wir ihm in den Garten Gethsemani, vor den Richterstuhl der ungerechten Richter; gehen wir mit ihm bis auf den blutigen Gipfel von Golgatha. Die Liebe, die Jesus aufrecht erhielt in seinem Leiden, wird auch unsere Seele in dieser Betrachtung aufrecht erhalten.

Aber wer soll uns führen? Wer wird unser Führer sein? Sei du es, anbetungswürdiges Kreuz meines Jesus, besonderer Gegenstand unserer Ehrfurcht in

diesen Tagen! O liebenswerthes Kreuz, ich begrüße dich; du empfängst in deine Arme Jesu, du bist unsere Zuflucht geworden! An deinem Holze wurde mit Jesus unsere ganze Hoffnung befestigt; du hehres Todesbett, auf welchem der göttliche Erlöser den Martertod erlitt, du wirfst uns die Schmerzen Desjenigen schildern, den wir beweinen! Hilf mir etwas hierüber sagen; aber zunächst mache, daß er uns unsere Sünden verzeihe, sonst werden wir die Erzählung jenes grausamen Todes, den er an deinem Holze erduldet, nicht zu ertragen vermögen; ja, laß aus deinen gesegneten Armen reiche Gnade für die Gerechten, reiche Verzeihung für die Sünder herniederströmen.

I. Aus mancherlei Gründen wollte Jesus jenes schmerzliche Leiden erdulden, welches uns die Evangelisten beschreiben; vor allem aber geschah es unserer Sünden wegen. Und da es Sünden des Herzens, Sünden des Geistes und Sünden des Leibes gibt, so wollte Jesus die Sünden des Herzens sühnen durch seinen Todeskampf im Garten Gethsemani, die Sünden des Geistes durch seine Berdemütigungen vor den Richtern, die Sünden des Leibes durch die Schmerzen seiner Geißelung, seiner Dornenkrönung und vor allem durch sein Leiden auf Golgatha.

Er sühte die Sünden des Herzens in Gethsemani. Aus dem Herzen gehen viele Sünden hervor, die ungeordneten Vergnügen, die ausgelassenen Freuden, der Todschlag, der Ehebruch, und Jesus wollte diese Sünden abbüßen durch die Leiden seines göttlichen Herzens im Ölgarten. Nachdem er den Menschen das rührendste Unterpfand seiner zärtlichen Liebe in

der Einsetzung des heiligsten Altarssakramentes, dieses Wunderwerkes der Liebe, hinterlassen, nachdem er seinen Aposteln seine letzten Ermahnungen gegeben hat, verläßt er den Abendmahlsaal und lenkt seine Schritte zu dem Ölberg, wie ein Opfer zu dem Altare. Nun befindet er sich im Garten. Er verläßt seine Apostel; ganz allein geht er weiter und begibt sich in eine einsame Höhle. Es ist Nacht; dichte Finsterniß umhüllt die Erde; Jesus wirft sich zu Boden nieder, er versenkt sich in das Gebet, in die Betrachtung. Da plötzlich besällt Leichenblässe sein göttliches Angesicht, ein schreckliches Zittern schüttelt seine Glieder, ein konvulsivisches Zucken zieht sein Herz zusammen. Jesus erhebt sich; er fühlt das Bedürfnis, seine unsägliche Traurigkeit in das Herz eines anderen auszuschütten. Er geht zu seinen Aposteln und spricht zu ihnen die tieftraurigen Worte: „Meine Lieben, wenn ihr wüßtet, was ich leide; wenn ihr wüßtet, was ich ausstehe! In Wahrheit leide ich so viel, daß es hinreicht, mir den Tod zu geben.“ Doch, wozu dieser Erguß eines bis in den Tod betrübten Herzens? Niemand hört ihn, alle schlafen; und doch hatte Jesus ihnen aufgegeben, zu wachen, zu wachen, zu wachen. Armer Jesus, nicht einmal eine Stunde konnten sie mit Dir wachen! Er geht an den Ort seines ersten Gebetes zurück, betet wiederum in übergroßer Herzensqual und tiefer Traurigkeit; dann erhebt er sich wieder, geht ein zweites Mal zu seinen Aposteln und findet sie abermals schlafend. Er begibt sich wieder zum Gebete, alsdann wieder zu den Aposteln, die immer noch schlafen. Endlich fühlt er

die Todesangst derart wachsen und zunehmen, daß er seine von Tränen erstickte Stimme erhebt und zum Vater fleht: „Vater, ich kann diesen Kelch nicht trinken; er ist allzu bitter. Mein Vater, entferne ihn von meinen Lippen; habe Mitleid mit Deinem Sohne!“

Meine Brüder, welch ungewohnte Sprache ist diese in dem Munde unseres Jesus? Früher dankte er bereits, bevor er empfangen hatte, sicher, daß ihm nichts versagt werde; und jetzt bittet, fleht, beschwört er! Und was noch merkwürdiger ist, der zärtliche Vater bleibt taub gegenüber den Bitten seines geliebten Sohnes; er will, daß man ihm den Kelch der Bitterkeiten reiche, und Jesus ergeben in seinen heiligen Rathschluß fügt hinzu: „Dein, nicht mein Wille geschehe!“

Aber wie? Ein Gott zittert, erbleicht, wird traurig und betrübt? Ja, wundern wir uns nicht darüber; denn die Liebe, die er zu unserer Menschheit fühlte, hat ihn auch unserer Schwäche unterworfen.

Welches waren denn die Ursachen dieses Leidens Jesu? Zunächst der Anblick der Schmerzen, die seiner warteten. Es ist nicht wahr, daß ein vorausgesehener Schmerz weniger fühlbar sei; zum wenigsten ist es nicht immer wahr. Die Einbildungskraft macht ihn viel größer und lebhafter als er in Wirklichkeit sein wird. In diesem Augenblicke zogen nun vor dem Geiste Jesu alle Qualen vorüber, die er leiden mußte; die Verspottungen, die Beschimpfungen, das Kreuz, die Dornen, die Nägel erheben sich vor seinem Auge gleich schwarzen Schreckbildern; sie schnüren ihm das

Herz zusammen; diese Leiden, die er nach und nach erdulden soll, vereinigen sich über seinem Haupte, stürzen auf ihn ein und versetzen ihn in größte Todesangst. In seinem bitteren Leiden löst eine Qual die andere ab; er hat nicht die Zeit, Atem zu schöpfen, aber er fühlt doch die Schmerzen nach einander; jetzt treten sie alle zusammen vor seinen geängstigten Geist. Und wie groß muß nicht diese Qual für Jesus gewesen sein, da wir ja wissen, daß der Unglückliche, der zum Tode verurteilt ist, tausendmal den Tod erleidet, bevor die verhängnisvolle Stunde geschlagen hat. Wundern wir uns da noch über seine tiefe Betrübniß?

Und doch, ich beeile mich es zu sagen, war dies nicht die wahre Ursache seines ungeheuren Schmerzes im Ölgarten; denn in seiner Brust wohnte ja stets jene Sehnsucht nach dem Tode, die ihm die Worte eingab: „Ich muß mit einer blutigen Taufe getauft werden, und wie drängt es mich, bis es vollbracht wird!“ Sein Herz wird ungeduldig über die Verzögerung seines Erlösungstodes, und nun, da dieser so lange ersehnte Augenblick gekommen ist, wünscht er, daß dieser Kelch der Bitterkeit vorübergehe! Hier liegt also ein tiefes Geheimniß verborgen und es muß wohl eine ganz andere Ursache geben, aus der die großen Schmerzen Jesu kommen.

In der That, seine Schmerzen kommen von der Sünde her, von der Beleidigung Gottes, von dem unaufhalt samen Verderben so vieler Seelen. Ja, von der Sünde! Wer könnte aussprechen, was der reine Jesus leidet beim Anblicke aller Sünden der ganzen

Welt? Von der ersten Sünde Adams angefangen bis zur letzten Sünde des Antichristes entzieht sich nichts dem allsehenden Auge Jesu. Meine Brüder! Vereinigen Sie im Geiste alle Sünden, die vom Beginne der Welt begangen wurden, jene, die im jetzigen Augenblicke geschehen, und jene, die bis zum Ende der Zeiten geschehen werden: alle Lästerungen, die Mordtaten, die unkeuschen Handlungen, die öffentlichen und geheimen Sünden, die gottesräuberischen Akte, alles, alles, so ist dies bei weitem schrecklicher in seinen Augen, als die furchtbarsten Leiden; denn wohin er seinen Blick auch nur wenden mag, sei es nach rechts oder nach links, er sieht nur Sünden, er ist von Verbrechen umgeben, die auf ihn losstürzen gleich Strömen der Bosheit aller Geschlechter und aller Jahrhunderte. Ja, gegen Jesum im Ölgarten warf jeder Mensch den Stein seiner eigenen Sündhaftigkeit, und auch Sie, meine Brüder, haben sich mit den übrigen Menschen vereint, um ihn zu mißhandeln. Wie groß und schwer mag nicht der Schlag gewesen sein, der von unserer Hand geführt wurde! Und dann bedenken Sie noch, daß wir die Sünde mit dem Auge des Sünders ansehen; darum sind wir gewissermaßen unempfindlich gegen die Größe der Gott zugefügten Beleidigung, denn wir kennen und lieben Gott nicht; aber Jesus ist der Sohn Gottes, er trägt zu ihm die brennendste Liebe in seinem Herzen und fühlt den ganzen Abgrund der Schmach jener Dinge, die in unseren Augen nichts gelten. Welch einen Schmerz mußte darum Jesus fühlen bei dem Anblicke all der Bosheit, für die er verantwortlich geworden war! D

glücklich wir, wenn wir die Sünde so beurteilen würden, wie Jesus sie beurtheilte; glücklich wir, wenn aus dem Herzen Jesu ein solcher Haß gegen die Sünde in unser Herz hinüberströmen würde! Aber zum wenigsten soll der im Ölgarten um unsertwillen mit dem Tode ringende Jesus für uns ein Vorbild, ein Beweggrund zur Buße sein.

Der dritte Grund, das, was die Todesangst des göttlichen Erlösers bis zum äußersten trieb, war der trostlose Blick in die Zukunft, der unerseßliche Verlust so vieler Seelen. Der Heiland würde einigen Trost gehabt haben, wenn er die Frucht seiner so großen Leiden gesehen hätte. Zum Heile der Menschen duldete er und er würde gern noch mehr gelitten haben, wenn es möglich gewesen wäre, um sie zu retten. Aber anstatt dessen mußte er sehen, daß trotz seiner Leiden, trotz der Ströme seines kostbaren Blutes so viele Seelen ins Verderben eilen. Ein einziger Tropfen seines Blutes würde genügt haben, um die ganze Welt abzuwaschen, und nun vergießt er all sein Blut und doch muß er sehen, daß so viele verloren gehen; er muß sehen, wie so manche dieses heilige Blut mit Füßen treten und sich in die Hölle stürzen, daß dieses Blut, das um Verzeihung bitten soll, eines Tages um Rache schreien wird.

Meine Brüder, um das Leiden unseres Jesu ganz zu verstehen, müßte man die unaussprechliche Tiefe und Bärtlichkeit seiner Liebe begreifen. Wir sahen ihn eines Tages mit seinen Tränen den Grabstein des Lazarus benetzen; wir sahen ihn sich betrüben vor Mitleid bei dem Unglücke einer armen Witwe, deren

einzigster Sohn zu Grabe getragen wurde; wir sahen ihn weinen über die Schicksalsschläge, die das undankbare Jerusalem treffen sollen; und nun sieht er vor seinem geistigen Auge alle jene Seelen vorüberziehen, die er so innig liebte, für die er so Unausprechliches leiden will, sie aber wollen keinen Nutzen aus seinem blutigen Tode ziehen; diese nach seinem Ebenbilde geschaffenen Seelen sind in seinem Blute gebadet, und doch gehen sie verloren!

Barmherziger Vater, Du edler Freund der Menschen, was muß Dein göttlicher Sohn in diesem Augenblicke leiden! Es dünkt mir, als höre ich von seinen Lippen diese schmerzliche Klage: „Also habe ich umsonst gelitten; umsonst bin ich in der Armut geboren; vergebens bin ich in der Vergessenheit und in der harten Arbeit aufgewachsen; vergebens werde ich mich unter den Geißelstreichen krümmen, vergebens am Kreuze sterben; alles dies, um euer Herz zu bewegen, welches sich doch nicht bewegen lassen will! Um euch zu gewinnen, die ihr euch nicht gewinnen lassen wollet! Um euch zu retten, die ihr euch doch nicht retten lassen wollet! Mein verrathenes, mit Füßen getretenes Blut wird um Rache zum Himmel schreien, und ich werde sterben, nicht um euch zu retten, sondern um eure Qualen noch zu vermehren, da ihr ja aus meinem Tode keinen Nutzen ziehen wollet! O, um zu wissen, wie viel ich leide, müßtet ihr wissen, wie sehr ich euch liebe!“

Nun wissen Sie, was Jesum so niederdrückt und ängstigt. Aus seinen Augen brechen blutige Tränen hervor; aus seinen Poren preßt sich ein blutiger

Angstschweiß; mit Blut sind seine Kleider getränkt, sie kleben fest an seinem heiligen Leibe; mit Blut ist rings die Erde benetzt. O Erde, Erde, fange du dieses Blut nicht auf; nicht für dich, nein für mich wurde es vergossen! O, mein Gott, wolle nicht gestatten, daß dieses Blut umsonst vergossen sei!

Sehen Sie, was Jesus im Ölgarten gelitten hat. Und wenn wir bedenken, daß wir seit so langer Zeit schon der Gnade Gottes widerstehen, sollten wir da nicht zu dem Ausrufe veranlaßt sein: Jesus, mein Jesus, ja, dein Schmerz ist groß; er ist groß wie das Meer! Wer von uns wollte sein Leiden noch vermehren? Wer möchte ihn nicht trösten in seinem herben Schmerze? O ihr Engel des Himmels, kommet ihr, um Jesum Trost zu bringen! Ihr mitleidigen Seelen, kommet herbei, um Jesum zu trösten; euch kommt es zu, es ist eure Aufgabe; denn um des Heiles der Seelen willen leidet er, sie müßet ihr darum auch zu retten suchen. Ihr habet in eurer Nähe noch Brüder, die auf dem Wege des Verderbens wandeln; eilet, sie zu retten; sie haben eine unsterbliche Seele, für die Jesus so vieles erduldet; rettet sie und ihr werdet Jesu reichen Trost spenden!

So viel haben Jesu die Sünden des Herzens gekostet, die zügellose Liebe und die unberechtigten Zuneigungen! Verweilen wir einen Augenblick; bedenken wir, daß es ein Gott ist, der mit dem Tode ringt; bedenken wir, daß aus dem Herzen Gottes dieses Blut zur Erde rinnt; wäre es möglich, daß mit diesem Blute sich unsere Tränen nicht vereinten? Eine doppelte Lehre müssen wir aber aus dieser Betrachtung

tung ziehen; wir müssen Stärke finden, um in Frieden und Geduld die Mühseligkeiten und Leiden des Lebens zu ertragen. Wohl können wir zum himmlischen Vater ausblicken mit den Worten: „Meine Seele ist betrübt, o Vater;“ wir dürfen aber nicht hinzufügen: „bis in den Tod.“ Denn unsere Leiden können sich mit den Schmerzen Jesu nicht messen. Uns bleibt nichts anderes übrig, als mit Jesus ergeben das Haupt zu beugen und zu sprechen: „Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

II. Zahlreich sind die Sünden, die in dem Geiste entstehen: der Stolz, der Hochmut, der Ehrgeiz. Sehen wir jetzt unseren Jesus diese Sünden durch seine Berdemütigung sühnen.

Runmehr erhebt er sich von dem Orte seiner Todesangst gestärkt und getröstet; es scheint, als habe er Kraft gefunden im Schmerze selbst. Er nähert sich seinen Aposteln und mit jener majestätischen Ruhe, die ihm eigen ist, spricht er zu ihnen: „Stehet auf; denn der, welcher mich verraten wird, ist nahe.“ Jesus fürchtet nicht die Gefahr; er geht jenen entgegen, die ihm die ärgste Schmach antun wollen. Hierdurch belehrt er uns, daß wir uns auf die Trübsal vorbereiten müssen durch die Übung des Gebetes; wenn aber einmal die Gefahr gekommen ist, dürfen wir uns nicht der Furcht hingeben, sondern wir müssen unser ganzes Vertrauen auf Gott den Herrn setzen.

Inzwischen hatte sich Judas an der Spitze der Soldaten genahet. Wie, Judas, einer der Apostel? Ein Zeuge der Tugenden, der Wunder Jesu? Judas,

der der Freundschaft Jesu gewürdigt, der zur Würde des Priestertumes, zur Macht des Apostolates erhoben worden? Aber ist es möglich? Welch eine Verderbtheit des menschlichen Herzens! In der That, Judas hat die Feinde Jesu aufgesucht und ist mit ihnen übereingekommen, ihn für 30 Silberlinge ihnen zu überliefern. „Judas, Judas,“ ruft da eine fromme Seele aus, „warum hast du mir es nicht gesagt, daß du Jesum verkaufen wolltest; ich würde ihn gekauft und in meinem Herzen verborgen haben!“ Aber Judas hat seinen Plan niemanden mitgeteilt. „Ich grüße Dich,“ sagt er zu Jesus, „ich grüße Dich, Meister.“ Diese Worte dringen wie ein Schwert in das liebevolle Herz Jesu; ein Vater fühlt sich verraten von seinem Sohne, ein Freund von dem, der sich sein Freund nannte! — Jesus hat alles aufgeboten, um Judas zu gewinnen. Er hatte sich vor ihn hingekniet und seine Füße gewaschen; er hatte ihn mit seinem heiligen Fleische und Blute gespeist beim letzten Abendmahl; jetzt versucht er noch ein letztes Mittel. Mit jener unaussprechlichen Sanftmut und Liebe, die alle Herzen rührte, sagte er zu ihm: *Amice, ad quid venisti?* „Mein Freund, welches sind deine Pläne, deine Entschlüsse? Mein Freund, du, den ich geliebt habe und den ich noch immer liebe, mit einem Kusse, dem Zeichen der Liebe, der Freundschaft, der Treue, verrätst du des Menschen Sohn?“ Diese Worte, die ein steinernes Herz gerührt haben würden, machen keinen Eindruck auf Judas. Er drückt seine Lippen auf die Lippen Jesu; das war das Zeichen, das man verabredet hatte.

Verräter, bald wird dir dieser Kuß zurückgegeben werden von den höllischen Lippen Satans! Das Attentat ist vollendet; aber bald wird ihm die Verzweiflung folgen und der Schrei: „Ich habe gesündigt, indem ich unschuldiges Blut verriet!“ Deine Eingeweide werden verschüttet werden. Gottloser Jünger, wenn es noch einen Trost gibt für dich, so ist es dieser: Du wirst nicht der einzige sein, der Jesum verrät. Du hast das Beispiel eines Verbrechens gegeben, das bisher der Hölle unbekannt war; leider wird es nur zu oft nachgeahmt werden. Der verklarte Jesus wird auch seine Verräter haben!

O ihr Engel des Heiligtums, die ihr den Altar des Allerheiligsten umschwebet, wie oft habet ihr nicht gebebet beim Anblicke gottesräuberischer Seelen, die sich dem göttlichen Erlöser naheten! Sie hatten den Schein der Frömmigkeit, aber im Herzen trugen sie den Judaskuß, denn dort wohnte die Sünde. Was soll ich diesen Unglücklichen sagen? Es sei keine Hilfe, keine Rettung, keine Hoffnung mehr für sie? Soll ich ihnen sagen: Fliehet aus dem Auge Desjenigen, den ihr verraten habet? Nein, meine Lippen scheuen sich dieses Wort zu sprechen. Wir wollen Jesum nachahmen, der spricht: „Es ist wahr, du hast mich verraten; aber du bist dennoch mein Freund, wenn du nur büßen wolltest!“ Judas hat ja Jesum weniger beleidigt durch seinen Verrat, als durch seine Verzweiflung. Kehret darum zurück zu euerem göttlichen Erlöser; sein Blut ist allein imstande, eure Sünde abzuwaschen!

Doch kaum ist das verräterische Zeichen gegeben,
P. Agostino, Jesus Christus. 5. Aufl.

so stürzen sich die Henker auf Jesus. Allein, wenn Jesus stirbt, so stirbt er freiwillig; darum genügt ein bloßes Wort aus seinem Munde, sie alle zu seinen Füßen hinzustrecken; und erst, nachdem er dem Malchus das durch Petri Eifer abgehauene Ohr wieder geheilt hatte, übergibt er sich den Händen seiner Feinde. Diese binden ihn gleichwie einen Übeltäter und schleppen ihn nach Jerusalem. Welche Verdemüthigung für Jesus, der fünf Tage vorher in dieselbe Stadt triumphierend, unter dem Zujuchzen des Volkes seinen Einzug hielt, das Palmenzweige in den Händen trug und seine Kleider über den Weg breitete! Jetzt wird er wie ein Verbrecher durch die Straßen geführt und die Menge verspottet ihn! Ja, trauet nur dem Beifalle der Welt! Wie leicht ändert sich ihr „Hoffanna!“ in „Kreuzige ihn!“

Doch alles dieses ist nur ein Vorspiel; unser Jesus wird bis zu dem Punkte der Erniedrigung gelangen, daß er mit dem Propheten ausrufen muß: „Wie ein Schleier hat die Beschämung mein Angesicht umhüllt!“ Der Erlöser wird zunächst zu Annas geführt. Da ist dieser erbitterte Feind Jesu Christi; er sitzt auf einer Art von Richterstuhl, zu seiner Rechten und Linken befinden sich die Schriftgelehrten und Pharisäer. Mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen befragt er Jesum. Jesus antwortet mit Sanftmut und Ruhe, und während seine Antwort ganz demüthig lautet, versetzt ihm einer der Diener des Hohenpriesters mit seiner gepanzerten Hand einen Schlag ins Angesicht. Ein Schlag hienieden ist gar oft die Veranlassung zu einem Zweikampfe; ein Schlag ist eine Unbill, die sich

im Blute rein wäscht, und Jesus erträgt ihn mit Ruhe und Ergebung.

Jesus wird darauf zu Kaiphas geschleppt. Man führt eine Art Prozeß gegen ihn; allein zu jedem wohlgeordneten Prozesse gehört auch ein Verteidiger. Niemand aber erscheint, um Jesum zu verteidigen; alle Welt verbirgt sich. Wo sind denn die Jünger, die er noch kurz vorher mit seinem Fleisch und Blut genährt hat? So kommet doch herbei und verteidiget euren Herrn und Meister! Ach, von seinen Jüngern hat einer ihn verraten und ein anderer ist im Begriffe, ihn zu verleugnen. Es tut so wehe, einen Wohltäter an dem Tage des Unglückes verlassen zu sehen! Indes hören Sie jene falschen Zeugen, die Anklage auf Anklage, Lüge auf Lüge häufen! Hören Sie jenen heuchlerischen Richter, der zu Jesu das ernste Wort spricht: „Ich beschwöre Dich beim lebendigen Gotte, daß Du uns sagest, ob Du wirklich der Sohn Gottes bist!“ Jesus antwortet mit seiner majestätischen Ruhe: „Ja, ich bin es. Und ihr werdet den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen, um die Welt zu richten.“ Bei diesen Worten, die unsere Seele mit heiliger Ehrfurcht erfüllen, erhebt sich der Hohepriester, zerreißt sein Gewand und ruft: „Er hat Gott gelästert! Was haben wir noch Zeugen nötig! Ihr alle habet die Gotteslästerung gehört.“

Du bist es, der Gott lästert, heuchlerischer Richter! Es wird ein Tag kommen, wo Derjenige, den du in seiner Erniedrigung nicht hören wolltest, dein

Richter, der Richter der Völker und besonders der pflichtvergeffenen Richter sein wird!

Alle vereinen sich in dem Rufe: „Er ist des Todes schuldig!“ Wenn ein Mensch verurtheilt ist, wie schlecht er auch sein mag, so flößt er dennoch Mitleid und Achtung ein; nur Jesus macht eine Ausnahme. Für Jesus gibt es keine Achtung, kein Mitleid; er ist den Händen der Henkersknechte überantwortet, die ihn verhöhnen, ihn anspeien, ihn schlagen und sich damit unterhalten, daß sie ihn raten lassen, wer ihn geschlagen habe.

Jesus erduldet alle diese Schmach mit Stillschweigen. Aber nun stürmt ein anderer Schimpf auf ihn ein, der ihn noch weit mehr verdemütigt; denn nichts drückt unser Herz mehr nieder, als wenn wir sehen müssen, wie unsere Freunde sich der alten Freundschaft schämen; lieber ist uns offene Verfolgung. Petrus, den Jesus zum Haupte seiner Kirche zu ernennen versprach, der laut und feierlich beteuert, er werde tausendmal eher sterben, als ihn verlassen, war unschlüssig geworden und wartete auf dem Vorhofe des Hohenpriesters den Ausgang des von Judas unternommenen Attentates ab. Da sieht ihn eine Magd und sagt zu ihm: „Auch du bist einer von seinen Jüngern!“ „Du irrst,“ versetzt Petrus, „ich kenne diesen Menschen gar nicht.“ Man besteht darauf und dreimal schwört Petrus, das letzte Mal selbst unter Flüchen und Vermünschungen, Jesus nicht zu kennen.

O unglücklicher Jünger, die Menschenfurcht hat dich so weit gebracht! Und wie viele macht dieselbe

Menschenfurcht nicht auch noch heute ihrem göttlichen Erlöser abwendig! Auch wir, meine Brüder, haben in unserem Eifer gesagt: „Lieber sterben, als Dich verlassen, o Herr!“ Aber aus Furcht vor einem Blicke, vor einem Worte sind wir eidbrüchig geworden. Wir haben uns gesagt: Man wird über mich lachen; und wir haben Jesum verlachen wollen, ohne daran zu denken, daß er versichert hat: „Wer sich meiner vor den Menschen schämet, dessen schäme auch ich mich vor meinem himmlischen Vater.“

Indes, meine Brüder, wenn wir Petrus nachgeahmt haben in seinem Falle, ahmen wir ihn auch nach in seiner Buße. Jesus blickt ihn an, und dieser Blick dringt tief hinein in das gottvergeffene Herz des Jüngers; Petrus geht in sich, er erkennt seine Schuld und fängt bitterlich zu weinen an. Wird ein Blick meines Jesus auch in meiner Seele ein solches Wunder wirken? Wenn wir das Unglück hatten zu sündigen, so erinnern wir uns daran, daß Jesus uns sieht; oder noch besser, bevor wir sündigen, bedenken wir, daß Jesus uns sieht, und wir werden nicht den Mut haben etwas zu tun, das uns so viel Übles bringen kann.

Bei Anbruch des Tages schleppt man Jesus zu Pilatus, von Pilatus zu Herodes. Diese beiden waren Feinde; aber die Feindschaft schwindet, wenn es sich darum handelt, die Unschuld zu unterdrücken, alsdann vergißt man seinen Haß. Herodes war neugierig, Jesum zu sehen, denn er hoffte, daß dieser vor seinen Augen ein Wunder wirken werde. Allein Jesus wirkt keine Wunder, um dem Stolze zu schmeicheln.

Er spricht mit dem Stolzen nicht, sondern er schweigt. In seinen Erwartungen getäuscht, behandelt ihn Herodes wie einen Blödsinnigen, einen Narren; er läßt ihm ein weißes Kleid anziehen, wie man es den Narren anzutun pflegte. Großer Gott! Die unendliche Weisheit, das fleischgewordene Wort wird als Torheit behandelt! Vielleicht rief sogar das Volk, das sich an dem Wege, den Jesus nehmen mußte, angesammelt hatte: „Da kommt der Narr!“

Jesus ward zu Pilatus zurückgeführt, und vor diesem heidnischen Landpfleger spielt sich nun eine be-
weinensthwerthe Szene ab. Dieses Volk, welches Jesus so sehr geliebt hat, wird grausam gegen ihn. Jener Heide möchte zwar gerne den Unschuldigen retten, aber er besitzt nicht den Mut, ihn freizusprechen. Jesus antwortet nicht auf die Anklagen, die man gegen ihn vorbringt; ein beredtes Stillschweigen! Er öffnet den Mund nicht, um sich zu verteidigen. O, mein Jesu, ich will Dich hierin nachahmen; ein verborgenes Kreuz ist ein kostbares Kleinod, und sollte ich es nicht mehr tragen können, so bringe ich es zu Dir und Dir will ich alsdann die Bedrängnis meiner Seele anvertrauen.

Doch, was ist das für ein Schrei, den ich da vernehme? Die tiefste Verdemütigung für die Unschuld besteht wohl darin, einem abscheulichen Bösewichte an die Seite gestellt zu werden. Pilatus hatte in seinen Kerkern einen berühmten Mörder, und da es Sitte war, zum Osterfeste dem jüdischen Volke einen Gefangenen freizugeben, so sprach er: „Welchen soll ich euch loslassen, Barabbas oder Jesum?“ Die

Natur entsezt sich über diesen Vergleich; aber Jesus muß ihn aushalten, und das betörte, undankbare Volk ruft aus: „Non hunc, sed Barabbam! Nicht diesen, sondern Barabbas!“

Jesus, der Gottessohn, wird keinem gewöhnlichen Menschen, sondern einem, der viel tiefer steht, nachgesetzt. Pilatus fragt die blutdürstige Menge: „Aber was soll ich mit diesem Menschen tun?“ — „Kreuzige ihn!“ ist die Antwort. „Aber ist er nicht Euer König?“ — „Wir haben keinen anderen König als den Kaiser. Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche; sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“ — Bei diesen Worten gerät Pilatus in Verwirrung und aus einem unbegreiflichen Mitleid will er Jesum zur Geißelung verurtheilen.

Ungerechter Richter, wenn Jesus schuldig ist, so sprich das Urtheil über ihn; ist er aber unschuldig, so verkünde seine Unschuld und stirb mit ihm, wenn es notwendig sein sollte! Er aber geht hin und wäscht seine Hände zum Zeichen, daß er unschuldig sei an seinem Blute. Ja wohl, unschuldig, wie die Henkersknechte, die den heiligen Leib des göttlichen Erlösers zerfleischen; unschuldig, wie jene, die dürstend nach Blut ihn gleich wütenden Hunden umgeben, ihm seine Kleider vom Leibe reißen, ihn an eine Säule festbinden, einen Hagel von Geißelstreichen auf seinen Körper herabregnen lassen, so daß sein Fleisch in Stücke fällt, sein Blut in Strömen zur Erde rinnt und von diesem kostbaren Blute die Geißeln triesen, die Hände und Arme der Henker gerötet sind und das ganze Prätorium mit Blut getränkt ist. Aber das

alles rührt diese grausamen Menschen nicht; nachdem das erste Paar der Henkersknechte sich abgemüdet hat, tritt das zweite und dann das dritte Paar vor und jedes fügt dem Schmerze neue Schmerzen, den Wunden neue Wunden hinzu.

O mein Jesus, ich sehe, wie Du Dein liebevolles, vom Blut unterlaufenes Auge auf mich hefst und zu mir sagst: „Sieh, dies alles leide ich für Dich, bist Du nun zufrieden?“

Nachdem die rohen Henker Jesum in diesem Zustande sehen, verspotten sie ihn noch in seinem Schmerze. Sie geben ihm ein Rohr als Szepter in die Hand, als königlichen Mantel einen abgerissenen Purpursegen, als Krone ein Dornengeflecht. Ich sehe, wie sie die Dornenkrone ihm auf sein heiliges Haupt setzen und tief in die Stirne drücken; die Dornen dringen in die Schläfe ein, so daß das Blut hervorquillt und die Augenhöhlen anfüllt; er hat kein menschliches Ansehen mehr.

Seid ihr nun gesättigt? Pilatus wenigstens glaubt es; er führt ihn dem Volke in diesem entseßlichen Zustande vor, indem er ausruft: Ecce homo! Sehet, wohin eure Grausamkeit ihn gebracht hat!

Meine Brüder, erlauben Sie, daß auch ich mich dieses Wortes bediene, daß ich es auf die Lippen eines Gottes, auf die Lippen unseres duldbenden Jesus lege und ihn sagen lasse: Ecce homo! Sehet euer Vorbild, mitleidsvolle Seelen, euren Tröster! Klaget nun nicht mehr über eure Schmerzen; klaget nicht mehr über euer ebenfalls mit Dornen gekröntes Haupt!

Ihr aber, die ihr nicht so zu lieben wisset, die ihr

euch retten möchtet ohne jede Anstrengung, ohne jedes Opfer, betrachtet Jesum; dann wird euch nichts mehr zu viel scheinen für denjenigen, der für euch so große Leiden erduldet hat. Ecce homo! Dieses Wort möge für uns ein Wort des Mitleidens und des Heiles sein. Vergessen wir es nicht; am jüngsten Tage wird es nicht mehr heißen: Ecce homo! sondern: Da ist der Richter, da ist der Zeuge! Und wer, meine Brüder, wird seinen Zorn auszuhalten vermögen, wenn ein einziger Blick aus seinem erzürnten Auge die Engel aus dem Himmel stürzte? Bei der Liebe zu Jesus, bei der Liebe zu unserer unsterblichen Seele, zögern wir nicht! Hier ist Jesus, der für uns gelitten hat; hier ist unsere Seele, die nach seinem Ebenbilde geschaffen und in seinem Blute gewaschen worden ist, befehle sie zu Dir, o Herr, mit einer wahren, aufrichtigen Reue; dieses Wunder wird ein würdiger Abschluß dieses mitleidsvollen Tages sein!

III. Mit der Unordnung des Herzens und des Geistes gehen die Unordnungen des Körpers Hand in Hand; und wie Jesus jene abbüßen wollte in seinem Todeskampfe im Ölgarten und durch die Verspottungen vor dem Gerichtshofe, so sehen wir ihn jetzt diese sühnen durch die Schmerzen des Kalvarienberges. Kaum war der Ruf: „Kreuzige ihn!“ verhallt, so sehen wir auch Jesum den Händen der Bösen überliefert; wir erblicken das Kreuz, mit dem er sich beladen muß. Es scheint unmöglich, daß Jesus dieser Last nicht erliege; aber das, was der Natur unmöglich ist, ist der Liebe möglich; er schließt es in seine Arme, er drückt es an seine

Brust wie ein theures Kleinod und von einer großen Menschenmenge begleitet, verläßt er mitten zwischen zwei Räubern die Stadt.

Wohin gehst Du, mein Jesus? „Ich gehe, um für dich zu sterben; und wenn ich tot sein werde, so erinnere dich desjenigen, der für dich gelitten hat und Sorge, daß du mich ein wenig liebest!“

Er begegnet seiner Mutter. Arme Mutter! Sie sieht Jesum unter dem schweren Kreuze niedergebeugt, sein Angesicht mit Speichel und Blut besudelt — sie erkennt kaum ihren theuren Sohn! „Mein Sohn,“ sagt Maria. „Mutter!“ antwortete Jesus. In diesen beiden Worten ist alles gesagt. Maria erhebt ihre Augen zum Himmel empor und gleich ihrem göttlichen Sohne im Garten Gethsemani ruft sie aus: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Nun folgt sie Jesum, um sich nicht mehr von ihm zu trennen. So müssen auch wir Jesum folgen und dürfen uns nicht damit begnügen, ihm eine Stunde zu folgen, sondern heute, morgen, immer.

Da erscheint Simon von Cyrene. Was will denn dieser Mann? Er kam gerade von draußen in die Stadt zurück, als ihn die Soldaten, die fürchteten, Jesus möge noch auf dem Wege sterben, zwangen, Jesus das Kreuz tragen zu helfen. Simon widersetzte sich anfangs. O, wäre ich zugegen gewesen, wie glücklich würde ich mich geschätzt haben, die Schultern Jesu etwas zu erleichtern; wie würde ich sein heiliges Kreuz an mich gerissen haben! Allein, wie oftmals traf ich auf meinem Lebenswege das Kreuz und wandte mich ab; ich wollte es gar nicht sehen!

Von jetzt an aber, o Jesus, soll es anders werden; ich werde mich bereitwilligst mit dem Kreuze beladen lassen und Dir folgen bis auf den Kalvarienberg!

Jesus begegnet den weinenden Frauen; er ruft ihnen zu: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über euere Kinder!“ Wie Jesus immer gut ist! Er denkt nicht an seine eignen Leiden, sondern nur an die Leiden anderer; er sieht das Schicksal, das über die Stadt hereinbrechen wird, und sagt: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch; denn ich leide unschuldig!“

Auf dem Gipfel des Berges angelangt, wirft man Jesus zu Boden und spannt ihn auf das Kreuz aus; man nagelt die eine, dann die andere Hand an das Kreuzholz fest, die Hammerschläge wecken das Echo des Kalvarienberges. Das Blut spritzt auf und rötet die Nägel, den Hammer, die Hände; er fühlt, wie sein Fleisch bis in seine feinsten Gewebe zerrissen wird; auf seinem heiligen Angesichte drückt sich ein unsäglichlicher Schmerz aus, aber von seinen Lippen kommt nicht einmal eine Klage.

Gerechtigkeit Gottes, wie schrecklich bist Du! Also die Schmerzen des Ölgartens, die Schmerzen der Geißelung genügten Dir nicht; Du verlangtest auch noch die Schmerzen des Kalvarienberges!

Das Kreuz wird erhöht, es wird der Grube nahe gebracht, die geöffnet ist, um es aufzunehmen; mit einem Male stößt man es hinab. Da erbleichen die Strahlen der Sonne, die ganze Erde bedeckt sich mit geheimnissvoller Finsternis; aber noch erkennt man die Umrisse jenes heiligen Leibes, an dem sich das

Wort des Propheten Jesaias erfüllte: „Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist kein gesunder Fleck mehr an ihm. Sene, die vorübergehen, schütteln ihr Haupt und erkennen ihn nicht mehr; sie halten ihn für einen Aussätzigen.“

Während Jesus solch unsägliche Schmerzen erduldet, verhöhnen ihn die Henker am Fuße des Kreuzes; sie schmähen, sie verspotten ihn. Aber wie ist so etwas möglich? Betrachten wir Jesum nur als einen gewöhnlichen Menschen, dann ist es schon der Gipfel aller Bosheit, ihn zu verspotten, während er leidet und mit dem Tode ringt. Jesus hebt seine Augen zum Himmel, er öffnet seine Lippen, gewiß um den göttlichen Zorn auf seine Verfolger herabzurufen? Doch nein! Nun ist die Zeit der Gerechtigkeit vorüber, die Zeit der Barmherzigkeit hat begonnen, jetzt spricht man nurmehr von Liebe, von Barmherzigkeit. Er öffnet seine Lippen und fleht um Gnade und Erbarmen: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun; es sind Deine Kinder, o Vater, meine Brüder, darum verzeihe ihnen!“

Aber wie, wußte ich denn nicht, was ich tat, als ich sündigte? Hatte ich denn nicht Dein Gesetz in meinen Händen? Allein ich erkenne meine Schuld; laß Deine Barmherzigkeit über sie den Sieg davontragen, denn Du sprichst ja zu dem Sünder an Deiner Rechten, der mit Dir leidet: „Heute noch wirst du bei mir sein im Paradiese!“

Von neuem öffnet Jesus seinen Mund und spricht ein anderes Wort. Schmiegen wir uns an das Kreuz und hören wir den letzten Zug seines Testaments.

Er hatte uns schon alles gegeben, seine Tränen, sein Blut, sich selbst in der heiligsten Eucharistie; es blieb ihm noch eine Mutter und auch diese gibt er uns jetzt. O Mutter Gottes, in welcher Stunde bist Du meine Mutter geworden! Dann das Vergangene umfassend, das Gegenwärtige und Zukünftige einschließend, ruft er: „Consummatum est!“ und nach einer kleinen Weile fügt er bei: „In manus tuas, Pater, commendo spiritum meum!“ Seine Augen schließen sich, und Jesus, nachdem er dreißig Jahre gearbeitet und drei Jahre gelehrt hat, nachdem er verfolgt worden von seinen Feinden, verlassen von seinen Freunden, haucht seine Seele aus. Nun ist er tot; tot aus Liebe zu uns, tot, damit wir ihn lieben möchten, damit wir nicht ewig verloren gingen! Meine Brüder, sollen wir eine solche Liebe nicht mit Gegenliebe vergelten? Ja, füllen wir unsere Augen, füllen wir unser Herz mit diesem Schauspiel der Liebe und des Schmerzes; jenes Herz, das geöffnet wurde, um uns eine Zufluchtsstätte zu bieten, soll der Hort unserer Seele sein!

Brüder, gibt es wohl einen Tag, der geeigneter wäre zu unserer Befehrung als dieser, da er uns den Tod unseres göttlichen Heilandes vor die Seele führt? Bevor unser Erlöser starb, betete er noch für uns, und auch nach seinem Tode ladet er uns unausgesetzt zur Befehrung ein. Sollten wir denn unempfindlicher sein als der Mörder, der an der Seite Jesu weinte? Sind wir härter als die sich spaltenden Felsen? Jesus hat für uns sein Blut vergossen, und wir hätten für ihn nicht einmal eine Träne? Aber er will

nicht nur bei uns Neue sehen; was er verlangt, ist der Voratz der Besserung, was er wünscht, sind die guten Entschlüsse.

O mein Jesus, Du hast gesagt: „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alle an mich ziehen.“ Nun, so erfülle denn dieses Dein Wort; und sollte es unter uns einen geben, der Dich noch nicht liebt, der noch wenig von Deiner Belehrung gerührt ist, der noch vielleicht einige Bitterkeit in seinem Herzen nährt, der noch nicht vergeben hat; sollte es jemanden unter uns geben, der noch Sklave seiner Leidenschaft, eines Lasters ist, so wirke auch für ihn ein Wunder, o Jesus, rühre sein Herz und bekehre ihn!

Nein, o Herr, niemand, niemand möge von Deinem Segen ausgeschlossen sein; alle sollen ihn empfangen, nachdem sie gehört haben, was Du für uns gelitten hast! Wir wollen von nun an ein anderes Leben beginnen und geduldig Dir das Kreuz nachtragen, das Du auf unsere Schultern legtest, wofern Du nur uns unsere Sündenschuld vergeben willst. Ja, o Jesu, verzeihe uns! Möge Dein kostbares Blut, mögen Deine bitteren Tränen nicht umsonst für uns vergossen sein; und als Unterpfand Deiner Verzeihung, Deiner Barmherzigkeit möge Dein Segen dienen, den ich erflehe für mich und für meine Brüder. Ja, segne sie, o Jesu, und vor allem segne unsere armen Verirrten!

X.

Der Glaube

Als Jesus Christus auf die Welt kam und mit den Menschen verkehrte, mußte er notwendiger Weise ihnen auch von der Religion sprechen. „Die Religion,“ sagt der hl. Augustinus, „ist das Band, welches den Menschen mit Gott verbindet, und dieses Band, zerrissen oder beschädigt durch die Creatur, mußte wieder hergestellt werden; das war die Aufgabe Jesu Christi.“ Jesus Christus konnte kein anderes Ziel haben als dasjenige, die Vereinigung zwischen dem Menschenherzen und dem Herzen Gottes wiederherzustellen; und deshalb gerade ist er auf die Erde herabgestiegen. Alle Völker benötigten dieser göttlichen Hilfe, denn alle, mit Ausnahme eines einzigen, hatten die wahre Religion verloren; alle befanden sich in einem Zustande der Finsternis und des Irrthums. Inmitten dieser Finsternis und dieses Irrthums predigte Jesus sein Evangelium, lehrte er die Menschen den wahren Gott anbeten.

Wenn wir nun die Grundlage betrachten, auf welcher die Religion erneuert werden sollte, werden wir finden, daß das Evangelium drei Tugenden zu hauptsächlichsten Vereinigungspunkten macht: den Glauben,

die Hoffnung und die Liebe. Glaube, Hoffnung und Liebe bilden das geheimnißvolle Band, welches das Endliche mit dem Unendlichen, den Himmel mit der Erde verknüpft. Glaube an Gott, Hoffnung auf Gott und Liebe zu Gott — das ist es, was Jesus von jedem verlangte. Der Glaube vereinigt uns mit Gott, die Hoffnung verbindet uns auf geheimnißvolle Weise mit ihm, die Liebe ist ein noch vollkommeneres Band; und alle drei bilden die Gesamtheit der Wahrheiten, die uns mit dem himmlischen Vater verbinden, der sich durch die Gnade, durch die Güte, durch die Liebe mit uns vereint.

Die Religion ist also die Wechselbeziehung zwischen uns und Gott dem Herrn, und die Argumente, die wir bisheran abgehandelt haben, führen uns logischer Weise dahin, nunmehr jene Akte, die diese Wechselbeziehung zwischen uns und dem Herrn bedingen, zu besprechen und am heutigen Morgen wollen wir von dem Glauben reden.

Der Glaube! Wenn wir nur dieses Wort aussprechen, sehen uns die modernen Ungläubigen mit großen Augen an; sie lachen, schütteln den Kopf und sagen: „Ein Überrest aus dem Mittelalter!“ Aber auch wir können sie ansehen, lachen, den Kopf schütteln und antworten: „Toren aus dem neunzehnten Jahrhundert!“ Was finden Sie denn in unserem Glauben, das sich so sehr mit ihrer Vernunft in Widerspruch setzte? Glaube und Vernunft sind doch zwei Seiten mit demselben Texte beschrieben; wenn die Wahrheit die eine mit der Rechten berührt, so berührt sie die andere mit der Linken. Es sind

zwei Bächlein, die derselben Quelle entspringen, zwei Strahlen derselben Sonne; sie gleichen zwei Harfen, die obchon von verschiedener Form doch denselben Ton geben. Der christliche Glaube ist, wie die Vernunft, ein übernatürliches Licht, welches das natürliche verklärt und vervollständigt. Die Vernunft läßt uns nur wenig und dieses unvollkommen sehen. Mit dem Teleskop des Glaubens aber entdecken wir neue und uns unbekannte Welten, Dinge, die früher uns in Nebel eingehüllt erschienen. Darum sagte David: „*Secreta et occulta sapientiae tuae manifestasti mihi.*“

Aber wie sollen wir glauben, wenden die Ungläubigen ein, da ja der Glaube mit der Wissenschaft und der Freiheit des Geistes in Widerspruch steht? Wir dürfen doch wahrhaftig unsere Vernunft nicht im Stiche lassen, um einem blinden Glauben zu folgen? Lehret die Moral, aber laßet die Dogmen aus dem Spiele!

Wie sollen wir diesen Leuten antworten? Wollen Sie mir Gehör schenken, so werden Sie die Antwort vernehmen.

I. Der Glaube entwürdigt den Menschen, der Glaube erniedrigt ihn, der Glaube zwingt ihn, die Rechte seiner Vernunft zu verleugnen; das sind die Einwendungen, welche die Ungläubigen uns machen. Aber weshalb? Einige sagen: An erster Stelle, weil der Glaube uns zwingt etwas anzunehmen, was man nicht sieht. Als wenn unsere Philosophie sich mit dem bloßen Beweise des Augenscheines begnügte! Glauben wir nicht etwa an die Pole der Erde?

Glauben wir nicht an die Naturkräfte? Und doch fällt dies alles nicht in unseren Gesichtskreis. Wenn man den Glauben nicht annimmt, wenn man sich nur auf den Augenschein verläßt, so heißt das nichts anders als das Meisterwerk der Natur, den Menschen verstümmeln.

Und dann, hat uns Gott nicht den Körper gegeben, um uns mit der sichtbaren Welt in Verbindung zu setzen? Er gab uns aber auch die Seele, um uns mit der unsichtbaren Welt in Beziehung zu bringen; sich bloß auf einen materiellen Beweis stützen wollen, wäre demnach dasselbe, als sich auf den Standpunkt des Maulesels und des Pferdes erniedrigen, die keine Vernunft haben.

Ohne Glauben wäre ferner unser Gesichtskreis gar sehr beengt. Wir würden nicht an die Menschen glauben, die uns vorangingen; wir würden an nichts mehr glauben, was vor uns auf Erden geschah; wir würden nicht an die Nationen glauben, die wir nicht sehen; wir würden einfach die Geschichte und die Geographie über Bord werfen. Wir würden selbst nicht einmal an unsere Seele glauben, und somit wäre unsere Gehirnkammer doch sehr bedenklich leer.

Mit dem Glauben schwindet auch das soziale Leben. Die Gesellschaft sagt uns: Dein Name, deine Familie, das Vaterland haben bereits vor dir existiert. Wenn wir darum nicht glauben, so müssen wir Vaterland und Familie verleugnen. Die Gesellschaft öffnet vor uns ein großes Buch, welches die Geschichte unseres Vaterlandes sowohl als die Geschichte des gesamten Menschengeschlechtes enthält; nehmen

Sie den Glauben fort, so verleugnen Sie die Geschichte, und Sie befinden sich vereinsamt, allein, ohne Patrioten, ohne ruhmvolle Erinnerung, ohne Vergangenheit. Die Gesellschaft sagt Ihnen vermittelt Ihrer Lehrer: Dieses sind wissenschaftliche, moralische Wahrheiten; nehmen Sie den Glauben fort, so wird jeder Unterricht unmöglich.

Der Glaube ist also notwendig, sowohl für das Privat- als für das öffentliche Leben. Man glaubt an die Unbescholtenheit eines Freundes; man glaubt dem Lehrer, der uns eine fremde Sprache erklärt; man glaubt an die Ehekontrakte — alles Dinge, die man nicht sehen kann; und doch wäre die Ablehnung dieser Tatsachen gleichbedeutend mit dem Umsturze der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

Wenn demnach die Beziehungen des Menschen zum Menschen auf dem Glauben beruhen, warum sollen denn die Beziehungen des Menschen zu Gott sich nicht ebenfalls auf den Glauben gründen? Wenn unter dem Einflusse der Vernunft das „Ich glaube“ die Grundlage der zeitlichen Gesellschaft bildet, warum sollte es nicht auch die Grundlage der religiösen Gesellschaft sein? Wenn wir nur das annehmen wollen, was wir sehen, dann seien wir zum wenigsten konsequent; treten wir aus der Gesellschaft heraus, flüchten wir uns in eine Wüste, und da, allein mit unserer Vernunft, verlassen von Gott und unseren Brüdern, graben wir uns ein Grab recht tief, so tief, daß es selbst die Teufel nicht entdecken, denn auch sie glauben. *Credunt et contremiscunt!*

Eine nicht weniger durch ihre politischen Schick-

sale als durch ihre skandalösen Intriguen berühmte Dame, Anna Gonzaga, hatte einstmals einen Traum. Es schien ihr, als wandle sie durch einen Wald, in welchem eine Hütte stand, die ein Blinder bewohnte. Sie näherte sich dem Manne und fragte ihn, ob er mit der Zeit das Augenlicht verloren oder von Geburt an blind gewesen sei; er antwortete, daß er blind geboren sei. „So kennst du also nicht die Schönheit der Sonne, der Blumen, der Natur?“ „Nein, nichts von alledem kenne ich,“ versetzte der Blinde; „aber ich glaube, daß diese Dinge existieren und ich glaube auch, daß sie schön sind, so schön, daß man sie gar nicht beschreiben kann. Und meine Blindheit kann jedem die Lehre geben, daß es Dinge gibt, die das menschliche Auge niemals bewunderte, die, obschon niemals geschaut, dennoch sehr begehrenswert sind.“ Anna war überrascht von dieser Rede; gerührt umarmte sie den blinden Mann, der ihr ein viel schöneres Licht gezeigt hatte als das ist, dessen er beraubt war, und sie bekehrte sich wieder zu Gott, den sie verlassen hatte.

„Augenommen auch,“ so sagen andere, „daß man glauben kann, was man nicht sieht; so ist es doch niemals anzunehmen, daß man glauben könne, was man nicht begreift. Für uns gilt der Ausspruch des Philosophen: Der Begriff ist der Maßstab des Glaubens.“

Ihr wollet also nur das glauben, was ihr versteht; ja, was glaubet ihr dann? Baco hat gesagt: Der Mensch versteht eigentlich gar nichts. Versteht ihr denn das Wesen der Materie, das Firmament,

das Leben? Nach tausend Untersuchungen steht ihr doch immer wieder am Ausgangspunkt; das Geheimnis umgibt euch; es gibt immer eine Frage, auf die ihr nicht zu antworten wißt; es gibt immer ein „Warum?“ das unbekannt bleibt; in jeder gesellschaftlichen Ordnung, in jeder Reihe von Tatsachen habet ihr das Unbegreifliche vor Augen.

Eines Tages war ein Gelehrter in seinem Arbeitszimmer beschäftigt; er prüfte, studierte, maß, schrieb und rief plötzlich aus: „Ich habe es gefunden; ich habe das Gesetz der Anziehungskraft gefunden!“ „Aber was ist das denn für ein Gesetz?“ fragte man ihn. „Ich weiß es selbst nicht,“ gab er zur Antwort.

Ein anderer Gelehrter senkte in die Erde seines Gartens ein Samenkorn; es keimte, wuchs, entwickelte sich zur Pflanze und ward zur wohlriechenden Blume. Wie war das möglich? „Ei, durch das Wachstum!“ „Aber, was ist denn das für eine Kraft, die das Wachstum der Pflanze gibt?“ „Ich weiß es nicht; denn, wenn wir auch die Wunder der Natur kennen, so kennen wir doch nicht ihre Geheimnisse.“

Nun, wir, die wir nicht einmal die Geheimnisse der Natur enträtseln können, wollen die Geheimnisse der Religion verstehen? Das Geheimnis ist das Siegel, das Gott seinen Werken aufdrückt; eine Religion ohne Geheimnisse gäbe sich schon darum der Verachtung preis, weil ihr der Stempel der Göttlichkeit, die unnahbare Größe des Unendlichen fehlte. Der Wanderer, der die Ebene durchreist, gewahrt nicht seine Kleinheit; befindet er sich aber am Fuße

der Cordilleren, so ruft er unwillkürlich aus: „Wie klein bin ich!“

Nein, nur das annehmen, was die Vernunft begreift, ist nicht nur Stolz, es ist Wahnsinn. Oder ist etwa unsere Vernunft das einzige Kriterium der Wahrheit? Hat etwa der Mensch die Geheimnisse der Erde gefunden? Gott hat sie in die Erde hineingelegt; und Gott sollte nicht verdienen, daß man ihm glaube? Wenn darum der Mensch sich davon überzeugt, daß Gott gesprochen hat, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu schweigen, zu glauben und anzubeten.

Und dann, bemerken Sie diese sonderbare Anomalie! Der anmaßende Mensch, der die Geheimnisse des Glaubens verwirft, aber äußerst demütig vor den Geheimnissen der Natur das Haupt beugt, bringt sein Leben damit zu, die Möglichkeiten der Wissenschaft zu berechnen; er will aber keinen Augenblick darauf verwenden, jene zu berechnen, die Gott den Herrn betreffen. Diesen Ungläubigen könnte man sagen: Ihr wollet das bloß glauben, was ihr begreift? Dann glaubt ihr also auch nicht an den Pantheismus, welcher der einzigen Substanz einander widersprechende Eigenschaften gibt; ihr glaubt nicht an den Materialismus, der der Materie die Fähigkeit zu denken verleiht; nicht an den Deismus, der Gott jede Vollkommenheit raubt; ihr glaubet nicht an den Atheismus, der Laster und Tugend in ein und demselben Geschieße zusammenwirft, indem er das vollkommene Wesen, den Richter des Guten und des Bösen vom Throne stößt. Nein, diese Theorien können

gewiß nicht angenommen werden, da sie an Stelle des Geheimnisses den Widerspruch und das Absurde setzen. Die Metaphysik der Religion steht weit höher als die eurer Philosophie; jene hat die Welt erneuert, indem sie die Nächstenliebe in die kalte Menschenbrust senkte; diese hat nichts hervorgebracht als Ruinen und trostlose Verwüstung.

„Indes, die Wissenschaft ist ganz gewiß dem Glauben entgegengesetzt,“ wendet man ein. Aber wie so denn? Wird nicht der Gott unseres Glaubens auch der Gott der Wissenschaft genannt? Sind nicht Offenbarung und Wissenschaft die Strahlen derselben göttlichen Sonne. Die anderen Religionen mögen freilich von der Wissenschaft alles zu fürchten haben; die unsere umarmt selbst als ihre Schwester.

Es gibt keinen einzigen wissenschaftlichen Fortschritt, der von dem Glauben eine Beurteilung erfahren hätte; ja sogar alle wissenschaftlichen Fortschritte wurden vom Glauben benützt und in Schutz genommen. Im Mittelalter waren es arme Klosterbrüder, die das Schießpulver erfanden, sowie die Bewegung der Erde und der Gestirne entdeckten. Kepler und Newton, zwei tiefreligiöse Männer, haben den ersten Anstoß zu der großartigen wissenschaftlichen Entwicklung gegeben, die bis auf den heutigen Tag andauert.

Und ferner müßte man doch, um sagen zu können, daß der Glaube der Wissenschaft feindlich gegenüberstehe, zuerst den Beweis erbringen, daß unter den wahrhaft Gelehrten niemals ein gläubiger Christ gewesen sei. Die Geschichte beweist aber gerade das

Gegenteil. Bis von Mirandol war gewiß ein gelehrter Mann; er war aber dabei so gläubig, daß er kein Bedenken trug, an Aldus Manutius zu schreiben, daß „die Philosophie nichts sei ohne den Glauben“. Descartes behauptete, daß die sichersten Wahrheiten die Wahrheiten der Offenbarung seien, und daß man folglich der Autorität Gottes glauben müsse. Newton, ein wahrhaft Gelehrter, nannte die Bibel ein inspiriertes Buch, welches zudem seine tägliche Lektüre bildete. Ampère stellte die Behauptung auf, daß alle wahren Weisen an der Lehre festhielten, die Religion sei göttlich.

„Aber Gott hat uns die Vernunft gegeben, um uns derselben zu bedienen, nicht damit wir sie um eines blinden Glaubens willen über Bord werfen.“ Wer hindert Sie denn, sich der Vernunft zu bedienen? Und dann, ohne die Vernunft ist ja überhaupt kein Glaube möglich; er beachtet mehr noch als wir die Rechte der Vernunft. *Rationabile obsequium vestrum*, sagt der hl. Paulus. Der hl. Augustinus sucht und findet in der Vernunft herrliche Beweise für seinen Glauben. Die Kirche bedient sich der Vernunft, um die Ungläubigen zu bekehren. Oder gebraucht sie etwa nicht Beweise, die vermittelt der Vernunft sich erörtern lassen, um die Gegner zu überzeugen und die Unbotmäßigen zu verurteilen? Gibt es etwa ein Dogma, das sie verborgen hält, einen Beweis, dem sie nicht entgegentritt, eine Untersuchung, die sie scheut, Richter, über die sie Klage führt? Ja, nur die katholische Religion bleibt den

Beweis niemals schuldig, die anderen Religionen aber wohl.

Freilich, wer den Glauben verleugnet, bedient sich ebenfalls der Vernunft, aber in welcher Weise? Er leugnet den ewigen Gott und will dafür der aus sich selbst entstandenen Welt die Ewigkeit zusprechen; er stößt die intelligente Kraft zurück und stützt sich auf eine blinde Kraft; er will den höchsten Ordner der Harmonie des Weltalls nicht anerkennen, erkennt aber dafür die Herrschaft des Zufalls an. Und die Seele? Er hat wohl sagen hören, daß es eine solche gebe; er hat sie gesucht und nicht gefunden. Und er begnügt sich dann mit der Überzeugung, daß es nur ein wenig Staub sei, welcher das Genie begeistert, die Künstler anspornt und die Dichter entflammt. Aber heißt das seine Vernunft gebrauchen?

Ja, wenn der Glaube aus dem Herzen verbannt ist, dann drängt sich in die Leere, die er gelassen, der Unglaube ein. „Alles ist gut für den, der nichts hat,“ sagt Lacordaire. Nur um an Jesum nicht zu glauben, glaubt man an den größten Widersinn, an die schamlosen Lehren der Gnostiker, an die nichtswürdigen Lehren Mohameds, an die gottlosen Lehren Voltaires. So sehen wir die Menschen einem Simon Magus Glauben schenken, den Aposteln aber nicht; wir sehen einen Kaiser Julianus den Glauben verlassen, aber zitternd die Eingeweide seiner Opfer befragen. Als im Mittelalter der Glaube zu wanken begann, da fing das Zeitalter der Wahrsager und Hexen an. Im achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhunderte der großen Gotteslästerer, finden wir einen Marquis d'Argent,

der die Zahl 13 fürchtet; einen Marschall von Frankreich, der sich aus dem Staube macht, weil bei Tisch das Salzfaß umgestoßen ward; die Erben Voltaires, welche die Saturnalien der Philosophie vollenden durch Anrufung des Mesmerismus. Heutzutage wollen die Freigeister von der Kirche nichts mehr wissen, werfen sich aber dafür dem Spiritismus in die Arme; sie verlachen die Prophezeiungen, glauben aber der magnetischen Vorhersagung; sie glauben nicht an die Engel und die Teufel, setzen sich aber in Verbindung mit den Geistern der sprechenden Tische.

So verliert man mit dem Glauben auch den gefunden Menschenverstand. Man glaubt eben an alles, nur nicht an die Wahrheit; man ergreift jeden Irrthum, jede Lüge, besonders wenn davon ein Vergnügen oder ein vermeintliches Gut erhofft werden kann. Und zu welchen Thorheiten führt dieses Verfahren? Ein Priester, der sein ganzes Leben hindurch die große religiöse Frage zum Gegenstande seines ernstesten Studiums gemacht hat, erklärt das Evangelium für ein Werk Gottes; irgend ein Gelehrter vom Lande, ein Schuster, der es vielleicht niemals aufgeschlagen hat, behauptet das Gegentheil; er aber hat Recht, der Priester Unrecht. Ein Bischof verfaßt einen Hirtenbrief, der Papst eine Enzyklika; Zeitungsschreiber, die alle Geheimnisse kennen, nur nicht die der Religion, werfen sich hierüber zu Zensuren auf; und es gibt Menschen, die dem Bischöfe und dem Papste Unrecht geben, dem Journalisten aber Recht. Das heißt doch wahrhaftig nicht, sich der Vernunft bedienen; das heißt sie mißbrauchen. Derjenige kann doch nicht in einer

Sache urtheilen, der nichts davon versteht. Und wenn jemand einen so schlechten Gebrauch von seiner Vernunft macht, was kann man da nicht alles von ihm erwarten? Wir werden es sogleich sehen.

II. Was können wir von diesen Leuten erwarten, die sich in so schlechter Weise ihrer Vernunft bedienen? „Ihr Priester und Mönche,“ sagen sie, „ihr verstehtet euch nicht auf eure Mission, sonst würdet ihr die Dogmen bei Seite lassen und nur die Moral predigen.“ Aber kann man denn die Moral predigen, wenn man sie von dem Glauben trennt?

In einem Briefe, der mir vor zwei Tagen zuging, und den ich gegen meine Gewohnheit geöffnet habe, riet man mir, anstatt der bisherigen Gegenstände die Geduld, die Ergebung, die Wahrheit, den Opfergeist in meinen Predigten zu behandeln. Aber ist es denn wohl möglich, diese Tugenden ohne Glauben und ohne Grundsätze zu besitzen? Man kann doch keine Geduld, keine Nächstenliebe, keinen Opfergeist haben, wenn man nicht an Gott, nicht an ein zukünftiges Leben glaubt. Erinnern Sie sich der Worte Bossuets: „Gut glauben ist das Fundament des gut leben.“ Das Leben gleicht einem Gebäude, das aus zwei besonderen Theilen besteht, dem Fundament und dem Gebäude selbst. Ohne Fundament stürzt das Haus beim ersten Anstoß zusammen; und so auch eine Moral ohne Glauben.

Zwei Moralgesetze drängen sich uns auf, die christliche und die philosophische Moral. Kann etwa die christliche Moral ohne Glauben genügen? Gewiß nicht; denn unter ihren Geboten ist eines, welches lautet:

„Liebe Deinen Feind!“ Beruht dieses Gebot etwa auf dem Naturgesetze? Keineswegs; das Naturgesetz lehrt uns den Grundsatz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Die christliche Moral gründet sich also nicht ausschließlich auf das Naturgesetz, sondern ganz und gar auf das Dogma von dem Verzeihen, der Gnade, der Liebe Gottes; aus dem Geheimnisse der Menschwerdung und der Erlösung entspringt unser Glaube.

Genügt etwa die philosophische Moral? Nein, denn sie hat keine Sanktion, wenn der Glaube an ein künftiges Leben mit seiner Strafe und seiner Belohnung mangelt. Heute freilich verkündet man die unabhängige Moral, die von jeder Religion getrennt ist. Aber was ist die Folge davon? Man spricht von einer moralischen Krisis; man hört wiederholt, daß man nicht mehr wisse, auf welcher Grundlage man die Moral aufbauen soll; man zweifelt sogar schon daran, ob es überhaupt eine Moral gebe; man behauptet, daß die modernen Systeme einer gesunden Kritik nicht widerstehen können. Und warum dies? Weil die von dem Glauben getrennte Moral jede Regel verliert; sie wirft jede Autorität über Bord und blüßt das Diadem ihrer königlichen Würde ein. Was ist darum zu tun? Man muß zu der wahren, der christlichen Moral zurückkehren. Die Rationalisten ziehen es vor, dies zu bezweifeln, und indem sie den Glauben leugnen, liebäugeln sie mit einer fortschrittlichen, beweglichen, unbestimmten Moral, deren Ansehen immer von beständigen Veränderungen in Frage gestellt wird, und die darum auch die guten Sitten der Völker sowie die Zukunft der menschlichen Gesellschaft

in Mitleidenschaft zieht. Welche Rechtlichkeit können denn die Menschen überhaupt noch haben, wenn sie sich alles erlaubt glauben, wenn sie zu einem Spielball ihrer Leidenschaften werden? Wegen dieses Glaubensmangels in der Moral wächst heutzutage die Zahl der Ungläubigen in so erschreckendem Maße; wir sehen den bösen Willen bei den Verträgen, die geringe Treue in der Freundschaft, gar keine Achtung mehr vor der Ehre und der Unschuld.

Flehen wir darum, meine Brüder, flehen wir zu Gott, damit, nachdem einmal die Zwietracht beseitigt ist, Religion und Vaterland sich gegenseitig lieben; damit die moderne Wissenschaft und der Glaube einträchtig zusammenwirken an dem Triumphe der Wahrheit. Auf diese Weise wird der Tag des Friedens, der Freude, des Ruhmes und des Glückes für alle anbrechen, und so wird auch am besten die Gefahr abgewendet werden, daß der heutige Fortschritt uns wieder in die Barbarei zurückstoße.

XI.

Wissen und Glaube

In unseren Tagen lebt die Jugend, getäuscht von jenen, welchen die Pflicht zufiel, sie die Wahrheit zu lehren, der Meinung, daß unser Glaube sich nicht günstig stelle zu der Entwicklung der Wissenschaft, zu der Bewegung der großen Ideen, welche dem Triumphe der Zivilisation voranschreitet. Von allen Seiten erheben Unwissenheit und böser Wille derartige Anklagen. Man vergleicht uns mit ägyptischen Mumien, die in Binden eingeschnürt, unbeweglich im Grabe ruhen, in welches kein Strahl des belebenden Lichtes hineindringt. Unser Glaube ist für sie ein Ammenmärchen, gut allenfalls für jene Völker, die noch in der Finsternis des Aberglaubens wohnen; aber unnütz, ja sogar schädlich für die Anforderungen der Wissenschaft, für das Leben der gebildeten Menschheit. „Es ist zu Ende mit der Herrschaft des Glaubens!“ rufen sie, „der Aberglaube der Vergangenheit hat seinen Platz der Wissenschaft abgetreten; er hat sich beschämt von der Straße zurückgezogen, auf welcher die Menschheit einherwandelt.“

Das sind also jene Weisen, welche die unsterbliche Jugend unseres Glaubens nicht kennen, und

welche die Augen schließen, um seine ewige Fruchtbarkeit nicht zu sehen und nicht bekennen zu müssen, daß jede Wissenschaft an ihm eine Stütze findet. Betrachten Sie nur die großen Geister des Mittelalters! Hand in Hand mit dem Glauben bereiten sie den großartigen Aufbau der Wissenschaft vor; sie bemühen sich die Strahlen der ewigen Weisheit, des fleischgewordenen Wortes aufzufangen und auf alle von dem Menschengeniste entdeckte und begangene Wege hinauszutragen. Nein, der gelehrte Gläubige ist keineswegs taub für die Stimme der Wissenschaft! Er ist nicht der Mann, der sich damit begnügt, mit der Gelehrigkeit des Fanatismus, mit der Unwissenheit des Aberglaubens eine längst veraltete Formel herzusagen. Er ist im Gegentheil der Mann seiner Zeit, der Mann seines Landes, immer in Verbindung mit den neuen Ideen, mit den Ideen, die voranschreiten mit der Ausbreitung der Zivilisation. Er kennt genau die früheren Resultate der Wissenschaft; er lehnt es durchaus nicht ab, auch die gewagtesten Voraussetzungen sorgfältig zu prüfen; er verfolgt alle Entdeckungen, jeglichen Fortschritt, und gar oft ist er selbst Erfinder und Entdecker.

Das ist der Gegenstand, den wir heute erörtern wollen; denn unter allen Waffen, mit welchen man die Religion bekämpft, ist die gefährlichste jene, die eine absolute Unvereinbarkeit zwischen Wissen und Glauben festsetzen will.

1. Wenn man fragt, warum denn der Glaube der Wissenschaft entgegenstehe und deren Entwicklung und Fortschritte hindere, ist die erste Antwort, die man

erhält, diese: Weil euer Glaube uns verbietet, die Wissenschaft zu lieben. Aber ist dieses denn wahr? Gerade wegen unseres Glaubens lieben wir die Wissenschaft; wir lieben sie mehr als die Freigeister; wegen unseres Glaubens lieben wir sie in großmütiger und hingebender Weise; wir lieben sie um ihrer selbst willen, aus Liebe zu Gott, des Guten wegen, welches sie der Welt verschafft.

Wir lieben die Wissenschaft um ihrer selbst willen. In der That, sie ist für uns nicht bloß eine einfache Erklärung von Tatsachen, eine Kraftanstrengung, um sich von dem Banne des Verhängnisses zu befreien, der unsere Vernunft in Fesseln geschlagen hält; sondern sie ist vielmehr eine Macht, eine unsagbare Schönheit; sie ist eine Unterweisung Gottes, die Erklärung seiner Werke; sie ist ein göttliches Licht, welches die Nebel zerstreut, die unseren Geist umhüllen, und das etwas von der Klarheit und Schönheit Gottes bewahrt hat. Wie wir den Traum eines Künstlers bewundern, den dieser auf die Leinwand geworfen oder in den Marmor gemeißelt hat, so bewundern wir in und durch die Wissenschaft die Gedanken, die Pläne, die Werke des Schöpfers.

Wir lieben die Wissenschaft aus Liebe zu Gott. Gewiß, die Wissenschaft, die von Gott herkommt, führt uns auch wieder zu Gott hin. Sie enthüllt uns die unvergleichliche Schönheit Gottes; sie ist eine Stufe, die uns Gott dem Herrn näher bringt; sie ist ein Instrument, das uns ihn immer mehr verherrlichen läßt. Ja, die Wissenschaft erhebt uns zu Gott dem Herrn; sie zeigt uns seine Macht, seine Größe,

seine Schönheit, seinen Ruhm. „Der erhabenste Zweck der Wissenschaft besteht darin, daß sie uns Gott lieben lehrt.“ „Ich liebe die Wissenschaft, weil sie mir das Recht gibt, angehört zu werden, wenn ich von Gott und der Religion spreche,“ sagte der große Leibniz.

Endlich lieben wir die Wissenschaft des Guten wegen, welches sie der Welt verschafft. Die Liebe, welche der Glaube uns einflößt, zum Glücke der Menschen, zum Fortschritte der Gesittung beizutragen, läßt uns die Wissenschaft lieben in ihrer ganzen Ausdehnung, in allen ihren Anwendungen.

Freilich, die Wissenschaft ist für uns kein universelles Heilmittel, keine Abhülfe für jedes Übel, keine Erlösung von aller Noth, auch nicht der letzte Zielpunkt des menschlichen Strebens. Vielmehr erkennen wir in der Wissenschaft ein mächtiges Hülfsmittel, ein gutes oder ein schlechtes, je nach der Absicht dessen, der sich seiner bedient, welches, losgelöst von der Religion, nur Ruinen oder Verwirrung des Geistes hervorbringt. Und darum gerade verlangen wir den Glauben an die christliche Wahrheit; dieses Verlangen ist ein gerechtfertigtes, zum wenigsten kein sträfliches.

In der That ist es doch eine unerläßliche Bedingung für die Förderung der Wissenschaft, daß sie selbst ihrer wohlthätigen Aufgabe nicht hinderlich in den Weg trete. Dazu verhilft ihr gerade die Religion, welche, wie Vaco bekennet, durch ihre göttliche Liebe eine Zersetzung der Wissenschaft verhindert. In allen Jahrhunderten, sowohl in denen des Verfalles, als in denen der Wiedergeburt, zurzeit der Bar-

barei ebenfogut, wie zurzeit der Gefittung, war die Kirche die Bewahrerin des Glaubens und der Wiſſenſchaft. Viele Jahrhunderte hindurch waren ja ihre Jünger die einzigen Apoſtel der Wiſſenſchaft, die einzigen Beförderer des wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes. Der Kirche verdanken wir die Organiſation und die Entwicklung des öffentlichen Unterrichtes, den das Altertum gar nicht einmal kannte; denn, während die antike Philoſophie ihre Unterweiſungen wenigen bevorzugten Schülern vorbehielt, verſammelte die Kirche alles um ihre Lehrſtühle, Männer jeden Alters und jeden Standes, Kleine und Große, Gelehrte und Unwiſſende. Der Unterricht, der vom Glauben ausgeht, iſt ein volkstümlicher, ein für alle Klaſſen beſtimmter. Während er in ſein Heiligtum nur auserwählte Seelen einführt, wendet er ſich außerhalb deſſelben auch an die einfachen Seelen und teilt allen ſeinen Unterricht mit, bricht allen das Brot des Wortes, welches ein eminent chriſtliches Wort iſt.

Die Kirche macht ferner durchaus keinen Unterſchied zwiſchen den ſozialen Klaſſen. Da alle zu dem himmliſchen Hochzeitmahle berufen ſind, beruft ſie auch alle zum Mahle der Unterweiſung; ſie legt ſich ſogar die größten Opfer auf, um möglichſt viele daran teilnehmen zu laſſen. Es genügt das Buch der Geſchichte zu durchblättern, um herrliche Zeugen dieſes bezüglicher Werke der Kirche zu finden. Raum in die Welt hinausgetreten, ſpricht ſie zu ihren Dienern: Docete omnes; lehret alle! Sie dringt in die Ratsverſammlungen und in die Synagogen ein; ſie geht in die Städte und erſcheint auf den öffentlichen

Plätzen; sie läßt sich vernehmen in den Tempeln sowohl als in den Katakomben, und weder die griechische Weisheit noch die römische Wissenschaft wagen ihr entgegenzutreten. Sie unterrichtet und belehrt, mag es zeitgemäß oder unzeitgemäß sein — *opportune et importune*.

Die Apostel treten auf und alsbald erheben sich Schulen; die berühmtesten der alten Schulen, die von Jerusalem, von Antiochien, von Alexandrien stellen sich an die Spitze des christlichen Unterrichtes. Philosophen wie Justinus, Kritiker wie Origenes, Gelehrte wie Klemens von Alexandrien, Apologeten wie Tertullian, Kirchenlehrer wie Irenäus gehen daraus hervor. Unter anderen glänzten durch ihren Geist die beiden Gregore, ein Chrysostomus, ein Ambrosius, ein Augustinus. Und als das römische Weltreich von den Barbaren überschwemmt wurde, als die großen Schulen von Rom, von Athen, von Antiochien von dem Sturme weggesegt wurden, als alle Völker auf dem Punkte standen, ihre Traditionen zu verlieren, da waren es arme Mönche, die in Italien, in Spanien, in England in ihren Klöstern die Schätze der Philosophie, der Geschichte, der Literatur, der heiligen und der profanen Wissenschaft gerettet haben.

Als die Wiedergeburt begann, trägt der hl. Anselmus die Philosophie zu einer solchen Höhe empor, daß es Descartes kaum gelingen wollte, sie zu erreichen. Ein hl. Bernard offenbart seinen mächtigen Geist, ein hl. Thomas von Aquin läßt die Wissenschaft den Jahrhunderten vorausseilen. Dem Glauben

verdanken wir die Universitäten, die von Bologna und Ferrara in Italien, die von Oxford und Cambridge in England, die von Salamanca, die Sorbonne u. a. m. Die Päpste waren es, die sie gegründet, sei es mittelbar oder unmittelbar, und sie erhielten sie durch ihren Einfluß.

Man behauptet, der Glaube stehe der Wissenschaft feindlich gegenüber. So werfen Sie doch einen Blick auf die wissenschaftlichen Entdeckungen. Was hatte denn das Altertum in vier Jahrtausenden auf dem Gebiete der Astronomie, der Arithmetik, der Geologie zu tage gefördert? Die Gestalt unserer Erdkugel war unbekannt; von der Architektur des Himmelsgewölbes hatte man keine Ahnung; die Struktur des menschlichen Körpers war ein Geheimnis; die Wunder der Elektrizität und des Lichtes waren einem jeden verborgen. Es bedurfte eines Kopernikus, eines Kepler, eines Newton, lauter christlicher Männer, um die Geheimnisse der Astronomie zu enthüllen, eines Descartes und eines Leibniz, gleichfalls überzeugter Christen, um vermittelst der Infinitesimalrechnung die Entdeckungen dieser großen Geister zu unterstützen; eines Spallanzani für die Physiologie, eines Cuvier für die Geologie. Ich könnte dieses Verzeichnis noch fortsetzen; aber ich glaube, es genügt, um darzutun, daß der Glaube alles andere eher ist, als ein Feind des wissenschaftlichen Fortschrittes.

Der Wissenschaft und ihrer Entwicklung feindlich gesinnt sind die anderen Religionen, die sich gegenüber der Wissenschaft nicht aufrecht erhalten lassen. Sehen Sie nur einen armen Mohamedaner, einen

armen Heiden, welche sich der Wissenschaft nicht zuwenden können, ohne ihren Glauben zu verleugnen. In unserer Religion hingegen sind Glaube und Wissenschaft stets geeint in den größten Geistern aller Jahrhunderte; und wenn einmal die unparteiische Geschichte die philosophische und wissenschaftliche Bilanz unseres Jahrhunderts ziehen wird, so wird sich ergeben, daß die großen Männer, die ein wenig Licht in das Gebiet der Philosophie und der Wissenschaft gebracht haben, Christen gewesen sind.

Heutzutage haben einige Gelehrte, die wahrhaft zu bedauern sind, die Unverträglichkeit von Glauben und Wissen vermittelst einiger Erfindungen und Entdeckungen, die sie für sicher hielten, darzutun gehofft. Aber jedesmal, wenn sie über die Grenze der Hypothesen hinausgingen, jedesmal, wenn eine gründliche Untersuchung die Tatsachen auf ihren wahren Wert zurückführte, hat sich herausgestellt, daß diese Tatsachen gerade das bewiesen, was sie widerlegen sollten. Nun gründen andere Gelehrten neue Hoffnungen auf neue Entdeckungen; indes das, was für eine Wissenschaft wahr ist, ist auch wahr für alle; das, was für die eine bewiesen ist, bleibt bewiesen für die anderen und für alle, das nämlich, daß Gott allein einen Plan zu Ende führen konnte, zu dessen Verwirklichung alle Jahrhunderte ihre besten Kräfte geweiht haben.

Die zweite Anklage, die man gegen den Glauben erhebt, besagt, daß der Glaube „dem Lichte hinderlich sei“. Allein das Gegenteil ist wahr. Der Glaube gerade ist es, der ein glänzendes Licht auf

die Prinzipien der Wissenschaft und ihre Anwendung wirkt. Der Glaube ist es, der die Ordnungen der Erkenntnis, gleichsam die Gewölbeschlüssel des herrlichen Gebäudes des menschlichen Wissens, mit Klarheit umgibt. Der Glaube vollendet und krönt die Wissenschaft.

In der That, wenn der Gelehrte die Welt in jeder Richtung durchforscht und bis an ihre Grenzen vorgedrungen ist, so sieht er den Glauben vor sich, der ihn weiter führt. Bewahrer von Wahrheiten einer anderen Ordnung, will er die Kenntniss des Gelehrten über die Grenzen dieser sichtbaren Welt hin ausdehnen. Wo für den Gelehrten nur Rätsel existieren, gibt die Religion Erklärung und Antwort. Der Glaube nimmt die Vernunft da auf, wo der Gelehrte sie gelassen hatte, und indem er sie erleuchtet, setzt er ihr alles das in ein helles Licht, was vordem in der Dunkelheit stand.

Die Philosophie befragt Gott und befragt die Seele; sie enthüllt die Geheimnisse des göttlichen Lebens ebensowohl wie die Geheimnisse der Seele; sie eröffnet neue Gesichtskreise und zieht dadurch die Wissenschaft an sich und verknüpft sie mit Gott, wie durch eine Kette mit dem Unendlichen.

So kann man in Wahrheit sagen, daß der Glaube für die Wissenschaft das ist, was die Kuppel für den Tempel; durch sie dringen Ströme von Licht in das Gotteshaus ein. Nein, man darf den Höhepunkt nicht von seiner Grundlage trennen, man darf das nicht auseinanderreißen, was Gott geeinigt hat. Was würde sonst die Folge sein? Die Religion ohne

Wissenschaft, der Glaube ohne Wissen wäre eine herrliche Kuppel, die ohne Stützpunkt in den Lüften schwebt; und die Wissenschaft ohne Religion, ohne das, was sie mit Gott verbindet, gleiche einem zusammengestürzten Gebäude, einem Palaste, den man unvollendet liegen ließ und der darum zur Ruine geworden.

II. Die dritte Anklage gegen den Glauben geht dahin, daß er dem Gelehrten eine Kontrolle auferlege. Indes, wenn es wahr ist, daß der Glaube den Gelehrten eine Kontrolle auferlegt, so hat dieselbe doch nur den einen Zweck, den Gelehrten vor dem Falle und vor falschen Schritten zu behüten. Sie wissen ebensogut wie ich, daß es ebenso eine notwendige Abhängigkeit wie eine gefährliche Unabhängigkeit gibt. Der Blinde, der allein voranzugehen wünscht, oder der sich einem blinden Führer anvertrauen möchte, würde wohl unfehlbar in den Graben stürzen. So wird auch der Mensch, der sich seinen Launen überläßt, der ohne Führer und ohne Kontrolle sein will, in den Abgrund sinken. Wie in dem materiellen Leben, so muß es auch in der wissenschaftlichen Bewegung Führer und Regeln geben, Führer und Regeln, die der Gelehrte in den lebendigen Traditionen und in der lehrenden Autorität zu suchen hat.

Ja, es gibt unter den christlichen Gelehrten Überlieferungen, die im Interesse des wissenschaftlichen Fortschrittes selbst beobachtet werden müssen; und diese Überlieferungen sind durchaus keine Sperrhölzer, die man über den Weg des Forschers geworfen hat, sondern sie sind die Grenzlinien, die dem Wanderer

anzeigen, wo der sichere Boden endigt und der Abhang beginnt, der in die Tiefe führt.

Die Lehrautorität, welche diese Überlieferungen erläutert, wenn es in denselben Ungewißheiten oder Gefahren gibt, tut nichts anderes als diese Linien festsetzen und vervollständigen; und wenn sie verbietet, dieselben zu überschreiten, so geschieht dieses aus keinem anderen Grunde, als deshalb, weil sie weiß, daß Sie durch Widerspruch gegen den Glauben niemals der Sache des wissenschaftlichen Fortschrittes einen Dienst erweisen werden.

Gewiß, die falsche Wissenschaft spricht von Tyrannei; sie hat die Linie übersteigen wollen und hat sie überstiegen. Aber urteilen Sie selbst, mit welchem Erfolge. Sie hat nur wenige Schritte gemacht, und diese waren falsch. Sie hat sich zum Menschen zugewendet und ihm gesagt: „Deine Abstammung ist keine göttliche; du kommst in gerader Linie von dem Tiere her.“ Sie hat sich zur Seele hingewendet und gesagt: „Deine Gedanken, deine Gesinnungen, deine Gefühle, so heilig sie sein mögen, sind nur eine notwendige Bewegung materieller Kugeln.“ Sie hat zur Tugend gesagt: „Du bist nur ein leeres Wort;“ und zum Laster: „Du bist das Gesetz, weil du Freude bereitest.“ Die Menschheit fiel erdrückt zu Boden unter der Last dieser schrecklichen Tyrannei. Aber man muß sich nun einmal davon überzeugt halten. Die moralische Tätigkeit bedarf einer Regel, wie die Maschine, die der Menscheng Geist erfunden hat; sie bedarf eines Wächters, wie das Rad in der Fabrik, damit niemand Gefahr laufe, unter den Zähnen

des furchtbaren Rades des Irrthums zermalmt zu werden. Der wahrhaft wissenschaftliche Geist kann unmöglich die Regeln und die Verbote mißachten, die jene Lehrautorität auferlegt, die wir Kirche nennen.

„Aber, Vater, Sie vergessen Galilei. Sie bedenken nicht, daß dasjenige, was ihm zustieß, hinlänglich die Unverträglichkeit des Glaubens mit dem wissenschaftlichen Geiste beweist.“

Galilei! das ist die einzige Tatsache, die man als Gegenbeweis anführen könnte. Nun gut, ich will diese Einwendung aufnehmen und mich mit Freimut und Aufrichtigkeit darüber aussprechen. Es muß zunächst zugegeben werden, daß Galilei verurtheilt wurde; und zwar wurde er verurtheilt, weil man glaubte, daß sein System mit der heiligen Schrift in Widerspruch stehe. Der Gerichtshof, der ihn verurtheilte, hat sich eben getäuscht. Nachdem ich nun in aller Offenheit, so wie es unser Glaube verlangt, dieses Zugeständnis gemacht habe, wollen wir einige Erklärungen folgen lassen, um die Tragweite dieser Verurtheilung besser zu verstehen.

Zu allererst ist in dieses Urtheil weder unser Glaube noch die Unfehlbarkeit der Kirche verwickelt. Galilei wurde weder von dem Glauben noch auch von der Kirche verurtheilt, sondern von einem aus Theologen gebildeten Gerichtshofe, dessen Ansicht, so autoritätvoll sie sein mag, an und für sich auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch machen kann. Dieser Gerichtshof ferner hat sich inbezug auf die wissenschaftliche Erklärung des Textes der heiligen Schrift getäuscht. Er war des Glaubens, daß die Sprache des betref-

fenden Schriftstellers absolut und doktrinär sei, während sie bloß eine traditionelle und auf die damals herrschende Meinung sich beziehende war, um sich eben dem Volke verständlich zu machen; so wie man ja auch heute noch sagt: die Sonne geht auf, die Sonne geht unter; während doch nach den Anforderungen der Wissenschaft solche Ausdrücke falsch sind. Dann auch war dieser Irrtum des Gerichtshofes beeinflusst worden von der irrigen Ansicht der damaligen Gelehrten, die zum größten Teile Galilei feindlich gegenüberstanden. Endlich hatte Galilei gewiß das richtige gefunden; er hatte aber seine Entdeckung mit schlechten Beweisen erhärtet. Wenn man sein bedeutendstes Werk „Il saggiaiore“ (Der Marktscheider) durchliest, so wird man keinen wahrhaft wissenschaftlichen Beweis für seine Entdeckung antreffen. Und so kann man wohl sagen, daß Galilei wohl gut aufgefaßt, aber schlecht bewiesen hat.

Mit Unrecht suchen daher unsere Gegner diese Anklage als einen wissenschaftlichen Beweis für den Irrtum anzuführen, in welchem sich damals die Kirche befunden habe; und vor allem ist es unrecht, daß man sich dieser Waffe bedienen zu können glaubt, um die Unverträglichkeit zwischen Glauben und wissenschaftlichem Fortschritte darzutun. Hiermit hat weder der Glaube noch die kirchliche Unfehlbarkeit etwas zu schaffen. Was bleibt also von dieser Verurteilung übrig? Nichts weiter, als daß der Glaube sowohl der Wissenschaft als dem wissenschaftlichen Fortschritte in keiner Weise feindlich gegenübersteht. Jenen, die trotzdem sich in der gegenteiligen Behauptung ge-

fallen, gibt Benjamin Constant zur Antwort: „Sie geben einen klaren und deutlichen Beweis ihrer Unwissenheit und ihrer Einfalt.“

Bitten wir zu Gott, daß diese Irreführten sich bekehren, damit der schöne Aufbau der von dem Glauben gekrönten Wissenschaft sich auf noch breiterer Grundlage vollziehe. Bitten wir, daß auch uns vergönnt sei, jenes herrliche, von Plato vorausgesehene Schauspiel zu betrachten, welches die Menschheit in achtzehn Jahrhunderten schon dreimal bewundern konnte; und zwar zuerst, als im vierten Jahrhunderte nach Beendigung des Kampfes mit dem Heidentume die Gelehrten ihre Hände in die Hand der Kirche legten; dann, als nach den schweren Geburtswehen unserer Religion die christlichen Nationen erstanden und die Wissenschaft der Kirche eine Strahlenkrone aufsetzten; endlich, als im siebenzehnten Jahrhundert Wissenschaft und Künste zu dem Altare hinzutraten, um der Religion jenen Glanz zurückzugeben, den sie von ihr erhalten hatten. Ich ersuche mit der ganzen Kraft meiner Seele dieses friedliche Zeitalter herbei. Ich bete aus ganzem Herzen um den Frieden zwischen diesen beiden Mächten, die geschaffen wurden, um gemeinsam zu arbeiten. Ihre Vereinigung hat das schöne Werk der christlichen Gesittung hervorgebracht, das herrlichste von allen Werken auf dem Erdenrunde. Und für diese Vereinigung scheint mir der Augenblick günstig zu sein.

Auf den Stuhl Petri hat die Vorsehung einen großen Gelehrten gesetzt; sein tiefdurchdachtes, erhabenes Wort hat die Aufmerksamkeit aller ernsten

Geister auf sich gelenkt, hat das Interesse aller Gelehrten rege gemacht. Der Engel der Schule, der heilige Thomas von Aquin, inspiriert ihn; mit einem wunderbaren Eifer ist Leo XIII. bemüht, die Lehren dieses unvergleichlichen Geistes zu verbreiten, in einem herrlichen Baue die Wahrheiten der Vernunft und die Lehren des Glaubens zu vereinigen, den Beweis zu erbringen, daß Philosophie und Religion eines sind, welche Vereinigung die Quelle des Heiles für die Welt werden kann.

O, welch' schöner Tag wäre dieser, an welchem jedes Mißverständnis schwände, an dem Vaterland und Religion sich in herzlicher Umarmung verbinden würden! Welch' schöner Tag wäre der, an welchem die moderne Wissenschaft und der Glaube in Verbindung mit einander treten wollten, an welchem ohne Entzweiung, ohne Kampf Glück und Frieden auf Erden herrschen würden!

XII.

Das Uebernatürliche

Seit dem Anfange des Christentums besteht die Streitfrage von dem Verhältnisse der Vernunft zu dem Glauben, der Wissenschaft zu der Religion. Aber vor dem achtzehnten Jahrhundert wagten unsere Gegner es nicht, die absolute Unvereinbarkeit derselben mit einander auszusprechen. Dem Glauben erklärte die Vernunft wohl inbezug auf verschiedene Stellen des Dogmas oder der Moral den Krieg; aber niemals griff sie das Uebernatürliche an, eben weil es übernatürlich war. Die moderne Wissenschaft aber geht mit aller Macht gegen die offenbarte Wahrheit an. Der christliche Apologet darf deshalb kein Mittel unversucht lassen, um diesen Widerstand zu brechen. Er ruft die Gegner zu der Quelle des Uebernatürlichen, zu dem christlichen Glauben, und indem er sich auf die Wissenschaft und die Kritik stützt, sagt er ihnen: „Betrachtet diesen Ursprung; betrachtet diese Geschichte! Nie hat ein Mensch gesprochen wie dieser Mann! Nie hat sich so viel scheinbare Schwäche in so große Stärke verwandelt, wie in dem Christentume!“ Man ist gezwungen, zuzugeben, daß dies eine in der Welt einzig dastehende Tatsache ist, die

nicht auf natürliche Weise erklärt werden kann und darum übernatürlich sein muß. Warum glauben Sie denn aber nicht? Es fehlt den Rationalisten nicht an Formeln zur Bekämpfung des Glaubens; es sind dies Axiome, die sie aufstellen, ohne sie zu disputieren. Die erste dieser Formeln besteht darin, daß sie das Übernatürliche leugnen, weil es mit der Wissenschaft nicht verträglich sei. Dann kommen sie mit der Formel: „Das Übernatürliche ist absurd, denn auch der Glaube ist absurd.“ Einige behaupten, daß die Wissenschaft sich weder um das Übernatürliche noch um den Glauben kümmere. Andere sagen, beides sei ein Hindernis für die Gedankenfreiheit und ein sflavischer Akt. Alle ziehen den Schluß, daß der Glaube nur eine Übergangszeit der Kindjahre des menschlichen Geschlechtes bedeute, die Wissenschaft hingegen den definitiven Zustand des erwachsenen Menschen.

Heute Morgen wollen wir nun eine jede dieser verschiedenen Formeln prüfen, damit Gott nicht zulasse, daß die Menschenwürde in der Aufrichtigkeit des gläubigen Gemütes verletzt werde, daß unser Glaube abnehme, daß die Ehre derjenigen, welche die unsterblichen Seiten des Evangeliums beschrieben, in Frage gestellt werde. Wenn wir, die wir unser Haupt vor Gott dem Herrn beugen, es im Angesichte der Menschen kühn erheben, so geschieht dies darum, weil wir von den Vögeln der Luft gelernt haben, lieber Martyrer zu sein, als Sklaven, ganz besonders wenn dieses Sklaventum die Vernunft betreffen sollte.

I. Warum sagen Sie wohl, daß das Übernatür-

liche mit dem wissenschaftlichen Geiste unvereinbar sei? Nur darum, weil Sie befangen sind; es wäre ein vergebliches Beginnen, das Licht in Ihren Glauben zu tragen. Ihre Seele gleicht dem kranken Auge, das nicht imstande ist, die einzelnen Farben von einander zu unterscheiden. Aber sind Sie denn sicher, nicht an der entgegengesetzten Krankheit zu leiden? Wenn ich beweisen kann, daß sich auf dem Grunde Ihrer Seele eine Negation im Zustande eines Axioms, einer verbissenen Voreingenommenheit befindet, so ist Ihre Lage keine bessere als die unserige, und alsdann werden Sie gezwungen sein, sich aufrichtig und logisch für besiegt zu erklären. Darum behaupte ich, daß, wenn in unserer Seele der Glaube an das Übernatürliche sich findet, in Ihrer Seele die absolute Negation zu sehen ist. Denn wenn ich nur irgend einen Band eines Ihrer Gelehrten öffne, so lese ich: „Das Übernatürliche ist ein Widerspruch, ist etwas Unmögliches.“ Das, was sie als ein Axiom uns auferlegen wollen, ist an und für sich weder klar noch bewiesen. Man belehrt uns vom Katheder her, daß nicht ein Vernunftschluß, sondern die Gesamtheit der modernen Wissenschaften den Beweis liefere, daß es nichts Übernatürliches gebe; und dann gibt man einem solchen Widerspruche den Namen einer wissenschaftlichen Kritik; nicht als wenn die Wissenschaft oder die Kritik es jemals versucht hätten, den Beweis dafür zu erbringen, sondern weil es nach dem Wortlaute des Kodex des neunzehnten Jahrhunderts ein Gesetz der Philosophie ist, daß es kein Geheimnis des Glaubens, daß es nichts Übernatür-

liches gebe. Dieses Lösungswort nennt man Kritik. Und wenn Sie erklären, dieses Lösungswort sei ein Prinzip, das nicht bewiesen zu werden brauche, so können wir die Verachtung, die Sie für uns an den Tag legen, einfach zurückweisen. Die Freiheit und die Unabhängigkeit, der Sie sich rühmen, sind nichts weiter als das Recht, welches Sie sich anmaßen, als Axiom das auszugeben, was Sie nicht begreifen können. Sie sind Sklaven des Unglaubens, wenn wir Sklaven des Glaubens sind; wenn wir alle Dinge durch die Brille des Dogmas betrachten, so sehen Sie alles durch die Brille des Axioms: „Das Übernatürliche ist unmöglich;“ und darum befinden wir uns alle in gleicher Lage.

Wirklich, wenn es in der That keine Übereinstimmung zwischen dem Geiste der Wissenschaft und dem Geiste des Glaubens geben könnte, so würden doch die gläubigen Christen ebenso frei, ebenso vernünftig sein, wie die Rationalisten, die Sklaven des Geistes der Wissenschaft. Dieser Geist ist für uns durchaus kein unbekanntes Wort; denn seit achtzehn Jahrhunderten wird seine Verträglichkeit mit dem Glauben von Gelehrten wie Origenes, Augustinus, Thomas, Anselm, Baco, Leibniz bewiesen. Wissenschaftlicher Geist bedeutet Geist der Wissenschaft, aber welcher Wissenschaft? Ohne Zweifel meinen die Rationalisten ihre Wissenschaft, diese aber ist nichts als eine Kritik. Der heilige Thomas hingegen sagt: „Die Wissenschaft ist eine sichere Kenntniss, hergeleitet aus in sich selbst klaren Prinzipien, die gleichsam die Erzeuger der wahren Wissenschaft sind. Die Wissenschaft

ist ein Gebäude; aber in jedem Gebäude gibt es ein Fundament, und dieses Fundament bilden bei der Wissenschaft die sicheren Prinzipien, auf denen sie beruht.“ Wir haben also das Recht, jene Leute zu fragen, auf welchen Prinzipien ihre Wissenschaft, genannt Kritik, eigentlich beruht. Wir haben es schon gesehen; sie erklären, ihr Fundament sei die Leugnung des Übernatürlichen, indem sie mit Renan sagen: „Diese Frage betrachtet die Wissenschaft als gelöst.“ Und darum erklären sie dieselbe als ein in sich selbst klares Axiom. Deshalb sind sie aber auch gezwungen, zuzugeben, daß auch noch im neunzehnten Jahrhundert die Beweise für das Übernatürliche, mögen sie auch noch so großen Widerspruch finden, die ersten Denker beschäftigen, und daß der Glaube an eine übernatürliche Ordnung die Quelle von Vernunftschlüssen werden könne, die auf durchaus nicht leichtfertigen Beweisen beruhen. Und wenn wir uns auch mit diesem Minimum eines Zugeständnisses begnügen, wie sollen wir da die Kühnheit erklären, mit welcher jene Leute diejenigen, die an das Übernatürliche glauben, mit Spott überhäufen? Es ist doch wahrhaftig kein Zeichen von gutem Geschmack noch auch von einer starken Beweisführung, wenn man seine Gegner, wie sie es gewohnt sind, für Betrüger, für Unwissende und Possenreißer ausgibt. Die Partei der Menschheit, die sie niedriger Weise die „einfältige“ nennen, würde leicht Verstärkung erhalten, wenn bewiesen wird, daß die „gebildete“ Partei unvernünftig ist. Es ist aber unvernünftig, einer Wissenschaft sich hinzugeben, deren Grundlage weder evident noch

bewiesen ist. Seit neunzehnhundert Jahren glaubt man an das Übernatürliche und, wenn wir auch nicht unsere Zuflucht zur Präskription nehmen wollen, so dürfen wir doch das Prinzip „Auctoris est probare“ nicht vergessen. Der die Behauptung aufstellt, muß auch den Beweis dafür erbringen; darum muß er beweisen, daß das Übernatürliche unmöglich sei. Dies aber hat man nicht gekonnt, man kann es nicht und wird es nicht können, aus dem einfachen Grunde, weil das ganze Verfahren weder vernünftig noch gerecht ist.

Anstatt darum zu sagen, daß zwischen dem Übernatürlichen und der wissenschaftlichen Wahrheit eine absolute Unvereinbarkeit herrsche, sehen Sie sich gezwungen, zu sagen, daß das Erstere der Letzteren feindlich gegenüberstehe. Diese Antithese ist für uns weniger gefährlich. Selbst Sklaven des Dogmas von der Zeugnung des Übernatürlichen, können sie uns wahrhaftig nicht des Sklavendienstes zeihen. Der Jünger einer Wissenschaft, die nicht wahr ist, kann unserer Wissenschaft gewiß nicht ihren geringeren Wert vorwerfen. Und dann, wenn jene unseren Glauben bekritteln, so lassen wir uns dadurch nicht abschrecken, denn die Wissenschaft des Glaubens ist vernunftgemäß. „Euer Gehorsam sei ein vernunftgemäßes,“ schreibt der heilige Paulus, und der heilige Augustinus fügt bei: „Suchet das, was in euerem Glauben der Vernunft gemäß ist.“

Darum haben wir den Rationalismus eingeladen, sich auf den wirklichen Standpunkt der Frage zu stellen: Ist das Übernatürliche möglich oder nicht?

Was hat aber anstatt dessen der Rationalismus getan? Er hat das übernatürliche Prinzip der Kirche nicht annehmen, er hat dasselbe nicht bekämpfen wollen. Er hat sich ein Phantasiegebilde geschaffen, um daraus alsdann Schlüsse gegen die Kirche zu ziehen, ähnlich wie seiner Zeit Augustinus, der von sich sagt: „Ich hatte mir von der Kirche ein Wahngebilde gemacht und gegen dieses Wahngebilde kämpfte ich alsdann.“

Befassen wir uns nun mit den einzelnen Formeln. Die größten Heiðsporne erklären, das Übernatürliche sei etwas Widersinniges. Aber wie kann es einen Widerspruch geben zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen? Einmal die Existenz dieser beiden Dinge zugegeben, wird man erklären müssen, wie sie sich zu einander verhalten, wie das Endliche aus dem Unendlichen hervorging, wie das Endliche sich auf dem Unendlichen aufbaut und mit ihm verbunden bleibt. Wenn das Übernatürliche nur eine vollständige Offenbarung Gottes ist, wie kann man alsdann einen Widerspruch zwischen Christus und dem Übernatürlichen festsetzen wollen?

Doch die Wissenschaft kümmert sich um diese Dinge gar nicht, sie kümmert sich nicht um den Glauben. Sie hat ihren Gegenstand, der aus Erscheinungen, Gesetzen, Ursachen und Wirkungen besteht. Der Botaniker legt eine Sammlung von Pflanzen an, der Anatom studiert den Leichnam, der Politiker sucht die Mittel auf, die Völker glücklich zu machen. Sie leugnen und behaupten nichts inbezug auf das Übernatürliche; sie kennen es einfach gar nicht.

Wie diese Wissenschaft doch kurzsichtig ist! Wie ist

es denn möglich, daß sie bei ihren speziellen Beschäftigungen niemals Gott dem Herrn begegnete? Die Naturgesetze genügen doch nicht, um alle Erscheinungen zu erklären. Die Fragen nach dem Ursprunge, nach dem Endzwecke der Dinge erklären sich doch sehr schwer ohne das Licht des Glaubens.

„Aber das Übernatürliche kann nicht bewiesen werden durch einen methodischen Prozeß, darum ist es unwissenschaftlich.“ In dem Übernatürlichen haben wir zwei Dinge zu unterscheiden, die Idee und die Tatsache. Die übernatürliche Ordnung kann man daher unter einem doppelten Gesichtspunkte auffassen; sie ist verständlich und darum auch wissenschaftlich. Die Idee in der übernatürlichen Ordnung ist nicht notwendiger Weise ein Geheimnis. Der Geist hat immer das geheime Band zu entdecken gewußt und wird dies immer wissen, welches die höhere Welt mit der niederen verbindet; und die großartige Philosophie unserer Väter beruht gänzlich auf der Übereinstimmung der logischen Ordnung mit der übernatürlichen. So hat sie sich gebildet. Wenn die Elemente nun einmal vorhanden sind, wenn der Ursprung ein alter, ruhmreicher ist, wenn seine Wirkungen festgestellt sind, so läßt sich das Übernatürliche nicht abweisen. „Ereignet sich nichts ähnliches in unserer Nähe? Hat die Astronomie es etwa unwissenschaftlich gefunden, den Namen Saturn dessen Ringen zu geben? Wenn sie auch nie das Zentrum desselben entdecken würde, so wäre es ihr doch nie eingefallen, ihn darum aus der Reihe der bekannten Gestirne zu streichen.“

Aber das Übernatürliche ist auch eine Tatsache

und darum besonders ist es wissenschaftlich. Man kann die Existenz Jesu Christi beweisen, wie die Alexanders, wie die Napoleons. Seine Gottheit gehört der Theologie an; aber Jesus Christus kann diskutiert werden wie Zoroaster und Mahomed. Das Evangelium ist ein Buch wie die anderen alle, es ist in Millionen Exemplaren verbreitet; in demselben befinden sich die Prophezeiungen, die unter Voraussicht der kommenden Ereignisse abgefaßt wurden und die sich dann später bewahrheitet haben; in ihm lesen wir Wunder, das sind Tatsachen, aus einer natürlichen und einer übernatürlichen Seite bestehend, aber es sind doch immer Tatsachen. Was will man denn mehr in die Sinne Fallendes haben? Und sollte die Geschichte den Rationalisten keine Lehre geben? Die Wissenschaft mag immerhin den Staub befragen, sie mag die Toten, die Marmorsteine der Paläste, der Tempel herbeischaufen; das Übernatürliche hat keine Furcht vor irgend einer Untersuchung. Man mag darum auch aufhören, es der Unwissenschaftlichkeit zu beschuldigen.

Aber ist vielleicht die andere Anklage ernsthaft zu nehmen, daß das Übernatürliche der Geistesfreiheit feindlich gegenüberstehe? Gewiß, das erste Gesetz des menschlichen Geistes, ja so zu sagen das Wesen des menschlichen Geistes ist die Freiheit. Der menschliche Geist ist wesentlich frei und kennt keine andere Grenzen als die Wahrheit, die seine Freiheit keineswegs einschränkt, sondern erhebt und sichert, da ja gerade dem Menschen die Freiheit gegeben ward, um die Wahrheit zu schaffen. Wie sollte darum der Glaube gegen dieses Privilegium des Menschen, welches Frei-

heit heißt, angehen können? Der Glaube ist wesentlich frei; er hat den Charakter des Spontanen, des persönlich Freiwilligen an sich. Der Glaube wird nie mit Gewalt aufgezwungen. Nein, der Pallasch mag Mahomedaner hervorbringen, aber Christen niemals! Selbst der moralische Druck vermag nichts in Bezug auf unsern Glauben.

Was sagte Ihnen denn der Priester, da Sie als Kind an der Kirchenpforte erschienen? „Willst du getauft sein?“ fragte er Sie. Und da Sie zum Alter des Vernunftgebrauches gelangt, im Begriffe standen, zum ersten Male Ihren göttlichen Erlöser in Ihr Herz aufzunehmen, richtete der Priester die andere Frage an Sie: „Willst du das Versprechen erneuern, welches du in der Taufe Gott dem Herrn gemacht hast?“ Wenn aber einmal der Glaube frei in die menschliche Seele seinen Einzug gehalten hat, gibt es eine Macht in der Welt, die ihn in derselben zurückzuhalten vermöchte? Der Glaube beruht auf der freien Zustimmung des Willens; es ist die Freiheit, die sich mit der Wahrheit vermählt; wie kann man ihn also ein Sklaventum nennen? Der Glaube sichert nicht nur die Freiheit, er erweitert auch ihren Gesichtskreis; er gibt den Flügeln des Geistes die Kraft, jene erhabenen Sphären zu durchheilen.

Heutzutage will man nicht mehr glauben, weil man in dem Freidenkertum eine Eroberung des modernen Geistes erblickt. Wie viele Freidenker oder wenigstens wie viele, die den Namen „Freidenker“ tragen, gibt es nicht? Es gibt deren in jedem Stande, in jedem Geschlechte, in jedem Alter, wie aus den

Zeitungen erhellt. Eines Tages fragte man ein Kind von 8 bis 9 Jahren nach seinem Glauben. Der Kleine antwortete: „Ich bin Freidenker.“ Das ist die Frucht der modernen Erziehung! „Ich bin Freidenkerin,“ sagt auch die Dame, die sich von alten Vorurteilen frei gemacht hat.

Sehen wir jedoch einmal zu, ob denn diejenigen, die sich Freidenker nennen, es wirklich sind. Um Freidenker zu sein, muß man doch zunächst Denker sein. Aber, sind jene Leute Denker? Lassen wir das alberne Kind, sowie die frivole Dame einmal ganz bei Seite; denn womit befaßt sich eigentlich die letztere? Hat sie vielleicht die großen theologischen und philosophischen Fragen, welche den Gegenstand der gelehrten Diskussionen bilden, erwogen? Hat sie Plato, Aristoteles und die anderen großen Philosophen studiert? Es wäre eine Torheit, an so etwas denken zu wollen. Womit beschäftigt sie sich denn? Sie denkt an ihre Toilette, an die Mode, an das neueste Theaterstück, an die Konzerte, die Bälle, und während sie einen Roman oder ein Modejournal verschlingt, nennt sie sich eine Freidenkerin. Gehen wir zum anderen Geschlechte über, das mehr zu denken gewohnt ist. Ist vielleicht jener Arbeiter ein Denker, der von früh morgens bis spät abends beschäftigt ist, mit mühsamer Arbeit für sich und für seine armen Kinder das tägliche Brod zu verdienen? Ohne Zweifel liest auch der Arbeiter heute die Zeitungen, und Sie wissen, wie die Zeitungen denken, wie sie andere denken lassen, wie sie über alles oberflächlich reden. Wird vielleicht der Politiker ein Denker sein,

der sich stets mit den Wechselfällen der Politik, der Abstimmungen, der Wahlen, mit dem Sturze und der Erhaltung des Ministeriums befaßt? Oder sind die Denker etwa bei jenen flüchtigen, genußsüchtigen jungen Leuten zu finden, die ihre Zeit in den Cafés und an anderen Vergnügungsorten zubringen? Nein, um einen Denker zu finden, muß man den Mann aufsuchen, der sich frei macht von materiellen Sorgen des häuslichen und sozialen Lebens, damit er sich in die Region des Gedankens erheben könne.

Aber geben wir einmal zu, daß jene Leute in der That Denker seien; sind sie denn auch Freidenker? Fragen Sie sie nur; Sie werden ihre Antwort hören. Sie antworten Ihnen, wie die Juden Jesu Christo, als dieser ihnen sagte: „Wenn ihr bei meinem Worte bleibet, werdet ihr die Wahrheit haben und die Wahrheit wird euch frei machen.“ „Was sprichst Du uns von Freiheit,“ rufen sie, „wir sind Söhne Abrahams; wir sind niemals Sklaven gewesen.“ So werden auch jene Ihnen sagen: „Wir nehmen niemandes Joch an; wir hängen nur von uns selbst ab.“ Aber wer ist denn der „wir selbst?“ Ich will es ihnen sagen: Ihr Jahrhundert, die Gesellschaft, der Sie angehören, die Zeitung, aus der Sie alle Morgen für fünf Pfennige ihre Gedanken fix und fertig herausholen. Das ist ihre Freiheit! Wie viele haben wir nicht kennen gelernt, die unter dem Vorwande der Freiheit das Joch des Glaubens zurückstießen! Sie hüten sich wohl, ihr Haupt vor dem Worte Gottes zu beugen und finden es ganz natürlich, sich zum Sklaven einer Utopie zu machen. Der

Glaube verachtet diesen schändlichen Mut und öffnet dem Geiste neue und weite Gesichtskreise.

Hören Sie folgendes Zwiegespräch, welches zwei junge Studenten, die an einer auswärtigen Universität den Studien oblagen, miteinander führten. Es ist mir erzählt worden, aber ich kann Ihnen auf Ehre und Gewissen die Versicherung geben, daß es so wirklich stattgefunden hat. Einer dieser jungen Leute war von seinem Glauben abgefallen, um Freidenker zu werden. Der andere war dem Glauben treu geblieben, und es tat ihm in innerster Seele weh, den Freund auf solchen Abwegen zu erblicken. Eines Tages sprach er zu ihm: „Was wird wohl deine gute Mutter sagen, wenn sie deine Verirrung, deinen Abfall vom Glauben erfährt?“ Ei was, ich will kein Hinderniß vor meinem Verstande, vor dem Fluge meines Geistes.“ Aber, wenn du Freidenker bist, so bin ich meinem Glauben treu geblieben. Sage mir nun, inwiefern der Flug deines Geistes mächtiger ist, als der meinige? Was siehst du denn mehr als ich? Sieh' hier die Welt, den Himmel, die Erde, das Meer, die Gestirne, was siehst denn du, das ich nicht sehe? Ohne Zweifel, wenn Laplace, von dem uns unser Lehrer sprach, sein Buch geöffnet hätte, um uns diese Wunder zu erklären, so wäre ich stumm geworden vor staunender Bewunderung; aber auch P. Secchi hat seinerseits sein Buch geöffnet. In der Welt der Vernunft, in der Welt der Prinzipien, was siehst du, das ich nicht sehe? Vielleicht, daß unsere Philosophen und besonders der heil. Thomas nicht tiefer als alle in die Welt der

Ideen eingedrungen sind? Höre einmal, was ich unlängst gelesen habe. Zu P. Lacordaire kamen eines Tages zwei Jünglinge, die ihm bedeuteten, sie hätten ihm die Mitteilung zu machen, daß sie sich nunmehr von der Unmöglichkeit der Existenz Gottes überzeugt hätten, und zwar besäßen sie hierfür unwiderlegliche Beweise. Lacordaire hörte sie mit seiner gewohnten Güte und Nachsicht an. Alsdann nahm er ein Buch und sagte ihnen: „Sehen Sie, der Mönch, der dieses Buch geschrieben hat, wußte gegen Gott viel mehr zu sagen als Sie. Schlagen Sie nur die erste Seite auf und lesen Sie!“ Es war die Summa des heil. Thomas. Die jungen Männer lasen und standen erstaunt gegenüber diesen mit solch einem Aufwand von Unglauben vorgebrachten Einwendungen. „Videtur quod Deus non est. Es scheint, daß Gott nicht existiert.“ „Aber,“ fuhr Lacordaire fort, „lesen Sie einmal weiter und sie werden sich überzeugen.“ At contra „Aber gegen diese Einwendungen habe ich folgende Beweise.“ Sie lasen und mußten sich für besiegt erklären. „Nein,“ sagte der junge Mann, „steigen wir nur höher empor in der Welt der Tatsachen und der Dinge, so wirst Du mir nicht zu folgen vermögen, weil mein Geist weiter vordringt wie der Deinige. Mein Glaube zeigt mir eine neue Welt; mein Blick geht tiefer als der Deine. Ich weiß wohl, was Du antworten willst: diese neue Welt lege der Vernunft einen Hemmschuh an, sie sei ein Hindernis für die Freiheit. Indes ist sie ebenso ein Hemmschuh für die Freiheit, wie Amerika ein Hemmschuh ist für den Verkehr der Schiffe; sie ist

ein Hindernis, wie die entdeckten Planeten ein Hindernis sind für den Blick des Astronomen. Nein, der Glaube ist ebenso wenig ein Hindernis für die Freiheit des Geistes wie das Schienengeleise ein Hindernis für die Lokomotive, die auf demselben den Raum auf Windesflügeln durchheilt, wenn sie aber selbe verläßt, alsbald in den Abgrund der Zerstörung versinkt.“ Ja, die freie Vernunft, ohne das belebende Licht des Glaubens, bereitet sich selbst, dem Vaterlande und der Gerechtigkeit den Untergang, wie die Lokomotive, die aus dem Geleise gerät, sich selbst, die Wagen und alle Insassen unter demselben Trümmerhaufen begräbt.

II. Was soll ich nun noch von der gemeiniglichsten Schlußfolgerung aller jener Leute sagen: Der Glaube ist die Übergangszeit der Kinderjahre des menschlichen Geschlechtes; die Wissenschaft aber ist der definitive Zustand des erwachsenen Menschen! Ich wäre neugierig zu hören, in welcher Zeit denn eigentlich die Menschheit ihre Kinderschuhe ausgezogen hat, um in das Mannesalter einzutreten. Zu Rom war es ein Familienfest, wenn das Kind sein Kleid ablegte, um die toga virilis anzuziehen. So müßte ja auch die Menschheit ein großartiges Fest feiern, wenn sie diese Zeremonie vornimmt. Ich fürchte nur sehr, daß dieser erhabene Moment von einem modernen Denker erfunden ist, der, um sich von dem Übernatürlichen, welches den Adlerflug seiner Phantasie beschwerte, loszumachen, ein neues Auskunftsmittel entdeckt hat, das der naturalistischen Evolution.

Was man auch immer sagen möge, es ist jetzt

zu spät, um zwischen Religion und Philosophie eine Scheidewand aufzuführen. Die christliche Kirche ist mit Männern angefüllt, die freilich nach der Meinung jener großen Geister der Kindheit des Menschengeschlechtes angehörten, die aber die berühmtesten Namen trugen: Augustinus, Thomas, Baco, Newton, Galilei. Indes, diese Männer mußten ja nicht nachzudenken. Die Evolution begann erst mit Voltaire und wird von denjenigen fortgesetzt, die sich zu denselben Ansichten bekennen, deren Erbe unser Jahrhundert angetreten hat. Und dies wird in der That mit vollem Ernste auf dem Katheder gelehrt von Professoren, die damit die jungen Leute zum Beifalle hinreißen.

Ohne Zweifel, die Kinder zeigen die Tendenz in instinktiver, unwiderstehlicher Weise alles zu glauben, was man ihnen vorträgt. Aber was beweist diese Tatsache weiter als daß der Glaube ein dem Menschen angeborener, wesentlicher und unentbehrlicher Trieb ist. Und wenn es nicht schwer ist, diesen Trieb im Menschen aufzudecken, ist man dann dadurch zu dem Schlusse berechtigt, daß dies nur ein vorübergehender Zustand sei, der später verschwinden werde? Unser Bedürfnis zu glauben, die Schwierigkeit, in der wir uns befinden, dem Irrtume zu entgehen, beweist, daß der Unterricht dann ein unfehlbarer wird, wenn er im Interesse der gesamten armen Menschheit stattfindet.

Ich gebe es gerne zu, daß die Kinder und die Völker im Kindesalter nach dem Wunderbaren neigen, und ich gebe des weiteren zu, daß man diese

Leichtgläubigkeit gar oft mißbraucht hat. Aber was beweist dieses Zugeständnis? Doch nur, daß in der übernatürlichen Ordnung noch mehr als in der natürlichen der Glaube erleuchtet, geregelt, geleitet werden muß. Und darum wollen wir eben in den Sachen der Religion von einer Autorität abhängen, die über alle Schwächen, über alle Ungewißheit des menschlichen Verstandes erhaben ist. Nein, nicht die Wissenschaft hat die Menschheit von dem Überglauben befreit, sondern es war unser Glaube, der das fälschlich Übernatürliche verscheuchte und uns dafür das wahre Übernatürliche zeigte, welches war und sein wird der definitive Zustand der erwachsenen Menschen.

Ich bestreite dem Freidenkertume ganz und gar die Möglichkeit, einen Punkt zu bezeichnen, in welchem unsere Wahrheit auch nur abblaste. Unser Glaube ist heute ganz genau derselbe, wie er früher gewesen und wie er immer sein wird. Ja, bewundern Sie nur unser katholisches Glaubensbekenntnis: Inmitten dieses beständigen Wechsels der Dinge und der Menschen singt man es unverändert unter den Gewölben der Gotteshäuser, wiederholen es Millionen Lippen in diesen achtzehn verflossenen Jahrhunderten, die für unsern Glauben Jahrhunderte fortwährender Kämpfe waren; aber hat dabei unser Glaubensbekenntnis auch nur ein Wort, auch nur eine Silbe eingebüßt? Es steht da großartig in seiner Integrität wie die Pyramiden in der Wüste.

„Gewiß, man wird die Widersprüche zwischen Wissenschaft und Glauben schon einmal entdecken.“ Ist

dies wahr? Man behauptet immer, sie entdeckt zu haben; wenn man aber genauer zusieht, so war es jedesmal eine Täuschung; und so wird es immer gehen, denn zwischen Wissen und Glauben besteht eine Blutsverwandtschaft: Gott, der Urheber des Glaubens, ist auch der Urheber der Wissenschaft. Die Wahrheit kann niemals mit sich selbst in Widerspruch treten. Wohl kann es einmal einen scheinbaren Widerspruch geben, der aber niemals in der Wirklichkeit begründet ist; und das kommt eben von der Schwäche des Menschen, von seiner Kurzsichtigkeit her, der den unbegrenzten Gesichtskreis der absoluten Wahrheit nicht umfassen kann.

Als Kepler sein neues System veröffentlichte, gab es Gelehrte, die ihre Einwendungen dagegen erhoben. Unter anderem machte man folgende Schwierigkeit: „Wenn jene Behauptung wahr ist, so muß die Venus dieselben Phasen haben wie der Mond.“ „Ihr möget recht haben,“ gab Kepler zur Antwort; „ich kann das Gegenteil nicht beweisen; ihr aber könnt es auch nicht behaupten.“ Da erschien Galilei und mit seinem vervollkommenen Teleskope bewies er, daß die Venus in der That diese Phasen habe. So ergeht es auch der Religion. Wenn sich der Strahl des Glaubens und der Strahl des Wissens vereinen, dann bilden sie eine leuchtende Fackel, die ihr Licht bis in die dichteste Finsternis entsendet.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Wilhelm Grant ein Buch, das den Titel führte: „Die Geschichte der Konflikte zwischen der Wissenschaft und der Revolution,“ welchem die Freidenker einen großartigen

Erfolg voraussagten; sie glaubten sogar den Untergang unseres Dogmenglaubens nunmehr sicher erwarten zu dürfen. Nun, einige Jahre sind vorübergegangen und niemand spricht mehr von dem Buche; es wird gar nicht mehr erwähnt. Unsere Dogmen aber sind dieselben, die sie immer gewesen sind, und sie werden es sein bis zum Ende der Zeiten.

O. A. M. D. G.

I n h a l t

	Seite
Vorwort	1
I. Die Vorurteile gegen die Religion	3
II. Die Intoleranz der Religion	21
III. Die Ursachen des Unglaubens	52
VI. Jesus Christus	63
V. Die Gottheit und Menschheit Jesu Christi	82
VI. Die Lehre Jesu Christi	106
VII. Die Liebe Jesu Christi	131
VIII. Das Werk Jesu Christi	156
IX. Das Leiden Jesu Christi	181
X. Der Glaube	207
XI. Wissen und Glaube	231
XII. Das Übernatürliche	237



CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BX1756.A45K6 C001 V002
KONFERENZREDEN UND FASTENPREDIGTEN MAIN

53605



3 0311 00043 6035

WITHDRAWN

554

WHEN taking out this book, please write name and date on card and place card in CARD-DROP.

PLEASE see that this book is returned ON TIME: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving MARKERS of any kind between the pages.



3 051 85